

Geroldsecker Land

Jahrbuch einer Landschaft

Heft 64

2022 Herausgeber Stadt Lahr
Redaktion: Martin Frenk, Thorsten Mietzner,
Hans Schmider, Ines Schwendemann, Daniel Senger und Elise Voerkel
Gestaltung: Yvonne Berndt

Inhalt

Zum Geleit	4
<i>Von Oberbürgermeister Markus Ibert</i>	
Der Jugend zum Glück?	7
Eine Analyse der Lebensumstände der Heimkinder im Ersten Deutschen Reichswaisenhaus in Lahr 1948 – 1977	
<i>Von Sina Fritsche</i>	
Entspannung und Annäherung	35
Französische Stationierungsstreitkräfte in Lahr 1955 – 1967	
<i>Von Werner Schönleber</i>	
Das Nest auf dem Storchenturm und die Störche in Lahr und Ettenheim	55
<i>Von Ines Schwendemann</i>	
Friedrich Längle: Mission Westafrika	69
<i>Von Walter Karl</i>	
Die Gründung der „Rhein-Apotheke“ in Ichenheim	77
<i>Von Heinz Walter</i>	
Neue Erkenntnisse aus der „Grabung Leopoldstraße“ zum römischen Vicus in Lahr-Dinglingen	85
<i>Von Kathrin Lieb</i>	
Die Lahrer Neuschutter (Gewerbekanal) – Das verlorene Idyll oder die Beseitigung einer Kloake?	95
<i>Von Walter Caroli</i>	
Paradiese aus zweiter Hand – Bedrohte Streuobstwiesen im Ried	109
<i>Von Brigitte Mundinger</i>	
„... wegen heimtückischer staatsfeindlicher Äußerung ...“	131
Ein nahezu unbekanntes Kapitel der jüngeren Ottenheimer Dorfgeschichte	
<i>Von Martin Frenk</i>	

Die ehemalige Klostermühle in Schuttern	153
Das Mühlrad in der Schutter dreht sich schon lange nicht mehr <i>Von Ekkehard Klem</i>	
„Der arme Eduard – Geschichten vom Zünderle“ Ein romantischer „Don Quichotte“?	169
Annäherungen als Autor an ein Sulzer Original <i>Von Christopher Kern</i>	
Ankündigungen und Besprechungen	185
Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter	189
Gedichte und Erzählungen von Ulrike Derndinger	

Herstellung Druckhaus Kaufmann, Lahr
Entwurf: Stefanie Reeb
Copyright: Stadt Lahr
ISSN 1614-1407

Foto auf dem Umschlag:
Mauern aus dem 13., 19. und 21. Jahrhundert
beim Stadtmuseum Lahr; Peter Kees.

Zum Geleit

Von Oberbürgermeister Markus Ibert

„Wer die Vergangenheit nicht kennt, kann die Gegenwart nicht verstehen und die Zukunft nicht gestalten.“ Der damalige Bundeskanzler Helmut Kohl hatte diesen Satz 1995 im Bundestag gesagt. Er ist seitdem unzählige Male wiederholt worden, auf dem Lahrer Gedenkstein für die 1940 nach Gurs deportierten Lahrer Jüdinnen und Juden wird er zitiert. Obwohl er meistens auf die Zeit des Nationalsozialismus bezogen wird, hat er weit darüber hinaus Geltung. Weshalb ihn schon Ende des 19. Jahrhunderts ganz ähnlich der Sozialdemokrat August Bebel benutzte.

Der Satz leuchtet auch den meisten von uns unmittelbar und intuitiv ein. Vermutlich deshalb, weil wir ihn mit unserer eigenen Lebenserfahrung verbinden können. Wer wir heute sind, das wissen wir nur, wenn wir in Rechnung stellen, was wir waren, wo wir herkommen und was unsere Wurzeln sind. Menschen, die ihre Erinnerung verlieren, verlieren auch ihre Identität und müssen sie mühsam neu aufbauen. Aber die Zukunft? Hängt auch sie davon ab, dass wir die Vergangenheit kennen?

Nun, in der Regel greifen wir, wenn wir Entscheidungen treffen wollen, auf Erfahrungen zurück. Ungern nur machen wir Fehler zweimal. Zwar reichen die Informationen aus der Vergangenheit selten aus, um alleine mit ihnen eine angemessene Wahl zu treffen, aber vor völlig neuen Problemen stehen wir doch immer etwas zögernd und zaudernd. Die vergangenen beiden Jahre haben uns das ausgiebig gelehrt.

Aber „Vergangenheit“ ist nicht einfach nur da. Die alte Skatspielerregel „Wer schreibt, der bleibt“ gilt auch hier. Unser Gedächtnis mag – unzuverlässig genug – noch ein paar Jahrzehnte zurückreichen. Doch nur die fleißige Arbeit von zahlreichen Heimathistorikerinnen und –historikern bewahrt uns davor, dass die reiche Geschichte unserer Landschaft so schnell in Vergessenheit gerät, wie die Generationen wechseln.

Auch im diesjährigen Jahrbuch „Geroldsecker Land“ ist wieder viel zusammengetragen worden, was der Erinnerung wert ist. Manchmal

zur Ermahnung, manchmal zur Erbauung und gelegentlich auch Manches, was einfach nur interessant ist. Wenn es also einen Gedächtnisort des alten Geroldsecker Landes, der südlichen Ortenau gibt, dann ist es dieses Jahrbuch. Und zugleich ist sie ein unverzichtbares Archiv für die zahlreichen Gemeinden geworden, die hier beheimatet sind. Was wir also an Erfahrungen haben, was unsere Vergangenheit war und uns bedeutet, das zeigt uns zu einem guten Stück das „Geroldsecker Land“. Mit seiner Hilfe können wir unsere Gegenwart zumindest ein wenig besser verstehen und ein wenig mehr „Grundierung“ für unsere Entscheidungen bekommen.

Rätsel

Nun ratet, was ist das?
Ein Spiegel ohne Rahm' und Glas.
Habt ihr ein ehrlich Angesicht,
schaut herzhaft drein, ihr seht euch nicht.
Drin sieht sich nur ein Bösewicht;
und sieht er sich, so läuft er fort,
und flieht an einen andern Ort.
Auch schaut er nie daheim hinein,
es muss auf einer Reise sein.

Johann Peter Hebel (1760 - 1826)

Lösung nach dem Autorenverzeichnis.

Der Jugend zum Glück?

Eine Analyse der Lebensumstände der Heimkinder im Ersten Deutschen Reichswaisenhaus in Lahr 1948 – 1977¹

Die Geschichte einer „großen sozialen Tat“

Sina Fritsche

In diesem Jahr jährt sich die Eröffnung des Ersten Deutschen Reichswaisenhauses in Lahr zum 136. Mal. *Einen Pfennig nur im Jahr – Für das Waisenhaus in Lahr* – mit diesem Leitspruch sammelten einige Bürger:innen der Stadt Lahr Geld und riefen so ein Projekt ins Leben, das der Historiker Michael Jacob rund 130 Jahre später als *eine der großen sozialen Taten des 19. Jahrhunderts*² bezeichnen sollte.

Aus dem früheren Projekt Deutsches Reichswaisenhaus entwickelte sich die finale Gründung des Ersten Deutschen Reichswaisenhauses in Lahr³, das den meisten Einwohner:innen der Stadt Lahr ein Begriff sein dürfte. Obgleich das Reichswaisenhaus seit den späten 1970er-Jahren geschlossen ist, existieren die Gebäude heute noch; das Gelände wird aber neu bebaut. Dass dieses Vorhaben umstritten ist, zeigt eine Bürger:inneninitiative mit fast 4.000 Unterschriften, die sich gegen die Bebauung des Geländes am Altvater aussprach. Doch warum hängt ein Teil der Stadtbevölkerung an den Gebäuden des ehemaligen Reichswaisenhauses? Es ist sicherlich keine Untertreibung, zu sagen, dass die Gründungsgeschichte des Ersten Deutschen Reichswaisenhauses aufgrund der Initiative einiger Bürger:innen von Lahr besonders war. Beschrieben *als einmaliges Zeugnis der Stadt Lahr*⁴ und rückblickend auf eine fast 100jährige Geschichte, spielte das Heim eine bedeutende Rolle in der Geschichte der Stadt.

Eine tragende Rolle in der Entstehungsgeschichte des Ersten Deutschen Reichswaisenhauses hatte der Lahrer Hinkende Bote, ein seit Beginn des 19. Jahrhunderts erscheinender Jahreskalender, der Nachrichten aus Lahr, Deutschland und der Welt verbreitete. Albert Bürklin, der damalige leitende Redakteur, sowie der Verleger Moritz Schauenburg Senior riefen 1877 ein Projekt ins Leben, mit dem durch Spendensammlungen die Einrichtung eines Waisenhaus-

ses finanziert werden sollte. Der Hinkende Bote veröffentlichte seit diesem Jahr jährlich Berichte, die regelmäßig über die Aktivitäten, Neuigkeiten und das Spendengeschehen berichteten. Der Name des Ersten Deutschen Reichswaisenhauses leitete sich dabei von der Tatsache ab, dass das Heim Kinder aus dem gesamten Deutschen Reich aufnehmen sollte. Die anderen Waisenhäuser der damaligen Zeit nahmen meist nur Kinder aus dem jeweiligen Wohnort bei sich auf, sodass das Reichswaisenhaus in Lahr in diesem Punkt eine Besonderheit darstellte.

Der Zuspruch aus dem In- und Ausland für das Projekt wuchs im Laufe der folgenden Jahre. Dabei bildete sich ein großes Netzwerk an Unterstützer:innen, die es hauptsächlich durch Geldspenden ermöglichten, dass 1884 ein Grundstück für das zukünftige Reichswaisenhaus erworben werden konnte. Nach der Instandsetzung und den Umbaumaßnahmen konnte das Erste Deutsche Reichswaisenhaus am Pfingstmontag, den 25. Mai 1885, eröffnet werden. Während der Eröffnungszeremonie hielt unter anderem der Kreisschulrat Bauer eine Rede, in der er die Ziele und die Mission des Waisenhauses verdeutlichte. Bauer, selbst ein Mitglied des Verwaltungsrates des Reichswaisenhauses, verdeutlichte dabei Folgendes: Das Reichswaisenhaus sollte *eine Stätte der Duldung, der Versöhnung und des Friedens, [...] ein Denkmal deutscher Zusammengehörigkeit und Einheit, [...] ein Heim für arme Waisen aus allen Konfessionen [...]*⁵ sein. An den Hausvater und seine Gattin richtete Bauer ebenfalls direkt das Wort. Diese sollten *den einsamen und verlassen Stehenden die verlorene Vater- und Mutterliebe [ersetzen] und [...] sich ihrer in Geduld und Liebe [annehmen] [...]*.⁶ Die Hauseltern sollten als Elternersatz fungieren. An dieser Betonung des Familienaspektes ist die seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert einsetzende Tendenz, das Familienprinzip mehr in die öffentliche Ersatzerziehung einfließen zu lassen, gut erkennbar. Mit Eröffnung des Reichswaisenhauses zogen 1885 die ersten Kinder ein. Zunächst aus finanziellen Gründen auf lediglich 40 beschränkt, stieg die Zahl der Kinder im Laufe der Jahre immer weiter an, sodass mit der Zeit zusätzliches Personal eingestellt wurde.⁷

Während also die Zahl der Kinder im Reichswaisenhaus mit den Jahren weiter anstieg, wuchs auch das Vermögen des Heimes.⁸ Das lag mitunter daran, dass einige Unterstützer:innen des früheren Projektes im In- und Ausland verstarben und ihr Vermögen dem Reichswaisenhaus vermachten. Unter ihnen war etwa der Artillerie-



hauptmann, Intendantursekretär und Rechnungsrat August Friedrich Karl Theodor Thaeder. Sein Vermögen ermöglichte den Neubau eines weiteren Gebäudes – das nach ihm benannte Thaeder-Haus.⁹ Zur Unterscheidung der beiden Haupthäuser nannte man das ältere Gebäude daraufhin das Bürklin-Schauenburg-Haus, benannt nach den beiden maßgeblichen Gründern des Projektes.

Das weitläufige Gelände des Ersten Deutschen Reichswaisenhauses am Altwater in den 1950er-Jahren. Abb.: Stadtarchiv Lahr

Bevor das Thaeder-Haus jedoch eingeweiht werden konnte, brach 1914 der Erste Weltkrieg aus, und das Militär verwendete das Gebäude als Rekrutendepot. Ähnlich wie bei vielen andere Einrichtungen gingen die Kriegsjahre und die Inflation auch am Reichswaisenhaus nicht spurlos vorbei. Diese Zeit kennzeichnete sich maßgeblich durch einen massiven Vermögensverlust des Heimes. Wie bereits in den Jahren zuvor halfen die Spenden der Unterstützer:innen auf der ganzen Welt, das Heim über die Kriegs- und Nachkriegsjahre finanziell zu halten.

In den 1930er-Jahren vollzog sich allmählich ein Strukturwandel, der sich dadurch kennzeichnete, dass inzwischen nicht nur Vollwaisen wie zu früheren Zeiten, sondern auch Halbwaisen und unehe-lich geborene Kinder im Heim Aufnahme fanden. Als die Nationalsozialisten an die Macht kamen, gliederte die zuständige Behörde das Reichswaisenhaus mit all seinem Grund und Boden in den Reichsverband Deutscher Jugendheimstätten e.V. ein. Der offizielle Träger des Reichswaisenhauses, der Verein zur Gründung und Erhaltung eines Reichswaisenhauses in Lahr, blieb zwar faktisch bestehen, man untersagte ihm jedoch jede Tätigkeit, und in dieser Zeit fungierte das Heim als Kindererholungsheim.¹⁰ Gegen Ende des Zweiten Weltkrieges erreichten französische Truppen am 18. April 1945 Lahr, besetzten die Gebäude des Reichswaisenhauses und nutzten sie für ihre Zwecke. Aufgrund der unübersichtlichen Situation nach Kriegsende und der Tatsache, dass das Reichswaisenhaus 1945 keine verantwortliche Verwaltung vorweisen konnte, beauftragte die Militärregierung den neu eingesetzten Oberbürgermeister der Stadt, Dr. Paul Waeldin, mit der kommissarischen Verwaltung des Heimes. In den ersten Nachkriegsjahren fungierte das Reichswaisenhaus als Flüchtlings- und Erholungsheim.

Die zweckentfremdete Nutzung des Geländes erschwerte die Wiederaufnahme des Waisenhausbetriebes zunächst erheblich. Für die Ersetzung des zerstörten Inventars und den Wiederaufbau der zum Heim gehörenden Landwirtschaft – um die Aufnahme von Kindern wieder zu ermöglichen – benötigte man Gelder, die größtenteils durch Spenden beschafft werden konnten. Anfang 1949 begann mit der Unterbringung von mehr als 60 Waisen und *moralisch und gesundheitlich gefährdeten Kindern*¹¹ eine höhere Auslastung des Heimes. Im Laufe des Jahres kamen auch einige Flüchtlingswaisenkinder, die ihre Eltern im Krieg beziehungsweise auf der Flucht verloren hatten, in das Reichswaisenhaus. Zeitgleich zur zunehmend höheren Anzahl an Kindern im Heim setzte die Restitutionskammer den Verein zur Gründung und Erhaltung eines Reichswaisenhauses in Lahr als Träger des Heimes wieder vollständig ein und gab ihm all seine Rechte wieder. Darüber hinaus hob die Kammer die Zwangsverwaltung auf. Als erstes Heimleiter Ehepaar nach der Zeit des Zweiten Weltkrieges nahmen Dr. Ernst Leist und seine Frau Mili die Tätigkeit auf.

Bis 1950 waren die Kinder im Reichswaisenhaus ausschließlich im Bürklin-Schauenburg-Haus untergebracht, da das Thaeder-Haus von



*Das Ehepaar Mili und
Ernst Leist.*

Abb.: Stadtarchiv Lahr

der Militärregierung noch nicht freigegeben war. Dieser Schritt erfolgte erst 1951, als das Haus Jahrzehnte nach der Errichtung seinen ursprünglich angedachten Zweck – nämlich die Unterbringung von weiblichen Kindern – erfüllen konnte. In den darauffolgenden Jahren konnten – nicht zuletzt dank des kontinuierlichen Flusses an Spendengeldern – weitere Gebäude auf dem Gelände des Reichswaisenhauses erbaut werden, so etwa das Hugo-Hemmerich-Haus oder das Anna-Pfund-Haus.

Endes des Jahres 1958 gab es einen Wechsel des Heimleiterehepaares, als das Ehepaar Leist von Herbert und Ilona Ahrens abgelöst wurde. Herbert Ahrens, der gleichzeitig auch Verwaltungsdirektor des Heimes war, trieb die weitere Bebauung des Geländes voran, beispielweise mit zusätzlichen Unterbringungsmöglichkeiten für die Belegschaft oder Sportanlagen. Allerdings begannen im Laufe der nächsten Jahre die Belegungszahlen rückläufig zu werden. Neben der seit Jahren rückläufigen Anzahl der Kinder vollzog sich im Laufe der 1950er- und 1960er-Jahre ein weiterer Strukturwandel, der

das Reichswaisenhaus vor wachsende Probleme stellte. Zusätzlich zu den Voll- und Halbwaisen kamen auch verlassene Kinder und sogenannte Sozialwaisen ins Heim, also jene Kinder, um die sich die Eltern oder Verwandten entweder nicht kümmern wollten oder es aufgrund verschiedener Umstände nicht konnten. Diese Erziehungsfälle häuften sich Mitte des 20. Jahrhunderts zusehends und erforderten ausreichend qualifiziertes Personal. Verschärfend kam hinzu, dass 1972 Heimrichtlinien erlassen wurden, die ihren Fokus nun deutlich mehr auf eine pädagogisch-methodische Erziehung legten. Auf diese sozialpädagogische Entwicklung war das Konzept des Reichswaisenhauses nicht ausgelegt; eine Reform des Konzeptes war daher unumgänglich. Allerdings fehlte das fachliche Personal, das die neuen theoretischen Richtlinien auch in die Praxis umsetzen konnte. Darüber hinaus reduzierte sich aufgrund der neuen Leitlinien die Zahl der Kinder, was umgekehrt einen Rückgang der staatlich finanzierten Pflegesätze bedeutete. Diese zunehmende finanzielle Unsicherheit durch den steten Rückgang der Kinderzahlen in Kombination mit Akquisitionsproblemen von qualifiziertem Fachpersonal und die fehlende Reformbereitschaft machten die Lage im Reichswaisenhaus in den späten 1970er-Jahren zunehmend prekär. Hinzu kam, dass schwere Vorwürfe gegen den Heimleiter Herbert Ahrens erhoben wurden. Man beschuldigte ihn, Teile des Vermögens des Reichswaisenhauses veruntreut und einige der Heimkinder sexuell missbraucht zu haben. 1976 erließ die Staatsanwaltschaft deshalb einen Haftbefehl gegen Herbert Ahrens.

Aufgrund der verschiedenen Entwicklungen zog der Verwaltungsrat Ende der 1970er-Jahre Konsequenzen: Er teilte mit, dass das Erste Deutsche Reichswaisenhaus in dieser Form nicht weiter existieren konnte. Im Frühjahr des Jahres 1977 schloss das Heim offiziell seine Türen, während der eigentliche Heimbetrieb im Sommer desselben Jahres eingestellt wurde. Die Kinder, die zu diesem Zeitpunkt noch im Reichswaisenhaus lebten, wurden mithilfe der Behörden in andere Heime und Einrichtungen gebracht.

Die Geschichte des Ersten Reichswaisenhauses ist damit von seiner Entstehung bis zu seiner Auflösung grob umrissen. Sie zeigt ein Heim, das auf eine fast 100-jährige Geschichte zurückblickt und dabei mehrere Zäsuren und Entwicklungslinien der deutschen Geschichte und deren Folgen miterlebte.

Dabei weist auch das Haus selbst einige Kontinuitäten auf, die seine Geschichte charakterisieren. Das Selbstverständnis des Heimes als *ein Heim für Familienersatz*¹², das sich als Zufluchts- und Erziehungsstätte in familiärer Atmosphäre mit Liebe und Geborgenheit präsentierte, ist ein durchweg positives. Dabei legten die Verantwortlichen gerade am Anfang sehr viel Wert auf die Betonung des Familienprinzips und die Tatsache, dass das Reichswaisenhaus Kinder aller Konfessionen und Herkunftsorte bei sich aufnahm. Das Selbstverständnis und die positive, auf das Wohl der Kinder ausgelegte öffentliche Präsentation des Ersten Deutschen Reichswaisenhauses sind sicherlich auch der Tatsache geschuldet, dass sich das Heim seit seiner Gründung zu einem nicht unerheblichen Teil über Spenden finanzierte und die positive Resonanz der Bevölkerung einen wichtigen Aspekt für den Erfolg des Projektes garantierte. Ein weiterer erwähnenswerter Aspekt ist die Verbindung zwischen dem Ersten Deutschen Reichswaisenhaus und der Stadt Lahr. Durch die positive öffentliche Präsentation des Heimes, die weitreichenden Kontakte und die Einbeziehung von Medien und Presse war das Reichswaisenhaus bald auch weit über die Stadtgrenzen von Lahr hinaus bekannt. Immer wieder wies man auf die enge Verbindung zwischen dem Reichswaisenhaus und der Stadt Lahr hin. Durch diese Verbindung wurde auch die Stadt weit über die Nachbarstädte hinaus bekannt.

Der Heimalltag in der Nachkriegszeit

Nachdem die Geschichte des Reichswaisenhauses grob umrissen wurde, widmet sich dieser Aufsatz nun den Lebensumständen der ehemaligen Heimkinder. Hierbei liegt der Fokus auf der Nachkriegszeit im Heim, genauer auf den Jahren 1948 bis 1977. Diese zeitliche Schwerpunktsetzung begründet sich damit, dass aus der Zeit vor 1948 schlichtweg keine Kinderakten mehr existieren. Erst nach Ende des Zweiten Weltkrieges nahm das Heim 1948 wieder die ersten Kinder in den freigegebenen Gebäuden auf, und das Personal setzte die Anfertigung der Kinderakten fort.

Für die Betrachtung der Lebensumstände der Heimkinder im Ersten Deutschen Reichswaisenhaus sollten mehrere Aspekte in die Betrachtung beziehungsweise Analyse einfließen. Diese Aspekte umfassen einen genaueren Blick auf die Kinder selbst, die Erzieher:innen, die Beziehung der Kinder untereinander und zum erziehenden Personal und die generellen Erziehungsvorstellungen der damaligen Zeit. Dazu gehören unter anderem Fragen nach den Gründen, aus denen

die Kinder ins Heim kamen, wie sie dort lebten und wie sich die Organisation des Hauses und des Alltags gestaltete. Durch die Rekonstruktion des Alltags der Kinder lassen sich viele Rückschlüsse auf die damals geltenden Erziehungsvorstellungen im Ersten Deutschen Reichswaisenhaus ziehen. Die im Folgenden dargestellten Erläuterungen zum Lebensalltag der Heimkinder im Reichswaisenhaus konnten anhand von insgesamt 558 Kinderakten, einiger Aufsichtsakten, die die zuständigen Behörden über das Reichswaisenhaus führten, sowie der Aussagen von vier Zeitzeug:innen, die alle in den Nachkriegsjahren im Waisenhaus gelebt haben, getätigt werden.

In der Zeit zwischen 1948 und 1977 nahm das Reichswaisenhaus etwa 540 Kinder auf. Der Großteil dieser Kinder kam in den Jahren zwischen 1948 und den frühen 1960er-Jahren ins Heim. Bei Eintritt in das Heim befanden sich die Kinder in den unterschiedlichsten Altersstufen: von Säuglingen – das Heim hatte von 1956 bis Anfang der 1960er-Jahre eine Säuglingsstation in einem der in der Nachkriegszeit neu erbauten Gebäuden – über Kleinkinder und Kinder bis hin zu Jugendlichen.¹³ Die Mehrheit der Kinder war bei ihrem Einzug ins Waisenhaus in der gesamten Betrachtungsspanne zwischen vier und zwölf Jahren alt.¹⁴

Rechtlich gesehen existierten in den Nachkriegsjahrzehnten zwei Wege, um eine Heimeinweisung der Kinder zu erwirken: die Freiwillige Erziehungshilfe und die Fürsorgeerziehung. Beide unterschieden sich zwar grundsätzlich voneinander, ihr Resultat war jedoch das gleiche. Den Antrag auf Freiwillige Erziehungshilfe stellten die Personensorgeberechtigten – wie es der Name der Maßnahme bereits andeutet – freiwillig, während behördliche Instanzen die Fürsorgeerziehung zwangsmäßig anordneten und vollstreckten. Letztere kam daher in schweren Fällen zum Tragen, etwa in Fällen, in denen aus Sicht der Behörden eine Kindeswohlgefährdung vorlag. Aus den Kinderakten wird ersichtlich, dass die meisten Kinder aufgrund eines genehmigten Antrages auf Freiwillige Erziehungshilfe in der untersuchten Zeitspanne von 1948 bis 1977 in das Erste Deutsche Reichswaisenhaus kamen. Die Freiwillige Erziehungshilfe war daher die häufigste Heimaufnahmeursache – sowohl direkt nach Inbetriebnahme des Waisenhauses nach dem Zweiten Weltkrieg als auch in den folgenden Jahrzehnten.

Vom Flüchtlingskind zum „Problemkind“

Ende der 1940er-Jahre, als das Heim nach Kriegsende wieder Kinder aufnahm, handelte es sich bei den Kindern hauptsächlich um Flüchtlingskinder, die im Zuge des Krieges eines oder beide Elternteile verloren hatten. Die Kinder kamen meist direkt aus überfüllten Flüchtlingslagern in das Erste Deutsche Reichswaisenhaus. Dass sie durch den Krieg und den Verlust der Eltern meist körperlich und seelisch verwahrlost und traumatisiert im Heim ankamen, war ein Umstand, der das dafür nicht ausreichend ausgebildete Personal des Heimes an seine Leistungsgrenzen brachte. Der Aspekt des tendenziell überforderten Personals zeigte sich in den darauffolgenden Jahren noch deutlicher. Waren es Ende der 1940er- und Anfang der 1950er-Jahre noch viele tatsächliche Waisenkinder, die ihren Weg in das Reichswaisenhaus fanden, zeichnete sich im Laufe der 1950er-Jahre ein Strukturwandel ab: Immer mehr Kinder aus sogenannten sozial schwachen Familien kamen in das Heim. Viele Eltern waren mit ihrem Nachwuchs überfordert und beantragten die Freiwillige Erziehungshilfe. Darüber hinaus musste in einigen Fällen das Jugendamt selbst tätig werden, da die Erziehungsberechtigten zwar überfordert waren, sich allerdings nicht freiwillig Hilfe suchten und ihre Kinder mehr oder weniger sich selbst überließen. Dadurch drohte den Kindern die Verwahrlosung, der die Behörden mit der Anordnung der Fürsorgeerziehung entgegenwirken wollten. Im Gegensatz zu dem früheren reinen Waisenhausbetrieb kamen also in den späteren Nachkriegsjahren zunehmend Kinder aus problematischen Familienverhältnissen in das Reichswaisenhaus. Durch diesen Strukturwandel zeigte sich die zunehmende Bedeutung von pädagogischen Konzepten in den Erziehungsmodellen des Heimes.

In ihrem Verhalten bei Ankunft im Heim unterschieden sich die Kinder, die auf Weisung ihrer Familien oder der zuständigen Behörden ins Reichswaisenhaus kamen, zudem auch kaum von jenen Kindern, die als Flüchtlinge und Waisen in den 1940er-Jahren ins Heim kamen. Viele der Kinder waren bei ihrer Ankunft traumatisiert und teilweise in körperlich schlechter Verfassung. Sie wurden aus ihrer vertrauten Umgebung und ihrem gewohnten sozialen Umfeld gerissen und einer für sie neuen Situation ausgesetzt. Eine:r der Zeitzeug:innen erinnert sich, dass einige der Kinder, wie etwa das jüngste von sechs Kindern, nur *in Papierwindeln und keiner Kleidung*¹⁵ ankamen. Solche Anzeichen von Verwahrlosung lassen sich in den

Akten des Reichswaisenhauses aus den 1950er- und 1960er-Jahren verstärkt finden.

Aufgrund der oft schwierigen Verhältnisse in ihren Herkunftsfamilien und den Begleitbedingungen bei Heimeintritt ist es nicht verwunderlich, dass das Heimpersonal in den regelmäßigen Erziehungs- und Entwicklungsberichten der Kinder bei vielen Verhaltensauffälligkeiten feststellte. Diese reichten von Nägelkauen, Daumenlutschen, Schulschwänzen bis hin zu Bettnässen, Ess-, Sprach-, Schlaf-, Spiel- und Kontaktstörungen.

Die meisten der im Reichswaisenhaus untergebrachten Kinder blieben mindestens zwei, in vielen Fällen länger als sechs Jahre im Heim. Aufgrund des Eintritts- und Austrittsdatums der Kinder ist eine Tendenz zu einem mehrjährigen Heimaufenthalt erkennbar. Wenn die Kinder das Reichswaisenhaus später wieder verließen, geschah dies aus den unterschiedlichsten Gründen. Etwa 25 Prozent der Kinder kamen nach der Zeit im Heim zurück zu den Eltern oder anderen Verwandten.¹⁶ Ein weiterer, nicht geringer Teil der Kinder blieb bis zum Schulabschluss im Reichswaisenhaus und konnte im Anschluss in ein Lehrverhältnis vermittelt werden. Ein solches Lehrverhältnis ging die Mehrheit der Kinder in handwerklichen Betrieben ein. Dazu zählten etwa Malerbetriebe oder Schlossereien. Auch das Reichswaisenhaus besaß auf seinem Gelände mehrere unterschiedliche Betriebe, die die Erlaubnis hatten, selbst Lehrlinge aufzunehmen und auszubilden. Die Kinder kamen während ihrer Lehre entweder in Lehrlingsheimen oder auch bei ihren Lehrmeistern zu Hause unter. Befand sich der Lehrbetrieb in Lahr, gab es auch die Möglichkeit, dass die Kinder weiterhin im Reichswaisenhaus wohnen bleiben konnten.

Ein weiterer Grund für das Ausscheiden aus dem Heim war die Adoption. Aufgrund des gut ausgebauten Kontaktnetzes des Reichswaisenhauses im In- und Ausland adoptierten einige Paare beziehungsweise Familien Kinder aus dem Heim. Viele Adoptionsanfragen kamen aus den Vereinigten Staaten, wo das Reichswaisenhaus besonders viele und weitreichende Kontakte und Unterstützer:innen hatte. Als weitere Möglichkeit verließen Kinder das Reichswaisenhaus, wenn man sie in einer anderen Einrichtung unterbrachte. Dies geschah in den Fällen, in denen die Heimleitung beziehungsweise die Erzieher:innen der Ansicht waren, die betroffenen Kinder seien für das Reichswaisenhaus nicht mehr tragbar, weil sie außergewöhnlich schwere Verhaltensauffälligkeiten zeigten und die anderen Kinder dadurch negativ beeinflussten.

Die Mitarbeiter:innen der Einrichtung

Um die Lebenssituation der Kinder im Ersten Deutschen Reichswaisenhaus wirklich betrachten zu können, ist neben einem genaueren Blick auf die Kinder auch ein solcher auf das Personal sinnvoll. Das Personal im Reichswaisenhaus teilte sich in verschiedene Fachbereiche auf. Neben der Heimleitung, der Verwaltung und den Wirtschaftskräften ist für die Betrachtung der Lebenssituation das pädagogische Personal am wichtigsten. Eine feste Anzahl pädagogischer Kräfte gab es nie, gerade in den letzten aktiven Jahren des Heimes wurde es immer schwerer, geeignetes qualifiziertes Personal zu finden. Im Jahr 1972 gehörten beispielsweise zehn Menschen zum pädagogischen Personal. Unter ihnen waren allerdings – und auch das war nicht untypisch für die Nachkriegszeit – mehr als die Hälfte ungelernete beziehungsweise sich noch in der Ausbildung befindende Kräfte. Lediglich vier Kräfte waren pädagogisch voll ausgebildet und ausreichend qualifiziert, die anderen bestanden 1972 beispielsweise aus einer Reinigungskraft als Hilfserzieherin, zwei Vorpraktikantinnen, einem Helfer für soziale Dienste, einer Erzieherin und einer Sozialpädagogin im Anerkennungsjahr. Die Personalsituation im Reichswaisenhaus war im Laufe der Nachkriegsjahre immer prekärer geworden. Das pädagogische Personal war knapp, wurde überwiegend von nicht ausreichend ausgebildeten Hilfskräften unterstützt und blieb in den meisten Fällen nicht lange im Heim. Fehlende Fortbildungsmöglichkeiten, ungünstige Arbeitszeiten, geringer Verdienst und mangelnde Aufstiegsmöglichkeiten waren wohl die Hauptgründe, die den Heimerzieher:innenberuf eher unattraktiv gestalteten.

Auch die Zeitzeug:innen nahmen den Fachkräftemangel wahr. Wie eine:r der Zeitzeug:innen berichtet, *waren die Erzieher sicher keine ausgebildeten Erzieher oder Pädagogen. Das hat man oft gemerkt, einfach wie sie mit den Kindern umgegangen sind.*¹⁷

Der Alltag der Kinder

Wie sah nun der Alltag der Kinder aus? Der gesamte Heimalltag der Kinder war streng durchstrukturiert, die Erzieher:innen beaufsichtigten die Kinder beinahe rund um die Uhr. Der durchstrukturierte Tagesablauf war nichts Ungewöhnliches in Heimen in der deutschen Nachkriegszeit. Eine:r der Zeitzeug:innen erinnert sich an einen üblichen Tag im Reichswaisenhaus in den Nachkriegsjahren

wie folgt: *Der Tagesablauf war, wenn man möchte, vergleichbar mit dem der Army: wecken, waschen, Frühstück, Betten machen, Schrankkontrolle. Es gab Plus- und Minuspunkte, Aufgaben beim Essen (zum Beispiel abräumen). Dann ging es für die älteren Kinder in die Schule und dann wieder zurück ins Heim zum Mittagessen. Nach dem Mittagessen kamen die Hausaufgaben, dann hatte man ein bis zwei Stunden frei. Nachmittags gab es so ein belegtes Brötchen, sonntags gab es zum Beispiel Kuchen, Abendessen immer gegen 18.30, danach 21 Uhr im Bett, und um 22 Uhr war Nachtruhe.*¹⁸ Eine:r der weiteren Zeitzeug:innen ergänzt: *Nach dem Mittagessen musste man Mittagsruhe halten, die älteren Kinder mussten die Hausaufgaben erledigen. In der Zeit machten die Erzieher eine Pause und kontrollierten im Anschluss dann die Hausaufgaben. Erst danach durften wir spielen gehen.*¹⁹

Die Hausordnung des Heimes bestätigt diesen durchstrukturierten Tagesablauf. Von Regelungen für die Betreuung der Kinder, für deren Tagesablauf, die Körperpflege, Wäsche, Bekleidung über die Regelungen für die anstehenden Arbeitsdienste der Kinder bis hin zu dem Verhalten in bestimmten Situationen, wie beispielsweise im Falle einer Krankheit, blieb nichts im Heim dem Zufall überlassen. In jeder Situation mussten die Kinder *allen Weisungen der Anstaltsleitung und des gesamten Personals unbedingt Folge [...] leisten und allen Erwachsenen gegenüber in und außerhalb des Hauses Achtung und Ehrerbietung [...] zeigen.*²⁰ Das Erziehungsziel formulierte man in der Hausordnung von 1949 folgendermaßen: *Die Kinder sollten zu brauchbaren und tüchtigen Menschen heranwachsen, die eine körperliche, geistige und sittliche Entwicklung durchlaufen sollten, um so an willigen Gehorsam, an Fleiß, Ordnungsliebe, Wahrhaftigkeit und an ein gesittetes, bescheidenes und wohlanständiges Betragen gewöhnt zu werden.*²¹ Dabei legten die Heimleitlinien besonderen Wert auf einen formbaren und beeinflussbaren Charakter der Kinder, damit diese ihren gesellschaftlichen Beitrag in Form von ihrer Entwicklung hin zu einem fleißig arbeitenden Mitglied der Gesellschaft leisten konnten.

Wie die Erzieher:innen im Ersten Deutschen Reichswaisenhaus diese Erziehungsvorstellungen und Leitlinien letztlich umsetzten, hing laut den Zeitzeug:innen im Endeffekt von den einzelnen Personen ab. Das Ehepaar Leist beispielsweise nahmen die Zeitzeug:innen als sympathische Menschen wahr, denen das Kindeswohl sehr am Herzen lag. Anders fiel dagegen ihr Urteil zu den Nachfolgern der Leists, dem Ehepaar Ahrens, aus. *Das waren andere Menschen vom Typus her. Die waren mir nicht sympathisch, die haben sich nicht interessiert für uns Kinder.*²² Ähnlich unterschiedlich erging es den Kindern auch bei den Erzieher:innen beziehungsweise ihren Gruppenleiter:innen. Die

Kinder im Reichswaisenhaus waren grundsätzlich in verschiedenen Gruppen untergebracht. Säuglinge und jüngere Kinder brachte man noch in gemischten Gruppen unter, die älteren Kinder teilte man dann in gleichgeschlechtliche Gruppen ein. Die Gruppenanzahl und die Gruppengrößen variierten dabei je nach Anzahl der untergebrachten Kinder. In den Hochzeiten der Nachkriegsgeschichte des Heimes gab es rund zehn Gruppen mit jeweils etwa 20 Kindern. In den Nachkriegsjahren variierte die Anzahl der Gruppenmitglieder in den meisten Fällen zwischen fünf und zehn – je nach Belegungsstand des Heimes. Gegen Ende der 1960er- beziehungsweise 1970er-Jahre reduzierten sich durch die rückläufige Zahl der Kinder sowohl die Belegungszahlen als auch die Anzahl des fachkundigen Personals immer weiter.

Das Verhältnis zwischen den Erzieher:innen und den Kindern

Das Verhältnis der Kinder zu ihren Erzieher:innen stand und fiel mit den Erfahrungen, die die Kinder mit den jeweiligen Erzieher:innen machten. Gerade deren Einfluss auf die Kinder darf nicht unterschätzt werden. Wie ein Mitarbeiter des Jugendamtes in einem Bericht von 1972 vermerkte, *spiegelten die Gruppen die Einstellung des Gruppenerziehers wider – der eine war pedantisch genau und sehr streng, der andere großzügig und ließ den Kindern mehr durchgehen.*²³ Die Erzieher:innen verbrachten, abgesehen von der Zeit, in der die Kinder schliefen oder in der Schule waren, den ganzen Tag mit den Kindern. Selbst nachts waren sie immer in der Nähe, da die meisten von ihnen ihre privaten Wohnräume bei der ihnen zugeteilten Gruppe hatten. Dadurch gab es einen engen und ständigen Kontakt zwischen Betreuungspersonal und Kindern.

Nicht nur das Betreuungspersonal verbrachte den Großteil des Tages mit den Kindern zusammen, sondern auch die Kinder selbst verbrachten die meiste Zeit mit den anderen Kindern aus ihrer Gruppe. Sie wohnten – meist in Mehrbettzimmern – zusammen, nahmen die Mahlzeiten immer an ihrem jeweiligen Gruppentisch im Speisesaal gemeinsam ein, machten nach dem Schulbesuch die Hausaufgaben zusammen und spielten in den dafür vorgesehenen Zeiträumen auch innerhalb ihrer Gruppe.

Das Verhältnis der Kinder zueinander spielte wohl bei der Analyse der Lebensumstände eine wichtige Rolle. In Berichten und Mittei-



Die Kinder mit ihren Erzieher:innen im Speisesaal des Heimes. Abb.: Stadtarchiv Lahr

lungen hieß es oft, das Reichswaisenhaus zeichne sich durch die Betonung des Familienprinzips aus, das dafür Sorge, dass es zwischen den Kindern wie unter Geschwistern zugehe. Trotz der kontinuierlichen Betonung dieses Familienprinzips durch die Verantwortlichen des Reichswaisenhauses und der Presse bestätigten die Zeitzeug:innen diesen Eindruck nicht. *In den Gruppen war das Wichtigste die Hackordnung, da war nichts mit Geschwisterverhältnis. [...] Es gab zwar schon Freundschaften, aber ich würde das heute eher Zweckgemeinschaft nennen, betont eine:r der Zeitzeug:innen.*²⁴ Darüber hinaus habe man sich *seine Leute schon ganz genau ausgesucht, ergänzt eine:r der anderen.*²⁵ In den einzelnen Kindergruppen gab es oft Machtkämpfe, die die Kinder unter sich austrugen. Diese Machtkämpfe nahmen oft ihren Anfang unmittelbar nach der Ankunft neuer Kinder im Heim. Eine:r der Zeitzeug:innen berichtet, dass bereits *in der ersten halben Stunde einer versucht hat, Ärger mit mir anzufangen. Also das war da das Ritual, wenn ein Neuer kam, da wurde erstmal einer vorgeschickt, von dem man gedacht hat, der hat so in etwa das gleiche Level, und dann wurde halt mal probiert. Wenn du verloren hast, war klar, du bist eine Stufe drunter. Wenn*

*nicht, warst du halt eine drüber. So hat man sich in der Hierarchie der Gruppe eingefädelt, da gab's natürlich eine Hackordnung.²⁶ Eine:r der weiteren Zeitzeug:innen bestätigt, dass man sich gegenseitig öfter geschlagen hat. Als Begründung führt ein:e Zeitzeug:in an, dass *viele aus asozialen Familien kamen und von daheim oft nur Gewalt kannten.*²⁷*

Doch wie reagierten die Gruppenerzieher:innen auf derartige Auseinandersetzungen? Während sich in den Akten keine genauen Verhaltensmaßstäbe bei gewalttätigen Auseinandersetzungen finden lassen, berichten die Zeitzeug:innen einstimmig davon, dass in Konfliktfällen bei den Kindern untereinander keine Hilfe seitens der Erzieher:innen zu erwarten war. Im Gegenteil, *bei Streitigkeiten in der Gruppe konntest du nicht zum Erzieher gehen, weil der dir auch eine mitgegeben hätte.*²⁸ Die Zeitzeug:innen erlebten die Situation im Heim so, dass sich die Erzieher:innen aus Problemen beziehungsweise Auseinandersetzungen heraushielten und die Kinder auf sich gestellt waren, um Konflikte und dergleichen allein zu klären. Intern gab

*Eines der typischen Kinderzimmer im Ersten Deutschen Reichswaisenhaus (die Gesichter sind teilweise verpixelt).
Abb.: Stadtarchiv Lahr*



es einige Uneinigkeiten und Machtkämpfe der Kinder untereinander, der Zusammenhalt außerhalb des Heimes war jedoch vorhanden. Als Beispiel für diesen Zusammenhalt erinnerte sich eine:r der Zeitzeug:innen daran, dass die Heimkinder in der Schule des Öfteren von den anderen Kindern gehänselt wurden – etwa wegen des mitgebrachten Essens oder deren Kleidung. War eines der Heimkinder Opfer einer solchen verbalen Attacke, hatte der Täter mit Konsequenzen seitens der anderen Heimkinder zu rechnen.

Folgt man den Berichten der Zeitzeug:innen, so wird schnell deutlich, dass die Kinder im Heimalltag hinsichtlich des Lösens von Konflikten untereinander eher auf sich gestellt waren. Die meisten Erzieher:innen hielten sich dabei zurück.

Allerdings – auch das wird schnell aus den Berichten und den vom Personal des Reichswaisenhauses geführten Akten deutlich – schritten die Erzieher:innen grundsätzlich bei nicht-konformem Verhalten der Kinder sehr wohl ein. Negatives Benehmen, das nicht den vorgegebenen Regeln entsprach, duldeten die Erzieher:innen wenig bis gar nicht. Verhielt sich ein Kind nicht angemessen – war es beispielsweise den Erzieher:innen gegenüber nicht respektvoll –, vermerkten diese das in der jeweiligen Akte, die sie über jedes Kind in ihrer Gruppe führten. Sich wiederholendes negatives Verhalten vermerkte man dann in den halbjährlichen Entwicklungs- und Führungsberichten, die die Gruppenerzieher:innen schrieben, der Heimleitung vorlegten und diese dann an das für das jeweilige Kind zuständige Jugendamt weiterleitete.

Ordnungs- und Strafsysteme

Je nachdem, wie die Erzieher:innen die Schwere des Fehlverhaltens der Kinder einordneten, reagierten sie mit unterschiedlichen Maßnahmen darauf. Sicherlich war die Auslegung der Strafe ein Stück weit von dem Maßstab der jeweiligen Erzieher:innen abhängig. Doch einen bestimmten vorgegebenen Wertekanon gab es dennoch. Mit dem Ziel vor Augen, dem Gründungsanspruch des Reichswaisenhauses gerecht zu werden, nämlich *brauchbare, tüchtige Menschen*²⁹ zu erziehen und diese *an willigen Gehorsam, an Fleiß, Ordnungsliebe, Wahrhaftigkeit und an ein gesittetes, bescheidenes und wohlständiges Betragen*³⁰ zu gewöhnen, existierten auch Strafen bei Fehlverhalten. In der Hausordnung des Heimes von 1885 findet sich noch ein Strafkatalog, der verschiedene Strafen für die unterschiedlichsten Verfehlungen

vorgab. Der Hausvater durfte etwa den Kindern die Freistunden entziehen, einen Arrest anordnen und selbst körperlich mit der Rute züchtigen.

Einen solchen Strafkatalog beinhaltet die Hausordnung von 1949 jedoch nicht mehr, ganz im Gegenteil. Unter der Heimleitung von Herbert Ahrens musste das Betreuungspersonal sogar bei Dienstantritt unterschreiben, dass es keinerlei körperliche Strafen über die Kinder verhängen beziehungsweise ausführen werde. Allerdings ist es äußerst fraglich, ob wirklich keinerlei körperliche Strafen verhängt wurden. Berichte aus den Kinderakten und die Aussagen der Zeitzeug:innen beschreiben eine andere Realität, in der die Erzieher:innen durchaus körperliche Strafen im Heimalltag verhängten. Diese körperlichen Strafen mussten nicht zwangsläufig Schläge bedeuten. Auch eine körperliche Arbeit konnte als Strafe verhängt werden. Strafarbeiten in der heimeigenen Gärtnerei etwa gehörten laut den Zeitzeug:innenberichten fast zur Tagesordnung. In besagter Gärtnerei mussten die Kinder beispielsweise auf den Bohnenfeldern die Bohnen ernten *oder in die Gewächshäuser*, so eine:r der Zeitzeug:innen. *Die waren dort relativ human mit uns, die da angestellt waren, also die Arbeiter. Die haben uns Tomaten gießen lassen und so weiter, die haben ja alles selbst hergestellt, damals noch in der Riesengärtnerei.*³¹ Anfangs führte das Reichswaisenhaus auch noch eine eigene Landwirtschaft, bei der die Kinder ab einem bestimmten Alter ebenfalls – sowohl in regulären Arbeitsdiensten als auch als Strafe – mitarbeiten mussten. Hier sei nebenbei auch erwähnt, dass die Arbeit als solche einen hohen Stellenwert im Leben der Kinder im Reichswaisenhaus einnahm. Abgesehen von körperlichen Strafarbeiten gehörten fest eingeteilte körperliche Arbeitsdienste seit Heimgründung zum Heimalltag der Kinder. Diese Arbeitstradition setzte die Heimleitung auch in den Nachkriegsjahren fort. Zu den festgelegten regelmäßigen Arbeitsdiensten gehörten zum Beispiel der Geschirrdienst, das Fegen des Hofes und der Straßen auf dem Heimgelände und die Pflege des Bodens in den Häusern. Reguläre Arbeiten gehörten demnach zum Erziehungskonzept des Reichswaisenhauses und wurden daher auch abseits von Arbeitsstrafen beziehungsweise Strafarbeitsdiensten in den normalen Heimalltag eingebaut. Man war überzeugt, eine Erziehung durch Arbeit sei der perfekte Weg, um die Kinder zu *unbedingter Ordnung und Fleiß*³² zu erziehen.

Wie bereits zuvor angedeutet, gehörten körperliche Strafen sicherlich auch in der Nachkriegszeit bei einem Großteil der Erzieher:innen zu deren Strafsystem dazu. Eine:r der Zeitzeug:innen beschreibt den Umgang mit körperlichen Strafen im Reichswaisenhaus folgendermaßen: *Wir sind ja früher geschlagen worden, auch als Kinder. Also so zum Beispiel, wenn wir ein Loch im Socken hatten, das sind dann so Situationen, an die ich mich ganz genau erinnere, und zwar haben wir Kinder unten im Hof gespielt, und dann ist die Wäsche zurückgekommen aus der Wäscherei vom Heim und dann sind die Klamotten durchgeguckt worden [...]. Und wehe du hast ein Loch im Socken gehabt. Dann bist du nämlich hochgerufen worden und dann haben sie dich erst einmal verschlagen. [...] Mit einem Holzklepperle hast du den Arsch versohlt bekommen, aber wie. Da haben wir nachher Muster auf dem Hintern gehabt, grün und blau [...]. Da wurde schon draufgehauen für ein Loch im Socken oder der Kleidung, das muss man sich mal vorstellen.*³³ Eine:r der anderen Zeitzeug:innen bestätigt, dass die bei Vertragsunterzeichnung geleistete Unterschrift bezüglich des Verzichts auf körperliche Strafen in den meisten Fällen tatsächlich nur theoretisch auf dem Papier vorhanden war, in der Praxis des Heimalltags jedoch anders gelebt wurde. *Ohrfeigen und dergleichen waren an der Tagesordnung, geschlagen wurde sowieso heftig und überall.*³⁴

Auch die Erzieher:innen selbst vermerkten stellenweise in den Akten körperliche Züchtigungen. In einem Bericht von 1954 etwa bemerkte ein Erzieher folgendes: *Die Spuren der Schläge auf [...] das Gesäß sind auf eine gerechtfertigte Züchtigung durch mich persönlich zurückzuführen, weil er vor wenigen Tagen mal wieder einmal ausgerissen war; die Strafe ist wohl hart, aber völlig angebracht gewesen in Hinblick auf die verderbliche Wirkung [...] auf die übrigen Kinder.*³⁵

Gerade mit der letzten Passage wird deutlich, dass das Personal des Reichswaisenhauses wenig bis gar keine Toleranz gegenüber Kindern zeigte, die sich nicht anpassten, aus der Reihe tanzten oder sich in welcher auch immer gearteten Art und Weise nicht konform verhielten. Verhalten, das nicht den Erziehungsvorstellungen entsprach, ahndete man mit Strafen. Viele davon waren körperlicher Natur. *Es wurde eben viel mit der Hand gearbeitet, aber das gehörte, glaube ich, damals einfach zu den gängigen Erziehungsmethoden*³⁶, so eine:r der Zeitzeug:innen. *Körperliche Züchtigung galt*, so die Historikerin Inga Bing-von Häfen und die Journalistin Nadja Klinger, *lange Zeit als unentbehrliches Erziehungsmittel, dessen Anwendung in weiten Teilen der Bevölkerung befürwortet und von vielen Eltern auch selbst angewandt wurde.*³⁷ Es

scheint, als hätte der Heimalltag im Reichswaisenhaus dabei keine Ausnahme gebildet.

Die Erzieher:innen im Reichswaisenhaus griffen nicht nur auf körperliche Strafen mitsamt deren Ausführung zurück. Vielmehr fungierte die Androhung von körperlichen Strafen – etwa Strafarbeiten oder tatsächliche körperliche Züchtigungen – als Druckmittel, um das Verhalten der Kinder steuern oder diese von unbeliebteren Arbeiten überzeugen zu können. Wie sehr die Erzieher:innen das Verhalten der Kinder stellenweise zwanghaft steuerten, berichten auch die Zeitzeug:innen. Einige Situationen, in denen die Erzieher:innen körperliche Arbeiten beziehungsweise Strafen als Druckmittel für ein gewünschtes Verhalten anwandten, beschreibt eine:r der Zeitzeug:innen: *An was man sich auch noch erinnert, war der Mittagsschlaf. Wir haben jeden Tag Mittagsschlaf machen müssen, und wenn wir da nicht pariert haben, dann sind wir halt auch verschlagen worden. Bettnässen war auch sowas, wenn man ins Bett gemacht hat, ist man am nächsten Morgen unter das kalte Wasser gestellt worden von den Erzieherinnen, und natürlich auch wieder Schläge, so war das früher.*³⁸ Ergänzend hinzu kommt, dass körperliche Strafen als Konsequenz für falsches Benehmen oder als Motivation für die Verrichtung einer bestimmten Aufgabe tagtäglich benutzt wurden, zum Beispiel bei der Einhaltung der Mittagsruhe, der Erledigung der Hausaufgaben, der Teilnahme an Veranstaltungen oder der Teilnahme an dem heimeigenen Chor. *Es gab einen Heimchor, der war eigentlich auch nicht schlecht, aber wir sind halt gezwungen worden. Da gabs kein ‚ich hab keinen Bock, ich hab keine Lust‘ oder so. Du hast es machen müssen, sonst hat’s geheißen, du kannst entweder mitsingen im Heimchor oder du gehst in die Gärtnerei schaffen.*

Alternativ zu dem körperlichen Zwang beziehungsweise den körperlichen Strafen und Strafarbeiten verhängten die Verantwortlichen auch andere Strafen über die Kinder.

Dazu gehörte etwa auch die Verweigerung desurlaubes bei den Eltern und Verwandten. Da einige der Kinder im Ersten Deutschen Reichswaisenhaus keine tatsächlichen Waisen waren, gab es in manchen Fällen noch lebende Verwandte, wie etwa Eltern, Großeltern oder Onkel und Tanten. Schätzte das Jugendamt den Kontakt für die Kinder nicht als schädlich ein und lag die Genehmigung des Heimes sowie des Jugendamtes vor, so konnten die Kinder einige Tage der Schulferien und Feiertage bei ihren Eltern oder anderen Verwand-

ten verbringen. Gefiel den Erzieher:innen im Heim das Verhalten der Kinder nicht, behielt sich die Heimleitung vor, das zuständige Jugendamt darüber zu informieren. Dieses untersagte dann auf Anraten des Heimes den Urlaub, und die Kinder blieben in den Ferien oder an den Feiertagen im Heim. Eine:r der Zeitzeug:innen bestätigt dieses Vorgehen: *Manchmal durfte ich nicht in den Urlaub, weil ich nicht brav gewesen bin.*³⁹

Ebenso verhielt es sich mit dem generellen Kontaktrecht. Im Heim gab es regelmäßige Besuchstage; immer am ersten Sonntag des Monats konnten die Verwandten ihre Kinder im Heim besuchen. Dieses Kontaktrecht setzte die Heimleitung aus, wenn ein Kind in den Augen der Erzieher:innen ein Fehlverhalten zeigte.

Ebenso konnten die Erzieher:innen ihren Schützlingen das Taschengeld verweigern. Ab einem bestimmten Alter bekamen die Kinder eine festgelegte Menge an Taschengeld, das sie zu ihrer freien Verfügung verwenden konnten. Im Falle eines Fehlverhaltens wurde dieses Taschengeld zur Strafe ausgesetzt und für eine gewisse Zeit nicht ausgehändigt.

Als weitere angewandte Strafmethode galt das Erlassen einer Ausgangssperre. Bis auf die täglichen Besuche der Friedrichschule in Lahr war es den Kindern grundsätzlich verboten, allein das weitläufige Gelände des Reichswaisenhauses zu verlassen. Älteren Kindern war es allerdings später erlaubt, das Gelände an jedem Samstag für zwei Stunden zu verlassen. Im Falle eines Fehlverhaltens setzte die Heimleitung diese Freizeitgestaltungsmöglichkeit allerdings aus, und die Kinder mussten auf dem Gelände des Heimes bleiben.

Generell ist auffällig, dass in den meisten Fällen jede Form von nicht akzeptiertem Verhalten im Heim zu Strafen führte. Je nach Kind waren das verschiedene Formen von nicht tolerierbarem Verhalten. Diese reichten von bloßen Widerworten, der Verweigerung von Arbeitsaufträgen bis hin zu aggressivem Verhalten der Kinder gegenüber dem Personal oder den anderen Kindern. So gut wie jede Form von andersartigem Verhalten wurde nicht geduldet. Dabei musste es sich auch nicht zwangsläufig um ein Verhalten handeln, das nach Ansicht des Personals anderen Schaden zufügte. Jegliche Form von nicht erwünschtem Verhalten wurde bestraft. Als eingängiges Beispiel lässt sich wohl die Situation von den sogenannten Bettnässer-Kindern im Reichswaisenhaus beschreiben. Das Personal bezeichnete so diejenigen Kinder, die sich nachts in ihrem Bett einnässten oder

einkoteten. Dieses Verhalten sah man damals als krank an – und das nicht nur im Reichswaisenhaus. Die gesellschaftliche Wertehaltung im Deutschland der Nachkriegszeit gab klar vor, dass von den Kindern ab einem bestimmten Alter erwartet wurde, ihre Ausscheidungsfunktion kontrollieren zu können. Kinder, die dieses Alter überschritten und sich trotzdem nachts einnässten oder einkoteten, galten daher als krank, beziehungsweise ihr Verhalten fiel negativ auf. Um dieses negative Verhalten zu beseitigen beziehungsweise im Keim zu ersticken, setzte das Reichswaisenhaus beispielsweise auf Präventionsmaßnahmen. Aus einem Speiseplan des Reichswaisenhauses aus dem Jahr 1951 geht hervor, dass es tatsächlich zwei verschiedene Essenspläne gab, einen für die Bettnässer-Kinder und den anderen für die übrigen *gesunden* Kinder.⁴⁰ Die Bettnässer-Kinder sollten dadurch keinerlei reizende Lebensmittel bekommen. Außerdem lässt sich aus den Unterlagen schließen, dass es bei den Mahlzeiten für die Bettnässer-Kinder keinerlei Flüssigkeiten gab. Während des gesamten Tages rationierte man ihre Trink- und Essmengen genau.

Fehlende und mangelnde Fachaufsicht

Aus den Akten des Reichswaisenhauses und den Zeitzeug:innenberichten formt sich so zunehmend ein Bild über die Lebensumstände der Kinder in den 1940er- bis 1970er-Jahren. Anhand der vorherrschenden Erziehungsmethoden und vor allem Erziehungs- und Gesellschaftsvorstellungen lässt sich ein Einblick in eine Fürsorgeeinrichtung gewinnen, in dem streng autoritäre und in vielen Fällen auch gewalttätige Erziehungsmethoden angewendet wurden – mit negativen und teils traumatisierenden Erfahrungen für die Kinder. Diese zeichnen ein negatives Bild des Heimalltags der Kinder im Reichswaisenhaus. Auch in den Aufsichtsakten, die die Behörden über das Reichswaisenhaus geführt haben, lassen sich einige Berichte finden, die klar auf ein aus heutiger Sicht pädagogisch fragwürdiges Erziehungskonzept hindeuten. Dabei finden sich bei Durchsicht der Akten durchaus auch einige Berichte, die sich negativ über die Situation der Kinder im Reichswaisenhaus äußern. Darin geht es um Beschwerden über eine mangelnde Pflege der Kinder, über körperliche Züchtigungen bis hin zu sexuellen Übergriffen. Berichterstatter:innen waren etwa Eltern, ehemaliges Personal oder sonstige Bezugspersonen der Kinder. Eine der Meldungen stammt etwa von einem ehemaligen Erzieher, der für einige Monate im Reichswaisenhaus tätig war. Dieser berichtet von der streng autori-

tären Erziehungsweise im Heim, die seiner Ansicht nach klar zum Nachteil der Kinder ausgeübt wurde.⁴¹ Ferner führt er an, dass *ein ausgeklügeltes Strafsystem nach meinen Beobachtungen die Ordnung im Heim aufrecht hält. Hier im Heim wird verwahrt und versorgt! Von Kindern erwartet man dafür Dank und Anerkennung. [...] Ich möchte mich von solcher pädagogischer Arbeit distanzieren! So kann und darf man heute keine Kinder mehr erziehen.*⁴²

In den meisten Fällen gab es bei derartigen Beschwerden ein festgelegtes Vorgehen. Das Landesjugendamt informierte die Heimleitung, und diese sollte zu den Beschwerden Stellung beziehen. In diesem konkreten Fall gab Herr Ahrens an, dass der ehemalige Mitarbeiter *ein höchst unerzogener Mensch mit höchst fraglichen Erziehungsmethoden* sei.⁴³ Da beide Parteien in den meisten Fällen sich widersprechende Äußerungen machten, sollten unangekündigte Kontrollbesuche im Heim stattfinden, damit sich die Mitarbeiter:innen der Behörden ein eigenes, objektives Bild von der Situation vor Ort machen konnten. Allerdings – so entsteht der Eindruck nach Durchsicht der Akten und der Zeitzeug:innenaussagen – waren die Besuche in vielen Fällen doch angekündigt. Die Kinder wurden laut Zeitzeug:innenaussagen in solchen Fällen vorbereitet, dass sie sich bei dem Besuch vorbildlich benehmen sollten.

Bei den Beschwerden über das Verhalten der Heimleitung und des Personals handelte es sich um subjektive Einzelerzählungen. Allerdings häuften sich die Berichte im Laufe der 1960er-Jahre. In vielen Fällen reagierte die Heimleitung in einem Antwortschreiben an das Landesjugendamt auf Vorwürfe, in dem sie entweder verlauten ließ, sie hätte die Vorfälle geprüft und könnte keine Mängel feststellen, oder dass sie die betroffenen Personen ermahnt hätte, *derartiges Verhalten in Zukunft zu unterlassen.*⁴⁴ In wenigen Einzelfällen entließ die Heimleitung die betroffene Person nach Überprüfung des Falles tatsächlich aus den Diensten des Reichswaisenhauses. Das oft angeprangerte streng autoritäre Erziehungsmodell des Heimes thematisierte selbst der Landeswohlfahrtsverband, der im Laufe der 1960er-Jahre – als die Tendenz der Erziehung sich langsam in die anti-autoritäre Richtung entwickelte – in einem Bericht vermerkte, dass der *[...] Personenkreis im Reichswaisenhaus [dringend] der systematischen Einführung in Ziele und Methoden der Heimarbeit [bedarf]. Es muß erreicht werden, daß sie Einsichten gewinnen, vorgefaßte Meinungen, die in Richtung strenge Disziplinierung laufen, abzubauen.*⁴⁵

Hinsichtlich der durch Meldungen und Berichte der Zeitzeug:innen erhobenen Anschuldigungen bezüglich einiger Missstände im Reichswaisenhaus war das zuständige Jugendamt beziehungsweise der Landeswohlfahrtsverband die Kontrollinstanz, die im Falle von derartigen Meldungen die Situation vor Ort überprüfen sollte. Allerdings – und das geht klar aus den Aussagen aller Zeitzeug:innen hervor – hatten die Kinder keinerlei Vertrauen in diese Kontrollinstanzen. Eine:r der Zeitzeug:innen meint: *Das Jugendamt, von wegen Jugendschutz, das war nicht auf der Seite der Kinder.*⁴⁶ Ein:e andere:r ergänzt: *Von den zuständigen Behörden habe ich mich nur alleingelassen gefühlt. Das Jugendamt hat auf meine Beschwerdebriefe gar nicht geantwortet, zumindest wüsste ich davon nichts.*⁴⁷ Wiederum ein:e andere:r der Zeitzeug:innen berichtet, dass vom Jugendamt [...] überhaupt kein Mitleid [kam], wir haben gewusst, dass das nicht unsere Freunde sind, auf keinen Fall. Da konnten wir uns nicht hinwenden. Das hätte ja auch Konsequenzen vom Heim gehabt.⁴⁸ Sehr deutliche Worte findet ein:e weitere:r der Zeitzeug:innen: *Das Jugendamt, das war doch alles das gleiche Pack, hatten wir kein Vertrauen in die. Die haben uns Kindern doch nicht den Rücken gedeckt, im Leben nicht. Die haben halt geguckt, dass alles beschönigt werden konnte. So haben die das auch mit den Berichten gemacht. Es sollte nach außen alles schön dastehen, so nach dem Motto, ach toll, was im Heim so alles gemacht worden ist. Aber wie man die Kinder dazu bekommen hat, das fragt keiner, das interessiert niemand, dass das alles nur unter Druck, Gewalt und Schlägen passiert ist. Das hinterfragt natürlich nachher kein Mensch. Aber nach außen hin ist es halt schön dargestellt worden.*⁴⁹

„Wir hatten keine Stimme.“

Wie drastisch das Misstrauen gegenüber den Behörden war, die sie eigentlich schützen sollten, fasst eine:r der Zeitzeug:innen treffend zusammen: *Wir hatten keine Stimme und niemanden, der uns eine gegeben hätte.*⁵⁰

Trotz der sich im Laufe der 1960er- und 1970er-Jahre häufenden Meldungen über etliche Missstände im Heim ist es interessant, dass diese Meldungen in einem starken Kontrast zu der (Selbst-)Wahrnehmung und der (Selbst-)Präsentation des Heimes stehen. Allerdings – und auch das ist klar zu sagen – hängt gerade die Präsentation des Heimes nach außen von mehreren Faktoren ab. Aufgrund der Tatsache, dass das Reichswaisenhaus und die Stadt Lahr gemeinsam an einer positiven Außenwirkung im In- und Ausland interessiert waren,

ist es nicht verwunderlich, dass deren Wahrnehmung des Umgangs mit den Kindern im Heim sich von dem tatsächlich Erlebten der Zeitzeug:innen meist stark unterscheidet. Eine positive Resonanz aus der Bevölkerung war auch für die Stadt Lahr von Vorteil. Dadurch, dass sich das Reichswaisenhaus seit seiner Gründung zu einem nicht unerheblichen Teil durch Spenden finanzierte, war es wichtig, die Unterstützer:innen von der guten Arbeit des Heimes zu überzeugen. Die Sensibilität der Thematik und die durchaus angewandte Verschleierungstaktik bei Erziehungsheimen der Nachkriegszeit taten ihr Übriges, um die zuständigen Instanzen von der Wichtigkeit eines positiven Images des Reichswaisenhauses zu überzeugen.

Die Erziehungsmethoden und Maßstäbe, die in den Nachkriegsjahren im Ersten Deutschen Reichswaisenhaus vorherrschten, waren sicherlich keine Seltenheit. Im Gegenteil, geprägt von den Erziehungsvorstellungen im Kaiserreich und im Dritten Reich waren die Erziehungsmethoden in der Nachkriegszeit in den meisten Heimen und auch in vielen Familien von Zwang, Disziplin, Anpassung, Unterordnung, Gehorsam und Fleiß bestimmt. Der Erziehungsstil war streng autoritär. Aus den Kindern sollten dadurch tüchtige Mitglieder der Gesellschaft werden. Erst im Laufe der 1960er- beziehungsweise 1970er-Jahre begann sich ein Strukturwandel hin zu einer eher anti-autoritären Erziehung bemerkbar zu machen. Die Erziehungsmethoden im Reichswaisenhaus bildeten daher keine Ausnahme. Sie waren ein Abbild der zu der damaligen Zeit gängigen Vorstellungen von Erziehung. Die zur damaligen Zeit vorherrschenden gesellschaftlichen Werte und Normen hinsichtlich der Erziehungsvorstellungen spielten im Umgang mit den Kindern eine große Rolle.

Das Reichswaisenhaus als Normalfall deutscher Heimrealität

Aus heutiger Sicht sind diese Erziehungsmethoden längst veraltet. Dennoch, vor dem Hintergrund der historischen Situation der Heimerziehung in der Nachkriegszeit lässt sich sagen, dass die Erziehung im Reichswaisenhaus sich nicht sehr von den damals gängigen Erziehungsidealen und -überzeugungen unterschied. Dazu beigetragen hatte sicherlich auch ein Stück weit die Tatsache, dass viele der im Heim tätigen Erzieher:innen während des Kaiserreichs geboren waren oder ihre Sozialisation im Dritten Reich erfahren hatten. Dadurch hatten sie sehr wahrscheinlich bereits aus ihrer eigenen Kindheit einen stärkeren Bezug zu streng autoritären Erziehungsvorstellungen und Maßnahmen.

So sehr die Fürsorgepraxis von zweifelhaften Erziehungspraktiken geprägt war, so war doch der Gründungsgedanke des Heimes aus Sicht der damaligen Zeit ein grundsätzlich guter. Dass die Umsetzung der Waisenversorgung in der Nachkriegszeit ein so negatives Bild zeichnet, liegt sicherlich zu einem Großteil an der damaligen Zeit, in der derartige Erziehungspraktiken akzeptiert sowie gesellschaftlich anerkannt und damit gang und gäbe waren. Trotz der vorwiegend negativen Berichte und Zeitzeug:innenaussagen konnten viele der Zeitzeug:innen der Situation während ihrer Kindheit und Jugend doch auch positive Aspekte abgewinnen, aus denen sie durchaus einen Nutzen für sich ziehen konnten. Eine:r der Zeitzeug:innen bemerkt dazu Folgendes: *Es war schon alles knallhart durchstrukturiert, einerseits bin ich froh heute, dass es so war, gerade wegen der Schule [...]. Der Druck war schon enorm, aber so im Nachhinein war ich froh, als Kind schlampert du halt mit der Schule, und wenn du dann keinen Druck bekommst, naja... Es war meine Jugend, also mir hat's auch gefallen, stellenweise. Natürlich hast du immer mit Konsequenzen rechnen müssen, was du gemacht hast, hast du damit rechnen müssen, verschlagen zu werden, aber es war nicht nur schlecht dort.*⁵¹ Dass sie ihre Erziehung auch positiv zusammenfassen können, macht auch folgende Aussage deutlich: *Mir hat das [Leben im Heim, Anm. d. Verfasserin] auch nachher gefallen, du gewöhnst dich an alles, du siehst das mit Kinderaugen anders als heute. Ich sag immer, das war halt mein Leben. Das waren die ersten Jahre meines Lebens, das war meine Kindheit. Ich habe da keine Probleme mit dem Heim, irgendwo sehe ich auch das Gute, eigentlich, mir hat das gefallen, auch mit den anderen Kindern.*⁵² Eine:r der anderen Zeitzeug:innen berichtet rückblickend über das Leben im Reichswaisenhaus, dass *da mehr Nutzen als Schaden in den Dingen*⁵³ war. Positiv im Gedächtnis geblieben sind überwiegend Erinnerungen an einzelne Erzieher:innen, *die es wirklich gut mit uns Kindern gemeint haben*⁵⁴, an die Ausflüge, Urlaube, Chorauftritte und das generelle Spielen auf dem großen Gelände des Heimes. Die persönlichen Berichte der Zeitzeug:innen sind allerdings von der Tatsache, dass sie einen Alltag außerhalb des Waisenhauses wenig bis nie kennengelernt haben, beeinflusst.

Ob die Kinder im Ersten Deutschen Reichswaisenhaus der 1940er- bis 1970er-Jahre glücklich waren, hängt wohl stark von ihren jeweiligen subjektiven Erlebnissen und Erfahrungen ab. Klar ist, dass die systemische Bestrafung und Erniedrigung von Kindern als Teil ihrer Erziehung aus heutiger Sicht nicht mehr angemessen sind. Interessant ist, dass die Zustimmung und kollektive Erinnerung an

das Reichswaisenhaus gegenüber den tatsächlichen Erziehungs-
methoden und Praktiken teilweise weit auseinanderklaffen, wie bei-
spielsweise die eingangs erwähnte Unterschriftensammlung gegen
die Bebauung des Geländes zeigt. Das ist nicht weiter verwunder-
lich, da auch bereits die Zeitzeug:innenaussagen und die Meldun-
gen zu negativen Erziehungspraktiken in einem starken Kontrast zu
der (Selbst-)Wahrnehmung und der (Selbst-)Präsentation des Heimes
stehen. Der Grundgedanke – sich Waisenkinder anzunehmen und
ihnen ein gutes Zuhause in familiärer Atmosphäre zu geben –, der
der Entstehung des Ersten Deutschen Reichswaisenhauses zugrunde
lag, war positiv. Die tatsächliche Erziehungspraxis im Heim war es
nicht. Wie man sich an dieses Kapitel in der Geschichte des Heimes
erinnert, bleibt jeder und jedem selbst überlassen.

¹Der vorliegende Text orientiert sich an meiner 2020 an der Universität Stuttgart vorge-
legten Masterarbeit mit dem Titel: *Zwang als ständiger Begleiter? Zur Lebenssituation der
Heimkinder am Beispiel des Ersten Deutschen Reichswaisenhauses in Lahr 1948 bis 1977
– Anpassung bis zur Konformität? bei Herrn Prof. Dr. Hans-Peter Becht. Auf diese Arbeit
wird im Folgenden nicht mehr im Einzelnen verwiesen. In den vorliegenden Zitaten wird – im
Gegensatz zu dem restlichen Aufsatz – nicht gegendert.*

²Jacob, Michael, *Erstes Deutsches Reichswaisenhaus Lahr. Ein einmaliges soziales Zeugnis
in der Geschichte der Stadt Lahr. Eine Dokumentation von 1877 bis 1979, Lahr 2016, S. 8.*

³Im Folgenden auch mit *Reichswaisenhaus* abgekürzt.

⁴Jacob, *Reichswaisenhaus*, S. 8.

⁵Jacob, *Reichswaisenhaus*, S. 40.

⁶Jacob, *Reichswaisenhaus*, S. 40f.

⁷Dass es sich hierbei nicht um ausreichend qualifiziertes pädagogisches Fachpersonal
gehandelt hat, ist ein bezeichnender Umstand der Heimerziehung des späten 19. Jahrhun-
derts. Diese priorisierte zunächst eindeutig die Versorgung und die sichere Verwahrung der
Kinder; damit diese später dem Vaterland dienen konnten – etwa beim Militär. Ein anderer
avisierter Dienst fürs Vaterland war eine solide Ausbildung für die Landwirtschaft. Die
Heimkinder kamen schon früh in Kontakt mit der Landwirtschaft und mussten beispiels-
weise – da das Reichswaisenhaus über eigene landwirtschaftliche Güter und Einrichtungen
verfügte – bei der Versorgung der Kühe helfen.

⁸1883 wurde ein Verwaltungsrat für das Reichswaisenhaus gegründet, 1909 entwickelte sich
der Verein zur Gründung und Erhaltung eines Reichswaisenhauses in Lahr. Dieser war bis
Mitte der 1930er Jahre und erneut ab 1949 Träger und Rechtsvertreter des Waisenhauses.

⁹Dieses sollte Mädchen beherbergen, da im bisherigen Heim lediglich Jungen Aufnahme
fanden.

¹⁰Die Quellenlage ist in Hinblick auf die Geschehnisse im Ersten Deutschen Reichswaisen-
haus in der Zeit des Nationalsozialismus eher dürftig. Die Jahresberichte des Hinkenden
Boten wurden ab der Ausgabe für das Jahr 1939 bis einschließlich 1949 vermutlich auf-
grund der politischen Veränderungen ausgesetzt. Erst 1949 wurden die jährlichen Berichte
fortgesetzt.

¹¹ Jacob, Reichswaisenhaus, S. 10.

¹² Jacob, Reichswaisenhaus, S. 8.

¹³ Zur Gruppe der Säuglinge gehörten Kinder bis zum zwölften Lebensmonat; zu Kleinkindern Kinder bis zum dritten Lebensjahr; als Kinder galten solche bis zu ihrem zwölften Lebensjahr und als Jugendliche solche bis zum 20. Lebensjahr.

¹⁴ Lediglich ab Anfang der 1960er-Jahre nahm das Waisenhaus keine Säuglinge mehr auf, da aufgrund des fehlenden Fachpersonals die Säuglingsstation 1962 schließen musste. Vgl. Brief des Landesjugendamtes des Regierungspräsidiums Südbaden an die Stadtverwaltung in Lahr vom 7. Mai 1962, in: Kommunalverband für Jugend und Soziales Baden-Württemberg (KVJS) Landeswohlfahrts- und Jugendamt Baden: Erstes Deutsches Reichswaisenhaus Heft 1.

¹⁵ Die Verfasserin im Gespräch mit Zeitzeug:in 1 (Zeitzeug:in wird gegendert, um keinen Rückschluss auf ihre Identität zuzulassen).

¹⁶ In den meisten Fällen vereinbarten die Erziehungsberechtigten mit den Behörden eine Probezeit, in der geprüft wurde, ob eine ausreichende Versorgung gewährleistet werden konnte. Traf dies zu, galt die Erziehungsmaßnahme in Form des Heimaufenthaltes als aufgehoben.

¹⁷ Die Verfasserin im Gespräch mit Zeitzeug:in 2.

¹⁸ Die Verfasserin im Gespräch mit Zeitzeug:in 4.

¹⁹ Die Verfasserin im Gespräch mit Zeitzeug:in 2.

²⁰ Die Verfasserin im Gespräch mit Zeitzeug:in 2.

²¹ Die Verfasserin im Gespräch mit Zeitzeug:in 2.

²² Die Verfasserin im Gespräch mit Zeitzeug:in 1; die Verfasserin im Gespräch mit Zeitzeug:in 3.

²³ Bericht über den laut der Akte unangemeldeten Besuch des Landesjugendamtes im Reichswaisenhaus am 12. Juli 1972, in: KVJS Landeswohlfahrts- und Jugendamt Baden: Erstes Deutsches Reichswaisenhaus Heft 4.

²⁴ Die Verfasserin im Gespräch mit Zeitzeug:in 4.

²⁵ Die Verfasserin im Gespräch mit Zeitzeug:in 2.

²⁶ Die Verfasserin im Gespräch mit Zeitzeug:in 4.

²⁷ Die Verfasserin im Gespräch mit Zeitzeug:in 2.

²⁸ Die Verfasserin im Gespräch mit Zeitzeug:in 2.

²⁹ Reichswaisenhaus (RWH)–123.

³⁰ § 5 der Allgemeinen Bestimmungen über den Betrieb des Ersten Deutschen Reichswaisenhauses, zugleich Dienstanweisung für die Hauseltern von 1885, in: KVJS Landeswohlfahrts- und Jugendamt Baden: Erstes Deutsches Reichswaisenhaus Heft 1.

³¹ Die Verfasserin im Gespräch mit Zeitzeug:in 2.

³² Die Verfasserin im Gespräch mit Zeitzeug:in 2.

³³ Die Verfasserin im Gespräch mit Zeitzeug:in 2.

³⁴ Die Verfasserin im Gespräch mit Zeitzeug:in 4.

³⁵ RWH–88. Der Name des Kindes wurde entfernt.

³⁶ Die Verfasserin im Gespräch mit Zeitzeug:in 4.

³⁷ Bing-von Häfen, Inga, und Klinger, Nadja, Du bist und bleibst im Regen. Heimerziehung in der Diakonie in den 50er- und 70er-Jahren in Oberschwaben, Berlin 2014, S. 30.

³⁸ Die Verfasserin im Gespräch mit Zeitzeug:in 2.

³⁹ Ebenda.

⁴⁰ Vgl. Speiseplan für das Abendbrot des Ersten Deutschen Reichswaisenhauses Lahr von 1951, in: KVJS Landeswohlfahrts- und Jugendamt Baden: Erstes Deutsches Reichswaisenhaus Heft 1.

⁴¹ Vgl. Aus einem Brief des Diakons an das Landesjugendamt Karlsruhe vom 25. Mai 1972, in: KVJS Landeswohlfahrts- und Jugendamt Baden: Erstes Deutsches Reichswaisenhaus Heft 4.

⁴² Ebenda.

⁴³ Antwortschreiben von Heimleiter Herbert Ahrens an das Landesjugendamt vom 28. Mai 1972, in: KVJS Landeswohlfahrts- und Jugendamt Baden: Erstes Deutsches Reichswaisenhaus Heft 4.

⁴⁴ Brief von Heimleiter Ahrens an das Kreisjugendamt Villingen vom 2. Oktober 1963, in: RWH–84. Hier konnte ermittelt werden, dass eine Hausangestellte ein Kind mit einem Stock geschlagen hatte.

⁴⁵ KVJS Landeswohlfahrts- und Jugendamt Baden: Erstes Deutsches Reichswaisenhaus Heft 4.

⁴⁶ Die Verfasserin im Gespräch mit Zeitzeug:in 2.

⁴⁷ Die Verfasserin im Gespräch mit Zeitzeug:in 3.

⁴⁸ Die Verfasserin im Gespräch mit Zeitzeug:in 4.

⁴⁹ Die Verfasserin im Gespräch mit Zeitzeug:in 2.

⁵⁰ Die Verfasserin im Gespräch mit Zeitzeug:in 4.

⁵¹ Die Verfasserin im Gespräch mit Zeitzeug:in 2.

⁵² Die Verfasserin im Gespräch mit Zeitzeug:in 2.

⁵³ Die Verfasserin im Gespräch mit Zeitzeug:in 4.

⁵⁴ Die Verfasserin im Gespräch mit Zeitzeug:in 2.

Quellenverzeichnis

- Aktenbestand des Reichswaisenhauses (RWH), Stadtarchiv Lahr
- Die Verfasserin in Gesprächen mit Zeitzeug:in 1 bis 4.
- Kommunalverband für Jugend und Soziales Baden-Württemberg (KVJS) Landeswohlfahrts- und Jugendamt Baden: Erstes Deutsches Reichswaisenhaus Heft 1.
- KVJS Landeswohlfahrts- und Jugendamt Baden: Erstes Deutsches Reichswaisenhaus Heft 4.

Literaturverzeichnis

BING-VON HÄFEN, INGA, und KLINGER, NADJA, Du bist und bleibst im Regen. Heimerziehung in der Diakonie in den 50er und 70er Jahren in Oberschwaben, Berlin 2014.

FRITSCHKE, SINA, Zwang als ständiger Begleiter? Zur Lebenssituation der Heimkinder am Beispiel des Ersten Deutschen Reichswaisenhauses in Lahr 1948 bis 1977 – Anpassung bis zur Konformität?, unveröffentlichte Masterarbeit, Universität Stuttgart 2020.

JACOB, MICHAEL, Erstes Deutsches Reichswaisenhaus Lahr. Ein einmaliges soziales Zeugnis in der Geschichte der Stadt Lahr. Eine Dokumentation von 1877 bis 1979, Lahr 2016.

Entspannung und Annäherung

Französische Stationierungsstreitkräfte in Lahr 1955 – 1967

Von Werner Schönleber

Im Jahre 2022 liegt der Abzug der französischen Luftwaffe 55 Jahre zurück. 1946 hatte sie die Besatzungstruppe der Franzosen abgelöst, 1951 legte sie ein Bauprogramm auf, ein Flugplatz wurde zwischen Langenwinkel, Dinglingen und Hugsweier errichtet; Düsenjäger folgten auf Transportflugzeuge. Das Luftwaffenoberkommando der 1^{er} Commandement Aérienne Tactique (1 CATAC) ließ sich in den ehemaligen und wiederaufgebauten Wehrmachtskasernen im Osten Lahrs nieder. Für die Lahrer Stadtbevölkerung ist die Zeit mit unangenehmen Erinnerungen verbunden; ihre Wohnungen mussten teils geräumt werden, und die Landwirte verloren Ackerland für den Flugplatzausbau. Erste Baumaßnahmen ließen vermuten, dass die Franzosen lange in Lahr bleiben werden.

1967 nahm ein großer Teil der Bevölkerung die überraschende Schließung des französischen Standorts mit Trauer und Bestürzung auf. Kommentatoren und Redner bemühten das Motiv der deutsch-französischen Freundschaft, wie Oberbürgermeister Philipp Brucker: *[...] wir haben in den Jahren so viele Brücken gebaut. Brecht die Brücken nicht mehr ab!*¹ Wann und wo in der Zeit zwischen 1955 und 1967 wurden jene Brücken zwischen Stationierungsstreitkräften und Stadtbevölkerung gebaut?

Der vorliegende Aufsatz schließt sich zeitlich meinem Artikel aus dem letzten Geroldsecker Land nahtlos an.² Wie im Vorjahr soll geklärt werden, wie sich die französische Garnison auf das Verhältnis zwischen Deutschen und Franzosen auswirkte. Im Jahr 1955 endete das Besatzungsstatut, die Franzosen waren stationiert, aber keine Besatzer mehr. 1967 wurde der französische Standort abgewickelt, mit dem Eintreffen der Kanadier im März endete die Ära der *L'armée de l'air* in Lahr.

Auf die große Politik kann dabei nicht verzichtet werden. Mit dem Inkrafttreten der Pariser Verträge im Mai 1955 änderte sich das Verhältnis zwischen der Bundesrepublik und der Republik Frankreich,

sie wurden nun gleichberechtigte Partner. Ebendies gilt für die Jahre 1966/67, in denen die Bündnispolitik Frankreichs sich unmittelbar auf den Lahrer Militärstandort auswirkte.

Die Untersuchung beginnt mit der veränderten Ausgangslage, wie aus den französischen Truppen endgültig Stationierungstruppen wurden und welche Folgen das für den Standort Lahr hatte. Danach wird anhand von zwei wichtigen Personen das deutsch-französische Verhältnis untersucht: Philipp Brucker als Redakteur der Lahrer Zeitung, ab 1961 Oberbürgermeister, und General Paul Stehlin. Anschließend wird das soziale Miteinander in den 60er-Jahren untersucht, wobei der frühere Kreisdelegierte und Platzkommandant René Monnot eine gewichtige Rolle spielte. Es folgt ein Exkurs zu den Problemen des Dorfes Langenwinkel. Es wird gezeigt, woran Anwohner eines Militärflugplatzes leiden mussten, und wie in dem Fall die radikale Lösung aussah. Zum Schluss widmet sich die Untersuchung dem Zusammenleben mit den Kanadiern und Franzosen, das für die Lahrer Bevölkerung zunächst schwere Konsequenzen nach sich zog.

Als Quellen können Autobiografien von Brucker und Stehlins Memoiren herangezogen werden.³ Diese werden durch archivalische Quellen ergänzt und überprüfbar. Im Stadtarchiv Lahr (StadtAL) sind Aktenbände des Hauptamtes Lahr überliefert. Das Bundesarchiv, Abteilung Militärarchiv (BArch-MA), hält Akten des zuständigen Bundesministeriums der Verteidigung.

Die Pariser Verträge und die Folgen für die Lahrer Garnison

Am 5. Mai 1955 war es so weit. Die am 23. Oktober 1954 in Paris von den drei Mächten USA, Frankreich, Großbritannien und der Bundesrepublik unterzeichneten Verträge traten in Kraft. Der „Deutschlandvertrag“ sicherte der Bundesrepublik „*die volle Macht eines souveränen Staates über ihre inneren und äußeren Angelegenheiten*“⁴ zu. Die Zeit, in der die Franzosen als Besatzer angesehen werden konnten, war damit vorbei; das Besatzungsstatut trat außer Kraft. Den Status der in Westdeutschland stationierten Truppen legte Artikel 5 des Vertrages fest.⁵ Die Bundesregierung durfte über die Stationierung von ausländischen Einheiten nunmehr mitbestimmen und war nicht länger den Verteidigungsplänen der anderen Länder ausgeliefert.

Dass die ausländischen Streitkräfte blieben, lag an der unverändert angespannten internationalen Lage. Deutschland als Ganzes war weiterhin geteilt. Der NATO-Beitritt der Bundesrepublik verschärfte den Ost-West-Antagonismus. Deshalb sah sich die NATO gezwungen, an der Truppenstationierung und militärischen Integration in Europa festzuhalten. Davon profitierte vor allem die Bundesrepublik, deren Militärbeitrag allein nicht zu ihrer Verteidigung ausgereicht hätte. Mit den Pariser Verträgen wurde die Bundesrepublik zum Signatarstaat des 1951 zwischen den NATO-Staaten vereinbarten NATO-Truppenstatuts. Es regelte den gesetzlichen Status ausländischer Soldaten, die in einem fremden NATO-Mitgliedsland stationiert waren. Am 3. August 1959 ergänzte es ein Zusatzabkommen, welches die Bundesregierung unter anderem mit Frankreich unterzeichnet hatte.⁶ In Artikel 48 des Zusatzabkommens wird festgelegt, dass alle ausländischen Streitkräfte ihre Anlagen in der Bundesrepublik weiterhin kostenfrei belegen dürfen. Für den Standort Lahr bedeutete dies, dass der Flugplatz sowie die Kaserne deutsches Eigentum wurden; die französische Luftwaffe war vertraglich nunmehr Mieter beim Bund, ohne Miete zahlen zu müssen. Alle Bauangelegenheiten der Liegenschaften mussten von den deutschen Behörden genehmigt, durchgeführt und bezahlt werden. Um die Kosten abzufangen, wurden für den Flugplatz in den Jahren 1956/57 Mittel aus dem NATO-Bauprogramm *Slice VIIb* für die Landebahn beantragt.⁷ Ab diesem Moment galt der Lahrer Flugplatz als NATO-Standort. Als Folge musste der Flugplatz den Standards des NATO-Hauptquartiers entsprechen. Dazu gehörte das Hissen aller Flaggen der NATO-Staaten, so auch der deutschen, am Eingang.

Die Unterkunftsbeschaffung für die französischen Gaststreitkräfte fiel laut Abkommen ebenfalls in die Kompetenz des Bundes. Die Bundes- und Landesregierung verfolgten ab 1955 das Ziel, alle requirierten Wohnungen schnellstmöglich an ihre ursprünglichen Eigentümer zurückzugeben. Der Aufbau der Bundeswehr eröffnete ihnen die Möglichkeit: Für die Dislozierung deutscher Verbände mussten Liegenschaften von ausländischen Truppen teilweise geräumt werden. Das betraf aufgrund ihrer hohen Zahl an Stationierungssoldaten vor allem die französische Armee. Als Ausgleich dafür bot der Bund neue Wohnungen für die französischen Streitkräfte an. Die Ersatzbauten, wie man sie nannte, sollten künftig alle Soldaten unterbringen, damit keine Beschlagnahme von Privateigentum mehr erforderlich werde. Die Franzosen erklärten sich einverstanden, am

13. September 1956 tauschten die Botschaften ein Aide-Memoire darüber aus.⁸ Den französischen Streitkräften war erlaubt, bei den zuständigen Oberfinanzdirektionen (OFD) und staatlichen Bauämtern Forderungen zu stellen. Insgesamt durften die Forderungen den Gesamtwert der freigemachten Liegenschaften nicht übersteigen.

Die Franzosen hinterlegten drei Zusammenstellungen an Bauforderungen bei der OFD Freiburg. Lahr wurde in Liste zwei und drei genannt. Die Stadt wurde mit 72 Wohnungen auf Liste zwei und 60 auf Liste drei bedacht.⁹ Der Bund plante die Anlage auf dem Gelände entlang der Freiburger Straße im Gewinn Glockengumpen. Ein Teil dieses Gewanns war Bundesbesitz, der Rest musste der Stadt abgekauft werden. Sie erklärte sich einverstanden und stellte die Bedingung, dass die Häuser dem Stadtbild entsprechend als Hochhäuser errichtet werden.¹⁰ Nach der Genehmigung wurden von den Architekten Hans-Walter Heinrich und Klaus Humpert aus Freiburg die berühmten Rundhochhäuser geplant. Die drei sechseckigen Häuser umfassten je 24 Wohneinheiten. Die übrigen Wohnungen wurden in Blockhäusern nebst schon bestehenden Soldatenwohnungen im Glockengumpen errichtet.

*Die Rundhochhäuser
für die französischen
Streitkräfte waren
eine architektonische
Sensation. Bis heute
prägen sie das Gewinn
Glockengumpen.
(Alle Bilder:
Stadtarchiv Lahr)*



„Unsichtbare Mauer überwinden“

Schon vor dem Anlaufen des Bauprogramms konnte die französische Garnison alle requirierten Wohnungen wieder an die Stadtbevölkerung zurückgeben. Die Stimmung gegen die französischen Streitkräfte hatte sich gegenüber der Besatzungszeit ein wenig verbessert. Nach dem Entgegenkommen der Franzosen mehrten sich auf der deutschen Seite die Stimmen, das Verhältnis zueinander zu verbessern. Eine davon war Philipp Brucker. Brucker, Jahrgang 1924, verbrachte nach seinem Wehrdienst drei Jahre in französischer Gefangenschaft.¹¹ Nach Studium und Promotion stieg er 1956 bis zum stellvertretenden Chefredakteur der Lahrer Zeitung auf. In dieser Funktion ergriff er die Gelegenheit, über die deutsch-französischen Beziehungen in der Stadt zu berichten. Anlass war laut Bruckers Erinnerung ein Besuch des Bundeswehrgenerals Hans Speidel bei der französischen Truppe bei der Generalsvilla auf dem Schutterlindenberg.¹² Zwischen dem 15. Juni und 16. Juli 1957 erschienen zehn Teile der Serie über „die französische Kolonie in Lahr“. Die erste Folge beschäftigte sich mit dem Hintergrund der „Kolonie“ und mit dem schlechten Verhältnis zwischen Deutschen und Franzosen in Lahr. Es sei eine unsichtbare Mauer, die trenne, und Brucker kündigte an, in den kommenden neun Artikeln diese Mauer zu übersteigen.¹³ Der zweite Teil berichtet über das Leben französischer Familien in Lahr. Teil drei handelt von der Platzkommandantur, die ihren Sitz in der Gutleutstraße hatte. Das Gebäude wurde zwei Jahre davor errichtet, zuvor war die französische Kreisdelegation (Besatzungsbehörde) und Platzkommandantur in der Schillerstraße untergebracht. Im folgenden Artikel wurde die französische Volksschule in Lahr vorgestellt. Darauf folgte ein Bericht über die französische Militärseelsorge. Das französische Soldatenheim ist Thema des sechsten Teils, und der folgende schließt mit einem Gang durch die *Ménard*-Kaserne an. Bei jenem Rundgang traf Brucker den Oberbefehlshaber Stehlin. Dieser wird in Teil acht porträtiert. Der neunte Teil beleuchtet das Verhältnis von Deutschen und Franzosen in Lahr. Im zehnten Teil wurden die Meinungen von Lesern zur Serie vorgestellt.

Die Serie ist eine umfangreiche Quelle zum französischen Leben in Lahr. Zum ersten Mal seit Ankunft der französischen Streitkräfte konnte eine Zeitung dermaßen detailliert darüber berichten. Mit der Freigabe der letzten beschlagnahmten Wohnungen und dem großen Entgegenkommen der französischen Militärbehörden waren

Als Redakteur wie als Oberbürgermeister pflegte Philipp Brucker (stehend) gute Beziehungen zu französischen Militärs.



die Bedingungen für eine journalistische Aufarbeitung im Sommer 1957 günstig. Brucker und die französischen Behörden hofften, dass die Berichterstattung zu einer weiteren Annäherung zwischen der Stadtbevölkerung und den französischen Gaststreitkräften kommen könnte. Das beiderseitige Interesse erleichterte Brucker die Recherche. Er konnte sich ungezwungen mit General Stehlin und Platzkommandant Monnot unterhalten, bekam Zugang zu Wohnungen und Kasernen; nur zwei Jahre zuvor wäre das undenkbar gewesen. Entscheidend war dabei nicht zuletzt Bruckers offene Art und der Mut, die delikate Angelegenheit anzugehen. Bis 1957 scheute die Lahrer Öffentlichkeit das Thema; geschimpft wurde am Stammtisch oder hinter verschlossenen Türen. Brucker war das bewusst, es kam zum Vorschein, als er den Ton seiner Artikel erklärte: *Es kann nicht darum gehen, hier ein Kinderliedchen der Völkerverständigung zu singen. Es kann auch nicht darum gehen, die Enttäuschungen zu verleugnen [...] Es kann aber auch nicht unsere Absicht sein, den Franzosen vornherum zu streicheln und hintenrum den Tod zu wünschen.*¹⁴

Die Artikel waren sachlich gehalten und zeigen die Ambivalenz der französischen Anwesenheit. Die Franzosen äußerten sich positiv gegenüber Lahr, seinem Umland und Deutschland im Ganzen. Ein Ehepaar fühle sich in Lahr wohl, da es aus Straßburg komme und sich wie in einem *Vorort von Straßburg*¹⁵ fühle. Ein Feldwebel bekundete

Interesse an Vorträgen über Lahr und Umgebung und schwärmte vom Stadtpark. Brucker folgerte: *Den französischen Familien geht es gut in Lahr.*¹⁶ Während er die Zeile schrieb, hörte er in seinen Gedanken die Leser rufen: *das sollte es mal nicht!*¹⁷ Es mangle den Franzosen an nichts, so Brucker, doch im Luxus lebten sie auch nicht.

Interessant sind die Rückmeldungen der Leser, die im letzten Teil zu Worte kommen. Da über dieses Thema öffentlich in der Zeitung berichtet wurde, getrauten sich die Leser, Stellung zu beziehen. Ein verärgerter Leser empfand es als Kulturschande, *daß [...] Franzosen als Besatzungstruppe*¹⁸ sich in Lahr aufhielten und von deutschem Geld lebten. Ein anderer Leser bemerkte, dass ein französischer Abzug die Wohnungsnot beenden würde, der jedoch nie kommen würde, da die Franzosen in Lahr besser lebten als zu Hause. Ein anderer Leser warf Brucker Hofberichterstattung für die Franzosen vor.¹⁹

Insgesamt wurde das gegenseitige Verständnis mit der Fortsetzungsserie 1957 kurzfristig nicht verbessert. Dennoch schuf die Serie ein Ventil für die aufgestaute Wut gegenüber den Franzosen, und durch die Zeitung konnte sie nun öffentlich ausgetragen und abgebaut werden. Langfristig führte dies zu einer vermehrten Unvoreingenommenheit gegenüber den Franzosen und erleichterte die persönlichen Kontakte.

Paul Stehlin – unser General?

An diesen Entwicklungen war eine der herausragenden Persönlichkeiten der französischen Garnison beteiligt: General Paul Stehlin. Geboren 1907 im elsässischen Hochfelden, erlebte er als Siebenjähriger, wie das Elsass in französische Hand geriet.²⁰ Während seiner militärischen Ausbildung studierte er an der Universität Straßburg Germanistik.²¹ 1935 wurde er an die französische Mission in Berlin entsandt. Als stellvertretender Militärattaché im Rang eines Nachrichtenoffiziers sollte er für die französische Regierung den Aufbau der deutschen Luftwaffe auskundschaften. Er lernte den Oberbefehlshaber der deutschen Luftwaffe, Generaloberst und später Reichsfeldmarschall Herman Göring, und weitere Größen der Nationalsozialisten kennen.²² Nach Kriegsausbruch musste er das Land verlassen. 1956 kehrte er nach Deutschland zurück. Diesmal wurde er als General nach Lahr versetzt. Und wie er in seinen Memoiren beschrieb, erfüllte er dort zwei Aufgaben: Luftwaffeneinheiten zu führen und ihnen das Land näherzubringen, indem sie stationiert waren.²³



*General Paul Stehlin
auf dem Flugplatz.*

Eine seiner ersten Maßnahmen war die Organisation eines öffentlichen Flugtages im Juni 1957 – als Tag der offenen Tür wurde der Tag bis 1966 fortgeführt. Der erste Flugtag 1957 zog 40.000 Besucher an, weit mehr als erwartet.²⁴ Von dem Besucherandrang eingeschüchterte Soldaten sorgten dafür, dass auf dem begrenzten Gelände kein Chaos und keine Panik ausbrach. Stehlin lobte die deutsche Disziplin, die es ermöglichte, dass der Tag der offenen Tür ohne Zwischenfälle verlief. Die Tage der offenen Tür blieben in der Folge ein beliebtes Ereignis. Als Zeichen einer deutsch-französischen Annäherung können die Flugtage nur bedingt gesehen werden. Die Motive, der Veranstaltung beizuwohnen, waren vielfältig. Manche Menschen mögen aus Neugier teilgenommen haben, wieder andere aus Interesse an Militär oder der Fliegerei. In anderen Fällen machten sich Besucher auf den Weg, um dort Freunde oder Bekannte zu treffen. Es darf bezweifelt werden, ob das Kennenlernen französischer Soldaten eine Motivation darstellte. Die Tage der offenen Tür erfüllten zwei Funktionen: Die französischen Streitkräfte konnten sich gegenüber der lokalen Öffentlichkeit präsentieren und sorgten für eine Teiltransparenz. Damit konnte die Botschaft vermittelt werden, dass ihr Einsatz der Sicherheit dient und ihr Dasein zweckmäßig ist. Auf

diese Weise, so die Hoffnung, sollte die Bevölkerung Akzeptanz gegenüber ihnen gewinnen und Argwohn und Ängste ablegen.

Stehlin verabschiedete sich im April 1959 von Lahr. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte er einen Platz im Herzen der Lahrer ergattert. Sie sahen in ihm den ersten französischen Oberbefehlshaber, der die Feinheiten im Umgang mit den Deutschen verstand. Seine Herkunft und sein Studium ermöglichten ihm, auf Deutsch – sogar mit alemannischer Färbung – mit den Menschen vor Ort zu kommunizieren. Damit wirkte er nicht wie ein Besatzer oder unerwünschter Ausländer, sondern als ein Verbündeter auf Augenhöhe. Das militärische Zeremoniell zu seiner Verabschiedung gilt als die größte Parade der französischen Luftwaffe in Deutschland, und erneut strömten unzählige Besucher auf den Flugplatz, um den populären Militär letztmals zu sehen.²⁵ Selbst wenn für diese Veranstaltung dasselbe wie für die Flugtage galt, das Prestige der Franzosen war merklich gestiegen; die Bedingungen für die Beziehungen zwischen ziviler Gesellschaft und Militär hatte sich am Beginn der 60er-Jahre erheblich verbessert.

Deutsch-Französische Annäherung in den 60er-Jahren

Unter den Franzosen galt Lahr als „liebenswürdige Stadt“²⁶, in der man als französischer Gast freundlich empfangen wird. Das wurde den 2.600 kasernierten Soldaten ebenso zuteil wie den 8.000 nicht kasernierten Soldaten, die höhere Ränge innehatten. Die kasernierten Soldaten waren Wehrpflichtige, die ungefragt und notfalls gegen ihren Willen nach Lahr entsandt wurden. Sie fanden Halt in der französischen Communauté und lebten meist abgeschnitten von der deutschen Einwohnerschaft. Die Offiziere fanden eher Kontakt zu den deutschen Zivilisten. In der Regel waren sie länger in Lahr stationiert als ihre kasernierten Kameraden. Ihre Verpflichtungen führten auch dazu, dass sie offiziell mehr Kontakt aufnehmen mussten. Ein Beispiel ist René Monnot. In zwei Amtszeiten als Platzkommandant stand er den Truppen auf dem Flugplatz vor. Mit viel Fingerspitzengefühl führte Monnot in den 40er- und Anfang der 50er-Jahre Requisitionen durch und zeigte Verständnis für die Lage der Menschen. Es ist auch überliefert, dass er einmal mit Kohleladungen aushalf, um einen Bäckereibetrieb zu retten.²⁷ Von Amts wegen war er der erste Ansprechpartner der Garnison für die Lahrer Stadtverwaltung, eine Karte, die Monnot geschickt ausspielte. Mit seiner Idee einer französischen Patenstadt für Lahr begann eine fruchtbare Part-

nerschaft mit Dole im französischen Jura.²⁸ Zum ersten Mal erlebten viele Lahrer auf offiziellen Veranstaltungen den Kontakt zu Franzosen, die keine Grenzgänger oder Soldaten waren. Diese Erfahrungen wirkten sich positiv auf das Verhältnis zur Garnison aus. Nach der Entspannung Mitte der 50er-Jahre folgte zu Beginn der 60er-Jahre eine reale Annäherung.

Kleine Begebenheiten kratzten gelegentlich am Image der Franzosen. So beschwerte sich Stadtrat Karl Theodor Uhrig über Tritte an seine Ferse, die er von zwei jungen französischen Soldaten auf dem Marktplatz erhalten habe.²⁹ Uhrig berichtete dem Oberbürgermeister, dass es sich um Rekruten gehandelt haben musste. Nachdem er mit Gegenwehr gedroht habe, hätten die beiden ihm hinterhergespuckt. Ebenso alarmierend wirkte der Fall einer sexuellen Belästigung auf dem Langenhard.³⁰ Zwei Soldaten bedrängten zwei junge Frauen auf einer Bank. Zunächst konnten sie sich befreien, die Soldaten setzten nach. Eine der Frauen drohte mit Anzeige beim Oberbefehlshaber, und die Soldaten ließen von ihnen ab.

Im Gegensatz dazu zeigten sich die Franzosen gerne als Freund und Helfer, die über die wenigen unangenehmen Auffälligkeiten hinwegsehen ließen. Lahrer Sportvereine durften für ihr Training die Sporthalle der Kaserne nutzen.³¹ Die Flugplatzfeuerwehr half der Lahrer Feuerwehr bei der Bekämpfung des Großbrandes bei der Gerberei Emil Waeldin.³² Der Einsatz der Flugplatzfeuerwehr war rechtlich problematisch. Stationierungskräfte durften ebenso wenig wie die Bundeswehr im Innern eingesetzt werden. Dennoch konnte sich die Stadt auf die Hilfe der Franzosen stützen: Im November 1965, als ein Großbrand bei Brennstoff Günther auf dem Gelände des alten Bahnhofes ausbrach, rückte die französische Feuerwehr erneut aus. Zum Erstaunen der Lahrer fanden sich höhere Offiziere bis hin zum Platzkommandanten am Brandherd ein und halfen nicht nur bei den Löscharbeiten, sondern verhinderten eine noch größere Katastrophe.³³ Als ein Lahrer Arzt bei einem Einsatz in Mahlberg schwer stürzte, brauchte er eine Spezialbehandlung in einem Hamburger Krankenhaus.³⁴ Der Schwerverletzte konnte nicht per Krankenwagen transportiert werden; die französische Luftwaffe stellte auf Druck der Lahrer Platzkommandantur eine Transportmaschine für den Flug von Lahr nach Hamburg zur Verfügung. Der gegenseitige Umgang zwischen Lahrer und Garnison war zu diesem Zeitpunkt eingespielt, und den Franzosen war kein Anliegen zu gering, um es

wenigstens zu prüfen. Das darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Anwesenheit des Militärs von den Anwohnern an sich stets als problematisch angesehen wurde.

Exkurs: Die Umsiedlung von Langenwinkel

Am deutlichsten ließ sich das in Langenwinkel beobachten. Bei dem Kompromiss von 1951, Lahr und Hugsweier beim Flugplatzausbau zu schonen, ging die kleine Gemeinde als Verlierer hervor. Die Einflugschneise aus Süden wurde genau auf Höhe des Dorfes verlegt. Nach der Verlängerung der Startbahn nach NATO-Vorgaben 1956 wurde der militärische Flugbetrieb beiderseits zur Belastungsprobe. Während die Langenwinkler unter Lärm und Abgasen ächzten, beklagten die Piloten die mangelnde Flugsicherheit beim Starten und Landen. Die Angst vor Unfällen war auf beiden Seiten nicht unberechtigt, Langenwinkel lag in der Flugsicherheitszone, die unbebaut sein musste. Wie sehr die Dorfgemeinschaft unter der Nachbarschaft zum Flugplatz litt, zeigt eine Beschwerdenote, die Bürgermeister Fritz Heitz beim Regierungspräsidium einreichte, als 1961 die Düsenjäger des Typs F-100 American Sabre stationiert wurden: *Die F-100 hinterlässt beim Start einen Krach, den ich in seiner Auswirkung nicht beschreiben kann. Dazu zeigt sie auch noch einen Feuerstrahl aus dem Auspuff, der nicht gerade beruhigend auf den wirkt, der beim Start in geringer Höhe von so einem Flugzeug überflogen wird, wie das leider bei uns, wenn Südwestwind geht, der Fall ist.*³⁵ Der Kampf um Entschädigungszahlungen mit dem zuständigen Ministerium für Verteidigung und den anderen staatlichen Stellen machten Langenwinkel bundesweit bekannt. Als das „Düsenjägersdorf“ wurde es bis zur Boulevardpresse zitiert und stand symbolisch dafür, wie kleine Dörfer unter der Willkür der ehemaligen Besatzungsmacht litten. Neben Langenwinkel gab es zwei weitere Gemeinden, die durch Bautätigkeiten der NATO in die Sicherheitszone der Flugplätze gerieten: Rehbach bei Sobernheim (Flugplatz Pferdsfeld, Rheinland-Pfalz) und Oberbohlheim (Flugplatz Nörvenich, Nordrhein-Westfalen). Das Bundesministerium für Verteidigung unter Franz Josef Strauß und Staatssekretär Volkmar Hopf sahen die Lösung in einer Umsiedlung der Gemeinden. Das entsprechende Angebot wurde bei einer Besprechung in Langenwinkel am 23. März 1962 ausgesprochen.³⁶ Hopf erklärte im Beisein unter anderem von Bürgermeister Heitz, dem Landrat Georg Wimmer und einigen Bundestagsabgeordneten sowie Vertretern des Regierungspräsidiums den Grundsatz *alt gegen neu*. Der Wert eines neuen Gebäudes

sollte demjenigen eines alten entsprechen. Eine Umsiedlung sei, das stellte der Staatssekretär klar, eine freiwillige Sache. Für die Neuansiedlung sei der Hurster Hof und das umliegende Gelände geeignet. Das Jahr 1963 war geprägt von der Unsicherheit, ob der Bund seine Zusagen einhalten würde. Um den Druck zu erhöhen, beschloss Langenwinkel, am 28. April eine Abstimmung unter Führung des Regierungspräsidiums zur Umsiedlung zum Hurster Hof abzuhalten.³⁷ Für eine geschlossene Umsiedlung stimmten 74,2 Prozent.

Die Bundesregierung war in der Sache gesplitteter. Strauß, der die Angelegenheit zur Chefsache erklärte, setzte sich für eine Umsiedlung ein. In einem Brief an seine Ministerkollegen mahnte er, dass der Bund nicht nur „politische, sondern auch rechtliche Verpflichtung“³⁸ besäße, Leib und Leben der Bürger zu schützen. Auf der anderen Seite ging die Angst um, mit einer Umsiedlung ein Präzedenzfall für andere Gemeinden mit Lärmproblemen zu schaffen. Zur Klärung kam das Projekt am 4. Dezember 1963.³⁹ Die Bundesregierung stimmte in der Kabinettsitzung Strauß und Hopf zu, dass ein Präzedenzfall nicht gegeben sei; der Flugplatz Lahr sei nicht unter regulären rechtlichen Bedingungen errichtet worden, sondern stamme aus der Zeit der Besatzung. Nachdem am 5. Februar 1964 der Finanzausschuss des Bundestages der Finanzierung zustimmte, konnte Langenwinkel das Projekt der Umsiedlung endgültig angehen. Die OFD Freiburg erhielt von der Bundesregierung den Auftrag, die Umsiedlung zu organisieren.

Der Abzug der französischen Streitkräfte

Die Eröffnung Neu-Langenwinkels im Jahre 1971 bekam die französische Luftwaffe nicht mehr mit. Für sie war der Auftrag in Lahr im September 1967 beendet. Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs hat sich Lahr nicht mehr so stark aufgrund der weltpolitischen Lage verändert als in jenem Jahr. Auslöser für den französischen Rückzug war die NATO-Politik des französischen Präsidenten Charles de Gaulle. Ein jahrelanger Streit um die politische Kontrolle über den Einsatz von Atomwaffen eskalierte im März 1966. Dabei war der Standort Lahr nicht unerheblich: Seit März 1963 lagerten US-Atomwaffen auf dem Flugplatz.⁴⁰ Im Kriegsfall hatte allein der US-Präsident die Autorität, über den Einsatz der Waffen zu entscheiden, während der französische Präsident lediglich konsultiert worden wäre, wobei seine Streitmacht die Bomben zum Zielabwurf fliegen hätte müssen.

der Franzosen ausgesetzt.⁴² Die Franzosen warnten die Lahrer vor ihren neuen Gästen als *bunch of drunken lumberjacks*⁴³, einem *Haufen betrunkenen Holzfäller* mit langen Messern und wenig kultiviert. Am Flugplatz zeigte sich die Stimmung am deutlichsten: Trotz zulässiger Dokumente und fester Abmachungen verweigerten die französischen Torwächter den kanadischen Soldaten den Zugang zum Flugplatz.⁴⁴ Ein ebenso beliebtes Mittel war das Streuen von falschen Ondits über vermeintliche Schlägereien, die die Kanadier ausgelöst haben sollen.⁴⁵ Die Lahrer, welche aus Gewohnheit zu den Franzosen hielten, mussten schnell erkennen, dass die Gerüchte nicht haltbar waren. Oberbürgermeister Brucker war es zu verdanken, dass die angeheizte Stimmung in der Stadt nicht eskalierte, er brachte die Verantwortlichen an einen Tisch.⁴⁶ Es spricht für sich, dass Brucker berichtet, der französische Platzkommandant Antonin Betbèze habe sich lange geweigert, mit den Kanadiern anzustoßen. Bei Hugsweiler erhielt der Flugplatz einen weiteren Haupteingang (heute David-Schieni-Straße), der fortan nur den Kanadiern unter deren Kontrolle zur Verfügung stand.

Zurückzuführen waren diese Schwierigkeiten auf das politische Klima des Jahres 1967. Es war geprägt vom Dissens der NATO-Partner und einer Krise in den Beziehungen zwischen Frankreich und Kanada. Seit 1964 provozierte de Gaulle Kanada mit der Unterstützung der separatistischen Bewegung der französischsprachigen Provinz Quebec.⁴⁷ Seine Vision war eine weltweite Dominanz der Frankophonie als Erbe des französischen Kolonialismus, und Quebec als dessen Meisterstück. Der vorläufige Höhepunkt der Krise war im Dezember 1966 erreicht: De Gaulle lehnte es offiziell ab, den Kanadiern eine Glückwunsch-Note zum 100-jährigem Bestehen im Jahre 1967 zu senden. Die 100-Jahr-Feier war in seinen Augen nichts als ein Festakt für die institutionelle Unterwerfung der Frankokanadier durch die Anglokanadier. Für die französischen Beteiligten war es eine Zumutung, einen Fliegerhorst ausgerechnet mit den Kanadiern teilen zu müssen. Die RCAF trug den Namen der englischen Königin, und Frankokanadier waren in den Einheiten in Lahr unterrepräsentiert.

Der Abzug der Franzosen folgte dann schneller als von ihnen beabsichtigt. Die zwei Fliegerstaffeln auf dem Flugplatz waren seit April 1967 mit der Abwicklung des Standortes beschäftigt und zogen am 1. September nach Nancy ab.⁴⁸ Wenige Tage zuvor verabschiedeten sie sich mit einer großen Parade. Dabei ehrten sie die deutschen Ge-

fallenen der beiden Weltkriege. Brucker empfand sich tief bewegt.⁴⁹ Was mag ein Franzose dabei gefühlt haben? Führte man nur einen Befehl aus? Erwies man den Vorfahren derjenigen, mit denen man in Lahr gutnachbarlich zusammengelebt hat, eine aufrichtige Ehre? Spürte man die Wut auf die Menschen, die den eigenen Eltern und Großeltern Leid, Hunger und Tod brachten? Über die wahren Gefühle lässt sich nur spekulieren. Es war ein versöhnlicher Abschluss, der beim Einmarsch 1945 und der Stationierung eine Dekade später nicht abzusehen war.



Der Kontakt zwischen Franzosen und Lahrern, in jenen Jahren geknüpft, wird noch über viele Jahre bestehen bleiben. Dole und Lahr werden sich auf ziviler Ebene viel enger verbinden. Die Brücken sind nicht nur zahlreicher, sondern belastbarer geworden; und die Kanadier waren für die kleine Stadt am Schwarzwaldrand doch nicht die schlechtesten Nachfolger...

Abschlussparade der französischen Streitkräfte. Auf dem Friedrich-Ebert-Platz ehrten die Militärs zusammen mit Philipp Brucker die deutschen Gefallenen der beiden Weltkriege.

Fazit

Von 1946 an bis 1967, etwas mehr als 20 Jahre, gehörten etwa ein Viertel der in Lahr lebenden Menschen den französischen Luftstreitkräften an. Wie sahen die Beziehungen zwischen Garnison und Lahrer Bevölkerung in der zweiten Hälfte der französischen Anwesenheit aus? Dieser Frage ging dieser Artikel nach, nachdem im vergangenen Jahr die erste Hälfte der Franzosenzeit untersucht worden war.

Grundlegend für die Beziehungen war die neue Rolle der französischen Streitkräfte. Sie waren ab Mai 1955 nicht mehr Besatzer, sondern NATO-Verbündete. Französische Stellen hatten nun keinen politischen Einfluss mehr auf das Leben in der Stadt, damit standen sich Verwaltung und Garnison auf Augenhöhe gegenüber. Das führte zu einer Entspannung. Beschlagnahmungen von Häusern und Wohnungen waren rechtlich nicht möglich. Mit Aufstellung der Bundeswehr räumten französische Streitkräfte für sie Liegenschaften in der Bundesrepublik, dafür durften sie an ihren Standorten Baumaßnahmen fordern. So entstand beispielsweise die Bebauung des Glockengumpens mit den markanten Rundhochhäusern.

Philipp Brucker ermöglichte mit seiner zehnteiligen Serie über die französischen Streitkräfte in der Lahrer Zeitung zum ersten Mal eine öffentliche Debatte über die französische Garnison. Er stellte fest, dass sich die Franzosen in Lahr wohlfühlten. Die Lahrer hingegen, das zeigten Zuschriften, hegten ihnen gegenüber zu der Zeit einen gewissen Argwohn. Zur selben Zeit allerdings begannen sich die Bevölkerung und Garnison anzunähern. General Paul Stehlin erkannte, dass sich das Militär öffnen muss, um den Kontakt mit den Menschen herzustellen. Gut besuchte öffentliche Flugtage und seine Verabschiedung fanden großen Anklang. Eine grundsätzliche Nähe zu Militär und Franzosen ist damit nicht abzuleiten. Dennoch zeigte sich darin eine Art der Entspannung. Diese lag ebenso in Stehlins Person begründet. Als Elsässer und ehemaliger Germanistikstudent an der Universität Straßburg wurde ihm aufgrund seiner Deutschkenntnisse eine große Popularität zuteil.

Die Umsiedlung des späteren Lahrer Stadtteils Langenwinkel zeigt die Schattenseite der militärischen Stationierung. Flugzeuflärm und Abgase sowie die verminderte Flugsicherheit belasteten Anwohner

und Piloten. Bemerkenswert ist, dass die Langenwinkler mehr mit den deutschen Stellen haderten als mit den Franzosen. Dass die Umsiedlung genehmigt wurde, war das Verdienst des Bundesministers für Verteidigung Franz-Josef Strauß, der sich innerhalb der Bundesregierung durchsetzte.

Das Zusammenleben in der Stadt gestaltete sich unkompliziert. Die Franzosen lebten mit wenigen Ausnahmen diszipliniert. Gravierende Vorfälle sind jedenfalls in den deutschen Verwaltungsakten nur wenige dokumentiert. Das Augenmerk lag vielmehr auf den Aktivitäten der Garnison, die sich gerne als Freund und Helfer profilierte. So leistete die Flugplatzfeuerwehr mehrmals Hilfe, obwohl ihr das laut deutschem Recht nicht zustand. Die Bereitstellung von Flugzeugen wurde geleistet, wie ein Fall eines schwerverletzten Arztes zeigte.

Während des Abzuges zeigte sich, wie sehr Garnison und Einwohner inzwischen miteinander verbunden waren. Mit einer Kampagne gegen die Kanadier versuchten die Franzosen, eine Verlängerung ihres Auftrages in Lahr zu erreichen. Zunächst hielten die Lahrer zu den Franzosen, bis sich herausstellte, dass vieles auf haltlosen Gerüchten basierte. Seit Ankunft der Kanadier im April 1967 hatte sich die französische Ära in Lahr überlebt. Eine enge Verbindung nach Frankreich in Form der 1962 geschlossenen Städtepartnerschaft mit Dole bleibt bis heute aus der Zeit.

¹ Brucker, Philipp, *Die Franzosen verlassen Lahr. Ein geschichtliches Ereignis*, in: *Geroldsecker Land* 10, 1967/68, S. 27.

² Schönleber, Werner, *Les Chevalliers du ciel. Französische Luftwaffengarnison in der Besatzungszeit 1946–1955*, in: *Geroldsecker Land* 63, 2021, S. 169–192.

³ Stehlin, Paul, *Auftrag in Berlin. Témoignage pour l'histoire*, Berlin, 1965.; Brucker, Philipp, *Kaleidoskop meines Lebens*, Lahr, 2009.

⁴ *Deutschlandvertrag (Dokument 12)*, in: März, Peter (Hrsg.), *Dokumente zu Deutschland 1944–1994*, München 1996, S. 94–96, hier S. 94.

⁵ *Ebd.*, S. 95.

⁶ *NATO-Truppenstatut und Zusatzvereinbarungen. Gesetz zum NATO-Truppenstatut und zu den Zusatzvereinbarungen mit Unterzeichnungsprotokoll zum Zusatzabkommen und ergänzenden Abkommen; Textausgabe mit Sachverzeichnis*, München, 1963, S. 9.

⁷ *NATO-Flugplatz Lahr*, in: BArch-MA, BW 1/58989.

⁸ *Aide-Memoire über die Übergabe von Anlagen, die gegenwärtig von den französischen Streitkräften in Deutschland benutzt werden, an die deutschen Streitkräfte v. 13.9.1956*, in: BArch-MA, BW1/54604.

⁹ Aktenvermerk der Unterabteilung VI C. des Bundesverteidigungsministeriums. Betrifft: Ersatzwohnungsbauten für die französischen Streitkräfte im Raum Baden-Württemberg. Hier: Baumaßnahmen in Freiburg, Lahr, Villingen v. 6. 12. 1957, in: BArch-MA, BW 1/54605.

¹⁰ Ebd.

¹¹ Vgl. Bohnert, Gabriele, *Die Lahrer Oberbürgermeister*, in: *Stadt Lahr* (Hrsg.), *Geschichte der Stadt Lahr. Band 3: Im 20. Jahrhundert*, Lahr 1993, S. 15–22, hier S. 21.

¹² Vgl. Brucker, *Kaleidoskop* (wie Anm. 3), S. 29.

¹³ *Die französische Kolonie in Lahr. Teil 1: Die unsichtbare Mauer überwinden. Rund 7000 Franzosen leben in Lahr – Probleme, Sorgen, Wünsche und Hoffnungen*, in: *Lahrer Zeitung* (v. 15. 6. 1957).

¹⁴ Ebd.

¹⁵ *Die französische Kolonie in Lahr. Teil 2: Die Sprache ist das Problem. Wir besuchten französische Familien – Sie schätzen Lahr und und seine schöne Umgebung*, in: *Lahrer Zeitung* (v. 19. 6. 1957).

¹⁶ Ebd.

¹⁷ Ebd.

¹⁸ *Die französische Kolonie in Lahr. Teil 10: Zustimmung und Ablehnung. Artikel-Serie über französische Kolonie entfachte Diskussionen – Was sagen unsere Leser?*, in: *Lahrer Zeitung* (v. 6.7.1957).

¹⁹ Ebd.

²⁰ Vgl. Stehlin, *Auftrag* (wie Anm. 3), S. 10.

²¹ Vgl. ebd., S. 16.

²² Vgl. ebd., S. 64.

²³ Vgl. ebd., S. 267.

²⁴ Brucker, *Französische Kolonie. Teil 1* (wie Anm. 13).

²⁵ *Haus des Dokumentarfilms, Film Starfighter über Lahr*, in: *Stadtmuseum Lahr; Beitrag „Flugparade Lahr“ Abendschau SDR/SWF v. 22.4.1959*. URL: <https://www.ardmediathek.de/video/swr-retro-abendschau/flugparade-lahr/swrfernsehen-de/Y3JpZDovL3N3ci5kZ-S9hZXgwbzEyMDkyMDA/>.

²⁶ *Lahr, eine lebenswürdige Stadt. Im Zeichen der deutsch-französischen Freundschaft*, in: *Lahrer Anzeiger* (v. 27.9.1962).

²⁷ Vgl. Liessem-Breinlinger, Renate, *Colonel René Monnot: Vom Platzkommandanten zum Lahrer Bürger*, in: *Stadt Lahr* (Hrsg.), *Geschichte der Stadt Lahr. Band 3: Im 20. Jahrhundert*, Lahr 1993, S. 207–210, hier S. 207.

²⁸ Vgl. ebd., S. 207

²⁹ Aktenvermerk. Betrifft: Verhältnis zu den Stationierungsstreitkräften v. 7.1.1964, in: *StadtAL, Lahr III – 530*.

³⁰ *Landtagsabgeordnete Stephan an die Kommandatur der französischen Stationierungsstreitkräfte. Betrifft: Sexuelle Belästigung durch französische Soldaten v. 5.10.1964*, in: *StadtAL, Lahr III – 530*.

³¹ *Colonel Anthonioz an Oberbürgermeister Brucker. Betrifft: Benutzung der Sporthalle der Kaserne „Ménard“ von deutschen Sportvereinen und der Polizei v. 6.5.1964*, in: *StadtAL, Lahr III – 530*.

³² *Bürgermeister Ritter an General Gauthier. Betrifft: Feuerwehreinsatz bei Firma Waeldin v. 15.3.1965*, in: *StadtAL, Lahr III – 309*

³³ *Oberbürgermeister Brucker an General Prayer v. 12.11.1965*, in: *StadtAL, Lahr VII – 793*.

³⁴ *Oberbürgermeister Brucker an Luftwaffenattaché Colonel de Montplanet (französische*

Botschaft). *Betrifft: Beförderung eines schwerverletzten Arztes v. 31.3.1965, in: StadtAL, Lahr VII – 793.*

³⁵ *Bürgermeister Heitz an das Regierungspräsidium. Betrifft: Lärmbelästigung durch Düsenflugzeuge im Raum des NATO-Flugplatzes Lahr. Hier: Startbahnverlängerung nach Norden v. 19.7.1961, in: StAF, F 30/1 4355.*

³⁶ *Aktenvermerk Oberregierungsrat Lenz. Betrifft: Die am 23.3.1962 in Langenwinkel unter dem Vorsitz des Regierungspräsidenten von Südbaden stattgefundene Besprechung der Maßnahmen zur Beseitigung der Lärmbelästigung und Gefährdung des Ortes Langenwinkel durch den NATO-Flugplatz Lahr v. 26.3.1962, in: BArch-MA, BW 1/58989.*

³⁷ *Vgl. Brucker, Philipp, Von Alt-Langenwinkel über Neu-Langenwinkel zum Stadtteil – Umsiedlung und Eingliederung nach Lahr, in: Stadt Lahr; Ortsverwaltung Langenwinkel (Hrsg.), Geschichte von Langenwinkel 1979–1997, Lahr 1997, S. 191–213, hier S. 198.*

³⁸ *Schnellbrief vom Bundesminister der Verteidigung an die Bundesminister. Betrifft: Umsiedlung der Ortschaften Oberbohlheim, Langenwinkel und Rehbach. Hier: Entschädigungsgrundsätze v. 7.10.1963, in: BArch-MA, BW 1/58992.*

³⁹ *102. Kabinettsitzung am Mittwoch, dem 4.12.1963 TOP 6 (›Kabinettsprotokolle der Bundesregierung‹ online).*

⁴⁰ *Vgl. Schönleber, Werner, Lahr als Atomwaffenstandort? Wahrheit und Gerüchte über einen alten Verdacht, in: Geroldsecker Land 62, 2020, S.106–123, hier S. 110–111*

⁴¹ *Kanadier übernehmen Lahrer Garnison. Oberbürgermeister Brucker dankt französischer Flugplatzfeuerwehr, in: Lahrer Zeitung (v. 20.1.1967).*

⁴² *Vgl. Milberry, Larry, Fighter Squadron. 441 Squadron from Hurricanes to Hornets, Toronto, 2004, S. 170.*

⁴³ *Ebd.*

⁴⁴ *Vgl. Brucker, Kaleidoskop (wie Anm. 3), S. 158.*

⁴⁵ *Schlägereien fanden nur in der Phantasie statt. Das Interview am Wochenende – Mit Oberbürgermeister Dr. Brucker, in: Lahrer Zeitung (v. 15.4.1967).*

⁴⁶ *Vgl. Brucker, Kaleidoskop (wie Anm. 3), S. 160.*

⁴⁷ *Vgl. Willms, Johannes, Der General. Charles de Gaulle und sein Jahrhundert, München, 2019, S. 492–493.*

⁴⁸ *Vgl. Guyot, Henri, L'Armée de l'Air. Des avions et des hommes, Paris, 1992, S. 29*

⁴⁹ *Vgl. Brucker, Kaleidoskop (wie Anm. 3), S. 160.*

Literaturverzeichnis

BOHNERT, GABRIELE, Die Lahrer Oberbürgermeister, in: Stadt Lahr (Hrsg.), Geschichte der Stadt Lahr. Band 3: Im 20. Jahrhundert, Lahr 1993, S.15–22

BRUCKER, PHILIPP, Die Franzosen verlassen Lahr. Ein geschichtliches Ereignis, in: Geroldsecker Land 10, 1967/68, S. 27

BRUCKER, PHILIPP, Von Alt-Langenwinkel über Neu-Langenwinkel zum Stadtteil – Umsiedlung und Eingliederung nach Lahr, in: Stadt Lahr; Ortsverwaltung Langenwinkel (Hrsg.), Geschichte von Langenwinkel 1979–1997, Lahr 1997, S. 191–213

- BRUCKER, PHILIPP, Kaleidoskop meines Lebens, Lahr, 2009
- GUYOT, HENRI, L'Armée de l'Air, Des avions et des hommes, Paris, 1992
- Kabinettsprotokolle der Bundesregierung online
- LIESSEM-BREINLINGER, RENATE, Colonel René Monnot: Vom Platzkommandanten zum Lahrer Bürger, in: Stadt Lahr (Hrsg.), Geschichte der Stadt Lahr. Band 3: Im 20. Jahrhundert, Lahr 1993, S. 207–210
- MÄRZ, PETER, Dokumente zu Deutschland 1944–1994, München 1996
- MILBERRY, LARRY, Fighter Squadron. 441 Squadron from Hurricanes to Hornets, Toronto, 2004
- NATO-Truppenstatut und Zusatzvereinbarungen. Gesetz zum NATO-Truppenstatut und zu den Zusatzvereinbarungen mit Unterzeichnungsprotokoll zum Zusatzabkommen und ergänzenden Abkommen; Textausgabe mit Sachverzeichnis, München, 1963
- Schönleber, Werner, Lahr als Atomwaffenstandort? Wahrheit und Gerüchte über einen alten Verdacht, in: Geroldsecker Land 62, 2020, S.106–123
- SCHÖNLEBER, WERNER, Les Chevalliers du ciel. Französische Luftwaffengarnison in der Besatzungszeit 1946–1955, in: Geroldsecker Land 63, 2021, S. 169–192
- STEHLIN, PAUL, Auftrag in Berlin. Témoignage pour l'histoire, Berlin, 1965
- WILLMS, JOHANNES, Der General. Charles de Gaulle und sein Jahrhundert, München, 2019

Das Nest auf dem Storchenturm und die Störche in Lahr und Ettenheim

Von Ines Schwendemann

Einleitung

Schwarze Aussichten für den weißen Storch titelte 1984 der bekannte deutsche Chemiker Otto Hahn. Zu Recht: Nur wenige Jahre zuvor, 1975, wurden in Baden-Württemberg lediglich 15 Brutpaare des Weißstorchs gezählt.¹ Ein Tiefstand, denn 1955 waren noch 152 Paare registriert worden.² Doch in der Folge nahm der Bestand stark ab. Bis 1984, dem Jahr, in dem Otto Hahns Buch erschien, blieb er nahezu auf diesem Niveau.³ Bereits 1934 hatte der *Vater des Storchs*, Professor Ernst Schütz, flächendeckende Storchenzählungen organisiert.⁴ Mitglieder des Nabu haben diese Zählungen fortgeführt. In diesem Zuge wurden auch die deutschlandweiten Zahlen erfasst: *Konnte man 1934 noch 9.000 Weißstorch-Paare in Deutschland zählen, blieb bei der Bestandserhebung 1988 gerade noch eine traurige Zahl von 2.949 Brutpaaren übrig*, informiert der Naturschutzbund in seiner Broschüre *Der Weißstorch – ein Vogel von Welt* (2009).⁵



Eine Storchenfamilie hatte es sich 2020 auf dem Storchenturm bequem gemacht. Bild: Hoffmann.

Doch was hatte zu dieser Entwicklung geführt? Ein ausgewachsener Storch benötigt etwa 500 bis 700 Gramm Nahrung pro Tag, ein Jungvogel 1.600 Gramm. Der Nahrungsbedarf einer Storchenfamilie beträgt bis zu 4.600 Gramm am Tag, informiert der Nabu.⁶ Umso wichtiger sei es für die Störche daher, dass sie in direkter Umgebung des Nests genug zu fressen finden – genau das war Anfang des 20. Jahrhunderts immer schwieriger. *Allgemein gab es einen Verlust an Naturbiotopen. Es war damals die erste Zeit des Wiesenumbruchs in Maisäcker. Viele landwirtschaftliche Flächen wurden intensiviert, sodass den Störchen die Nahrungsgrundlage fehlte*, wird Helmut Opitz aus Seelbach, damaliger Vizepräsident des Naturschutzbundes und heutiger Ehrenpräsident, in einem Artikel der Badischen Zeitung aus dem Jahr 2013 zitiert.⁷ Und noch eine Gefahr lauerte auf die Störche: Mittelspannungsleitungen. *Der Stromtod auf den Masten der Mittelspannungsleitungen ist sowohl im Brutgebiet, als auch auf dem Zug eine der Hauptursachen für den dramatischen Rückgang des Weißstorchs.*⁸ Die Stromunternehmen in Baden-Württemberg verpflichteten sich daher 1992, die vogelgefährdenden Masten von Mittelspannungsleitungen im Land zu entschärfen.⁹

Dass es heute in Baden-Württemberg wieder mehr als 3.000 Storchbrutpaare gibt, ist dem Einsatz vieler Naturschützer zu verdanken. Als der Storch 1984 zum Vogel des Jahres gekürt wurde, startete der Deutsche Bund für Vogelschutz (DBV, heute Naturschutzbund Deutschland, Nabu) zusammen mit dem Land Baden-Württemberg das auf zehn Jahre befristete Projekt der Wiedereinbürgerung des Weißstorchs im Bundesland. In der Folge stiegen die Bestände stark an.¹⁰ Im Jahr 2004 war mit 274 Brutpaaren der Stand der 1950er-Jahre wieder erreicht und übertroffen.¹¹

In geeigneten Lebensräumen wurden geschlechtsreife Störche ausgewildert, informiert Opitz im BZ-Artikel.¹² Mithilfe der Beringung konnten die Haupt- und Ehrenamtlichen zudem herausfinden, welche Vögel im kommenden Jahr wieder zurückgekommen waren. Die noch nicht flugfähigen Jungstörche werden noch im Horst beringt. Mit dieser Kennzeichnung ist es möglich, den einzelnen Storch zu identifizieren und mehr über seinen Lebensweg zu erfahren, informiert der Nabu.¹³

Am südlichen Oberrhein konzentrieren sich die aktuellen Brutplätze, abhängig von Fördermaßnahmen im Breisgau, im Raum Ettenheim/Elzwiesen, im Hanauerland und weiteren Gegenden des nördlichen Ortenaukreises.¹⁴ 2007 brüteten im Ortenaukreis 35 Storchpaare,

im Kreis Emmendingen 25 und im Kreis Breisgau-Hochschwarzwald samt der Stadt Freiburg 23 Paare des Weißstorchs.¹⁵ Verbreitungslücken bestanden im nördlichen Markgräflerland, wo die Nahrungsgrundlage beschränkt ist, und im Raum Lahr zwischen Goldscheuer beziehungsweise Schutterwald im Norden und Orschweier im Süden, *weil vermutlich kein Artenschutzmanagement praktiziert wird*, heißt es in der Aufsatzsammlung *Das Natur- und Landschaftsschutzgebiet Elzweiden* aus dem Jahr 2009.¹⁶ 2013 berichtete die Badische Zeitung in einem Artikel von 21 Brutpaaren in der südlichen Ortenau, im gesamten Landkreis seien es etwa 70 Paare gewesen.

Konkret für Lahr wird ein Nest genannt, im Stadtteil Hugsweier ein weiteres, in Ettenheim zwei Nester.¹⁷ Im Mitteilungsblatt aus dem Jahr 2020 gibt der Nabu aktuelle Zahlen: Im Ortenaukreis (Offenburg) wurden 2019 187 Horstpaare (Brut- oder Nestpaare), 125 Horstpaare mit ausgeflogenen Jungen und 62 Horstpaare ohne flügge Junge, doch in der Brutzeit mindestens vier Wochen den Horst besetzt haltend, registriert.¹⁸

Um viele Nester im Ortenaukreis, darunter auch die in Lahr und Ettenheim, kümmert sich seit 29 Jahren der ehrenamtliche Storchbetreuer Wolfgang Hoffmann aus Ettenheim, zunächst für den Nabu, mittlerweile für den BUND. Er hat mitgeholfen, Meister Aedbar wieder in der Ortenau anzusiedeln. *Dass der Storch Vogel des Jahres war, hat einen enormen Aufschwung bewirkt*, erinnert er sich. Gefährlich



Der ehrenamtliche Storchbetreuer Wolfgang Hoffmann reinigt 2016 ein Storchennest in Rheinhausen.

Foto: Privat.

wird es für die Jungstörche meist dann, wenn es gleichzeitig kalt und nass ist. 2020 war zum Beispiel ein schlechtes Jahr, aber Schwankungen sind normal, sagt Hoffmann. Mittlerweile sei die Population in der südlichen Ortenau so stark, dass auch im kommenden Jahr wieder genug Störche zu Nestern zurückkehren. Es sei auch ganz normal, dass die Schwächeren auf die Seite geschoben oder aus dem Nest gestoßen werden, weiß der Storchenexperte. *Im Schnitt überleben 2,4 Jungstörche*, rechnet er vor. Der Verlust sei von der Natur miteingerechnet. *Deswegen ist es auch wichtig, dass man die Störche nicht zufüttert und der Natur ihren Lauf lässt*, erklärt er. Mittlerweile werde auch der Ruf immer lauter, es seien zu viele Störche. *Aber eigentlich ist es doch gerade für die Landwirte gut, wenn die Störche die Mäuse fressen, die sonst die Ernte verderben würden*, findet er. Denn nach und nach hätten sich die Störche auch beim Futter umgestellt: Statt Amphibien stehen nun Mäuse auf dem Speiseplan.

Beobachtet hat Hoffmann auch, dass der Klimawandel sich auf das Verhalten der Tiere auswirkt. *Immer mehr bleiben über den Winter da. Bei der Rückkehr finden die Zugstörche oft ihre Nester von den Nichtziehern besetzt vor. Das sorgt für Unruhe und Kämpfe.*

Die Störche auf dem Storchenturm / Leerstand von 1966 bis 2019

Auch im Lahrer Raum gibt es ganz klar zu wenig artenreiches Grünland für die Störche. Das Nahrungsangebot ist zu knapp, wird Nabu-Experte Helmut Opitz aus Seelbach in einem BZ-Artikel zitiert.¹⁹ Dennoch: Durch das jahrelange Engagement und den steigenden Populationsdruck gebe es in und um Lahr wieder viele belegte Storchennester. Eines befindet sich auf dem Lahrer Wahrzeichen, dem *Storchenturm*, dem Rundturm der ehemaligen Tiefburg. Dort ist das Brutvorkommen schon für das 18. und 19. Jahrhundert belegt.²⁰ Auch in der Folgezeit war das Nest ständig besetzt bis ins Jahr 1949. Ab 1957 bevölkerten erneut Weißstorch-Paare den Horst auf dem Turm, doch ab 1966 blieb er unbesetzt, hat Günther Müller in seiner *Storchenchronik Baden* festgehalten.²¹ Das bestätigt auch Erwin Mayer, ehemaliger Leiter der städtischen Gartenabteilung, in einem BZ-Artikel aus dem Jahr 2007. Bis zu diesem Jahr habe der *Storchenturm*, der nach den schwarz-weißen Vögeln benannt ist, seinem Namen alle Ehre gemacht. Noch am 9. März 1966 habe ein Storch das Nest inspiziert. Wenig später habe sich ein Pärchen um den Innenausbau gekümmert. Drei Jungstörche verließen schließlich das Nest auf dem Storchenturm, das von Mitarbeitern des Stadtparks gefertigt worden war und von der Firma

Dörfler auf das Nestgerüst des Turms gebracht wurde.²² Es sollten für mehr als 50 Jahre die letzten Bewohner des Storchenturms sein.

Der Autor eines Artikels im Lahrer Anzeiger informiert: *Der Name Storchenturm ist wohl an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert entstanden. Da waren die Störche hier regelmäßig am Nisten. Erst ab den 60er-Jahren blieben sie weg. Der Grund war der Neubau des Max-Planck-Gymnasiums Mitte der 50er-Jahre. Die Feuchtwiesen, die die Störche zum Jagen nutzten, waren versiegelt.*²³ Die Lahrer Zeitung berichtet: *Der Verlust von Nahrungsräumen in den Brutgebieten hat auch in Lahr eine wichtige Rolle gespielt, hat die Agenda-Gruppe Stadtökologie 2005 in der Broschüre zum stadtökologischen Lehrpfad dargestellt. Die ehemaligen Hauptnahrungsgebiete der Lahrer Störche im Wiesengebiet der Freimatten zwischen Kippenheimweiler und Mietersheim gingen seit den 70er-Jahren durch Überbauung verloren. Beispiele seien die Erweiterung des Gewerbe- und Industriegebiets oder die Verlagerung des Stadtteils Langanwinkel sowie die Umwandlung des Grünlands in Ackerfläche.*²⁴ Und in einem weiteren Artikel wird der Grund für das Ausbleiben der Störche folgendermaßen beschrieben: *Das Nest von Meister Adebar auf dem Storchenturm wird allerdings auch weiterhin leer bleiben. Das Jagdgebiet des Storchs ist längst beschnitten worden.*

Der Storch kommt schon lange nicht mehr zum Brüten in die Stadt. Durch die Erschließung des Industriegebiets West und den Bau des früheren Fiatgeländes (heute Mosolf) im Süden der Stadt seien großflächige Feuchtwiesen, das ideale Jagdgebiet der Störche, verschwunden. Udo Baum²⁵ ist sich sicher, dass auf dem Lahrer Wahrzeichen auch künftig kein Storchenpaar mehr nisten wird.

Auch Störche suchen zwar Nistplätze in unserer Gegend, aber eben nicht mehr in der Innenstadt. Und selbst wenn einer der Vögel den Storchenturm mehrere Stunden beäugen sollte, so werde er doch einen besseren Nistplatz in der Umgebung finden. *Auf dem Feuerwehrturm in Orschweier zum Beispiel.*²⁶

Doch die Lahrer haben die Hoffnung nicht aufgegeben, dass die Störche den Turm wieder zum Brüten auswählen könnten.²⁷ Im März 2007 wird ein neues Storchennest auf dem Storchenturm angebracht. *Spektakuläre Aktion am Storchenturm: Viele Schaulustige waren dabei, als das Lahrer Wahrzeichen nach zehn Jahren wieder ein neues Storchennest verpasst bekommt. Wo die Störche früher ihr Fünf-Gang-Menü zusammenstellten (vornehmlich im Lahrer Westen), haben sich Maisfelder und*

*Industrieansiedlungen breitgemacht. Dennoch: Auch ohne Gäste, wer einen Storchenturm hat, muss zumindest ein gleichnamiges Nest bieten.*²⁸ Dieser Prämisse habe sich die Familie Dörfler seit Generationen verpflichtet gefühlt. *Mein Urgroßvater war sozusagen der Herr über das Nest*, wird Rudolf Dörfler im Artikel des Lahrer Anzeigers zitiert. Mit seiner Sanierungsidee sei *Storchenturm-Pate* Rudolf Dörfler bei Nabu-Chef Udo Baum auf offene Ohren gestoßen: *Das zuletzt 1997 erneuerte und von Lothar und Konsorten zerfledderte Nest muss einem Geflecht weichen, wie es dem Lahrer Wahrzeichen gebührt.*²⁹ Udo Baum schnitt dafür laut Artikel 308 Weidenruten und flocht diese zusammen mit Wilhelm Schiff in 13 Stunden Handarbeit zu einem stattlichen Korb. Er hat einen Durchmesser von 1,50 Metern, 40 Zentimeter Randhöhe und 36 Kilogramm Gewicht.

Im April 2013 wird darüber berichtet, dass *„ein Storchenpaar seit einigen Wochen über das Nest auf der Spitze des Storchenturms kreist“*.³⁰ Tatsache sei, dass in den vergangenen Jahren die Zahl der brütenden Weißstorch-Paare wieder deutlich angestiegen sei. *Auch der bereits seit einigen Jahren bezogene Brutplatz in Hugsweier scheint ein Indiz dafür zu sein. Die städtische Abteilung Öffentliches Grün und Umwelt beobachtet die Situation am Storchenturm schon seit Tagen und hat überlegt, ob dem Lahrer Storchenpaar bei einer offenbar unschlüssigen Brutplatzwahl geholfen werden kann. Die Experten winken ab: Möglichst wenig in das Brutgeschehen eingreifen*, heißt es dazu im Artikel des Lahrer Anzeigers.³¹ 2013 wird weiter darüber spekuliert, wieso die Störche zurückgekommen sind. *Womöglich hat der Platzmangel die Tiere nach Lahr geführt. Es gebe zu viele Tiere und zu wenig passende Brutstellen. Viele Störche drängten aus dem benachbarten Elsass nach Lahr, und das könnte zur Folge haben, dass manche Paare auch mit schlechteren Orten Vorlieb nehmen müssten. Ein anderer Grund ist wenig schmeichelhaft für die Störche: Da es ein junges Paar ist, hat es vielleicht einfach die falsche Entscheidung getroffen*, heißt es dazu.³² Wie es scheint, trifft diese Einschätzung zu. In diesem Jahr ist kein Bruterfolg zu vermelden. Storchexperte Wolfgang Hoffmann ergänzt: *Die Strommasten wurden gesichert, und die Störche haben sich von Amphibien auf Mäuse umgestellt, von denen es immer mehr gibt. Auch die wieder aufgenommene Wiesenwässerung in den Elzwiesen treiben die Mäuse nach oben, wo sie leicht erbeutet werden können. Das hat dazu geführt, dass die Population wieder stark gewachsen ist – und die Störche sich auch wieder in Lahr niedergelassen haben.*



2007 wurde auf dem Storchenturm ein neues Nest angebracht, das aber später wieder entfernt wurde. Heute ist es durch ein Drahtgestell ersetzt, auf dem die Störche ihr Nest selbst bauen.

Bild: Hoffmann

2018 schließlich lässt sich erneut ein Storchenpaar auf dem Nest in der Lahrer Innenstadt nieder, wie aus den Aufzeichnungen von Storchenbetreuer Wolfgang Hoffmann hervorgeht. *Kein Bruterfolg*, notiert der Ettenheimer. Die Lahrer Zeitung informiert dazu am 20. April 2018: *Das Storchenmännchen stammt aus Reute bei Emmendingen. Die Partnerin trägt keinen Ring. Ende März 2016 konnte der Ring des Storchs im Naturschutzgebiet Elzwiesen bei Herbolzheim abgelesen werden. Er hat in Spanien überwintert, wohin er am 25. Januar 2017 auch wieder zurückgekehrt sei.*³³

Dann, 2019, ist es endlich wieder so weit: *Erster Bruterfolg seit Jahrzehnten!*, schreibt Wolfgang Hoffmann in seine Notizen. Vogelmannchen DER AY475 hat es sich mit einem unberingten Weibchen im Nest bequem gemacht. Ein Jungstorch konnte ausfliegen, er ist allerdings nicht beringt. Auch in der regionalen Presse wird darüber berichtet. *53 Jahre ist es her, dass im Nest auf dem Lahrer Storchenturm gebrütet wurde: Nun sitzt dort zumindest ein Jungstorch. Das Storchenmännchen stammt aus Griesheim, die Mutter ist nicht beringt.*³⁴ 2020 ist das Männchen erneut mit einer unberingten Dame zurückgekehrt. *Der Storchenturm macht auch in diesem Jahr seinem Namen alle Ehre. Ein Paar hat sich im Nest heimisch eingerichtet. Der Turm ist der letzte Rest der mittelalterlichen Tiefburg. Es sind dieselben zwei Tiere, die im vergangenen Jahr am Storchenturm gebrü-*

*tet hatten.*³⁵ Auch 2020 konnte ein Jungstorch ausfliegen, hat Hoffmann notiert. Und die Erfolgsgeschichte scheint weiterzugehen: Im Februar 2021 hat dasselbe Männchen mit dem Nestbau auf dem Storchenturm begonnen. Im März ist ein neues Weibchen mit einem Ring (DER A1F25) eingetroffen. Wolfgang Hoffmann geht davon aus, dass im Juli 2021 zwei Jungstörche ausgeflogen sind.

Störche in Lahr

Auch wenn der Storchenturm Lahrs prominentestes Klapperstorch-Paar beherbergt, so soll nicht außer Acht gelassen werden, dass auch in anderen Teilen Lahrs Störche ein Quartier bezogen haben. Bereits in den 40er-Jahren hatten Störche den Schornstein der Bäckerei Zipf besetzt. Das letzte Storchenpaar hatte dort 1963 gebrütet.³⁶ Weitere Nestbauversuche 1964 auf dem verkürzten Kamin und auf einem Gittermast wurden verhindert.³⁷ In der Lahrer Kernstadt war ein Horst auf dem Schornstein der ehemaligen Schmidt'schen Ölmühle in der Geroldsecker Vorstadt von 1948 bis 1953 von Störchen besetzt. 1954 wurde er abgetragen.³⁸ Besonders im Stadtteil Hugsweier fühlen sich die Störche schon lange wieder wohl. Einst hatten sie auf der *Mühle Robin* (Rubinmühle) gebrütet, das Nest wurde in den 40er-Jahren allerdings durch einen Sturm zerstört. Seit 1947 haben die Störche einen neuen Horst auf dem Rathhaustürmchen bezogen, der bis 1952 besetzt war.³⁹ In der Lahrer Zeitung heißt es im Jahr 2013: *Im Hugsweierer Storchennest auf dem Strommasten an der Schutter hat sich bereits Nachwuchs eingestellt. Vier Küken sind geschlüpft, am 29. April waren es zwei, am Tag darauf Nummer drei, und am vergangenen Donnerstag war das Quartett komplett. Die Eierablage begann am 26. März. Die Storcheltern haben sich seit zwei Jahren im Hugsweierer Nest eingerichtet, der Storchenvater war bereits ein Jahr vorher hier. Dies ist durch die Beringung feststellbar.*⁴⁰ Und Storchen-Betreuer Wolfgang Hoffmann hat sich für 2020 notiert: Das Weibchen, das bis 2018 in Hugsweier war, ist nicht zurückgekommen. Ein neues Männchen ist da, es stammt aus Friesenheim. Die Brut sei aber nicht erfolgreich verlaufen. Aus seinen Aufzeichnungen geht weiter hervor, dass 2021 zwar wieder ein Paar auf dem Nest war, das Brüten jedoch wieder nicht erfolgreich verlief.

Störche in Ettenheim

Wir sind wieder Ettenheimer Mitbürger nach einer Pause von 27 Jahren, schreibt die Nabu-Gruppe Ettenheim im Jahr 2012 im Jubiläumshft zum 25-jährigen Bestehen. Am 2. April 1992 kamen die Störche wieder in Ettenheim an. Die Jahre nach 1965 waren eine schwere Zeit für uns: Entwässerung, Wiesenumbruch, Aufforstung der Riede, Gifteinsatz in der Landwirtschaft und dann auch noch die Stromschlaggefahr an vielen Strommasten, wo wir früher schnell einen direkten Tod fanden, heißt es weiter.⁴¹ Ein altes Vorkommen bescheinigt Günther Müller den Störchen in Ettenheim in seiner Storchenchronik Baden. Das Nest auf dem Giebel des Rathauses war von 1930 ab ständig bis 1965 besetzt.⁴² Ab 1992 unterstützte der Nabu Ettenheim die Initiative des Landes in der Region und führte die Arbeit über das Projektende 1994 hinaus weiter. In dieser Zeit sind viele Neststandorte in der Region wieder erweckt oder neu gegründet worden.⁴³ Zu den Tätigkeiten zählte laut Nabu Ettenheim unter anderem das Reinigen der Nester. Dabei sei Wert darauf gelegt worden, dass nicht zugefüttert wird. Die Neuansiedlung der Störche 1992 gelang auf dem Rathaus.

Im April inspizierte ein Storchenpaar die alte, heruntergekommene Nestunterlage. Am folgenden Tag wurde ein Reisignest in die Nestunterlage eingebaut. Das Paar nahm das Nest an und brütete erfolgreich. Auch im Jahr 1993 kam es zu einer Brut, letzte Brut zuvor im Jahr 1965.⁴⁴

Futter fanden die Tiere fortan vor allem in den Rittmatten, den Wiesen im Westen der Stadt. Der optimalere Lebensraum für die Tiere der Region sind jedoch die Elzwiesen, ein zusammenhängendes Wiesengebiet von über 700 Hektar Größe.⁴⁵ Auch wenn es einige Jahre gab, in denen der Bruterfolg ausblieb, fühlen sich die Störche wieder wohl in der südlichen Ortenau. Mittlerweile besetzen die Störche die Nester auf dem Ettenheimer Rathaus, auf der Stadtkirche, auf dem Palais Rohan und auf dem Sendemast beim Kauflandmarkt. 2017 konnte ein Jungstorch vom Rathaus aus und einer von der Stadtkirche ausfliegen, wie aus Wolfgang Hoffmanns Aufzeichnungen hervorgeht. 2018 war die Brut auf dem Sendemast nicht erfolgreich, dafür schafften es die Jungen in den anderen Horsten. 2019 gab es wieder Nachwuchs, und 2020 notierte Hoffmann auch wieder Störche auf dem Sendemast. Vom Rathaus aus flogen drei Jungstörche aus. Auch im Jahr 2021 suchten sich mehrere Storchenfamilien Ettenheim als Heimat aus. So wurden im Rathausnest vier Jungstörche beringt, wobei einer noch vor dem Ausfliegen zu Tode

*Auf dem Ettenheimer
Rathaus flogen im
Jahr 2021 drei
Jungstörche aus.
Bild: Hoffmann*



kam, und jeweils ein Storchenpaar hatte es sich auf der Stadtkirche, auf dem Palais Rohan und auf dem Sendemast gemütlich gemacht, wenn auch ohne Bruterfolg.

Ausblick

Schwarze Aussichten für den weißen Storch, wie Otto Hahn einst titelte, sind nicht mehr die richtigen Worte für das Storchenvorkommen in der Südlichen Ortenau. Die Ehrenamtlichen der Region haben dafür Sorge getragen, dass sich Meister Adebar im Jahr 2021 wieder wohlfühlt in den Nestern in Lahr und Ettenheim. Die Ansiedlung der Störche auf dem Lahrer Storchenturm wird als Sensation in die Geschichte Lahrs eingehen, nachdem das ein halbes Jahrhundert lang leer geblieben war. Besonders im Raum Ettenheim hat sich die Arbeit ausgezahlt: An vier Standorten in der Stadt fühlen sich die Vögel in der Nähe der Rittmatten und der Elzwiesen sichtlich wohl und prägen seither auch wieder das Stadtbild. In Zukunft wird die Versiegelung von Flächen allerdings weiter eine wichtige Rolle spielen. Vor allem der geplante Bau der Kreisstraße wird den Nahrungslebensraum weiter zerstören. Dass die Tiere damit ihre Lebensräume verlieren, hat das Ausbleiben der Störche in den 50er-Jahren eindrücklich gezeigt.

- ¹ Hoffmann, Wolfgang: *Wiederansiedlung*, S. 89.
- ² Hoffmann, Wolfgang: *Wiederansiedlung*, S. 89, Verweis auf Hornberger, 1956.
- ³ Hoffmann, Wolfgang: *Wiederansiedlung*, S. 89, Verweis auf Schlenker 1986.
- ⁴ *Der Weißstorch – ein Vogel von Welt*, S. 28.
- ⁵ *Der Weißstorch – ein Vogel von Welt*, S. 8/29.
- ⁶ *Der Weißstorch – ein Vogel von Welt*, S. 15.
- ⁷ „Das Comeback der Störche“, *Badische Zeitung* am 4. 5. 2013.
- ⁸ *Der Weißstorch – Vogel des Jahres 1994*, S. 38.
- ⁹ *Der Weißstorch – Vogel des Jahres 1994*, S. 38.
- ¹⁰ Hoffmann, Wolfgang: *Wiederansiedlung*, S. 89..
- ¹¹ Hoffmann, Wolfgang: *Wiederansiedlung*, S. 89, Verweis auf Hölzinger et. al. 2007.
- ¹² „Das Comeback der Störche“, *Badische Zeitung* am 4. 5. 2013.
- ¹³ *Der Weißstorch – Vogel des Jahres 1994*, S. 31.
- ¹⁴ Hoffmann, Wolfgang: *Wiederansiedlung*, S. 89, Verweis auf H. Späth 2009.
- ¹⁵ Hoffmann, Wolfgang: *Wiederansiedlung*, S. 90.
- ¹⁶ Hoffmann, Wolfgang: *Wiederansiedlung*, S. 90.
- ¹⁷ „Das Comeback der Störche“, *Badische Zeitung* am 4. 5. 2013.
- ¹⁸ *Nabu-Mitteilungsblatt 2020*, S. 12.
- ¹⁹ „Das Comeback der Störche“, *Badische Zeitung* am 4. 5. 2013.
- ²⁰ Müller, Günther: *Storchenchronik Baden*, S. 56.
- ²¹ Müller, Günther: *Storchenchronik Baden*, S. 56.
- ²² „Nachwuchs gab’s noch 1966“, *Badische Zeitung* am 19. 3. 2007.
- ²³ „Meister Adebar ist wieder da“, *Lahrer Anzeiger* am 27. 3. 2020
- ²⁴ „Hoffen auf Meister Adebar“, *Lahrer Zeitung* am 19. 4. 2013.
- ²⁵ Anm. d. Autors: Udo Baum, Vorsitzender der Nabu-Gruppe Lahr.
- ²⁶ „Warum Adebar nicht mehr auf dem Storchenturm landet“, *Lahrer Anzeiger* am 26. 2. 2007.
- ²⁷ „Brüten sie in Lahr oder brüten sie doch nicht?“, *Lahrer Anzeiger* am 19. 4. 2013.
- ²⁸ „Voilà: Das gemachte Nest!“, *Lahrer Anzeiger* am 17./18. 3. 2007.
- ²⁹ „Voilà: Das gemachte Nest!“, *Lahrer Anzeiger* am 17./18. 3. 2007.
- ³⁰ „Brüten sie in Lahr oder brüten sie doch nicht?“, *Lahrer Anzeiger* am 19. 4. 2013.
- ³¹ „Brüten sie in Lahr oder brüten sie doch nicht?“, *Lahrer Anzeiger* am 19. 4. 2013.
- ³² „Von Emmendingen über Spanien nach Lahr“, *Lahrer Zeitung* am 8. 5. 2013.
- ³³ „Von Emmendingen über Spanien nach Lahr“, *Lahrer Zeitung* am 8. 5. 2013.
- ³⁴ „Nach 53 Jahren wieder bewohnt“, *Lahrer Anzeiger* am 6. 6. 2019.
- ³⁵ „Meister Adebar ist wieder da“, *Lahrer Anzeiger* vom 27. 3. 2020.
- ³⁶ Müller, Günther: *Storchenchronik Baden*, S. 56.
- ³⁷ Müller, Günther: *Storchenchronik Baden*, S. 56.
- ³⁸ Müller, Günther: *Storchenchronik Baden*, S. 56.
- ³⁹ Müller, Günther: *Storchenchronik Baden*, S.55.
- ⁴⁰ „Das Rätselraten geht weiter“, *Lahrer Zeitung* am 8. 5. 2013.
- ⁴¹ *Nabu Ettenheim e.V., 25 Jahre Gruppe Ettenheim*, S. 14.
- ⁴² Müller, Günther: *Storchenchronik Baden*, S. 54.
- ⁴³ *Nabu Ettenheim e.V., 25 Jahre Gruppe Ettenheim*, S. 14.
- ⁴⁴ Hoffmann, Wolfgang: *Wiederansiedlung*, S. 90.
- ⁴⁵ *Geroldsecker Land 2006*, S. 57

Literatur:

MÜLLER, GÜNTHER, Storchenchronik Baden, Landesanstalt für Umweltschutz Baden-Württemberg, Institut für Ökologie und Naturschutz Karlsruhe, Band 43, 1986

HOFFMANN, WOLFGANG, Die Wiederansiedlung des Weißstorchs (*Ciconia ciconia*) in der Region und das Naturschutzgebiet „Elzwiesen“, in: Das Natur- und Landschaftsschutzgebiet „Elzwiesen“.

Herausragendes Naturpotential einer alten Kulturlandschaft. – Naturschutz am Oberrhein 5, 2009: S. 89–92

HOFFMANN, WOLFGANG, Weißstorch (*Ciconia ciconia*) – Management in der Region des Naturschutzgebiets „Elzwiesen“: Gefährdung, Schutzmaßnahmen und alljährliche Untersuchungen, in: Das Natur- und Landschaftsschutzgebiet „Elzwiesen“. Herausragendes Naturpotential einer alten Kulturlandschaft. – Naturschutz am Oberrhein 5, 2009: S. 93–96

MAHLER, ULRICH und WEICK, FRIEDHELM, Der Weißstorch – Vogel des Jahres 1994. Das Weißstorch-Projekt in Baden-Württemberg, Karlsruhe 1994
NABU ETTENHEIM E.V.: 25 Jahre Gruppe Ettenheim, Festschrift 2012

NATURSCHUTZBUND DEUTSCHLAND (NABU) E.V., Broschüre „Der Weißstorch. Ein Vogel von Welt“, Berlin 2009.

HOFFMANN, WOLFGANG, Bestandsstützung und Wiederansiedlung des Weißstorchs in der südlichen Ortenau und im nördlichen Breisgau, Geroldsecker Land, Band 48, 2006

Mitteilungsblatt 112/2020 der BAG Weißstorchschutz, NABU

Zeitungsartikel:

BAUBLIES, ENDRIK, Warum Adebar nicht mehr auf dem Storchenturm landet, Lahrer Anzeiger am 26. Februar 2007

DÜRBECK, MANFRED, Nachwuchs gab's noch 1966, Badische Zeitung am 19. März 2007

RITTER, BURKARD, Voilà: Das gemachte Nest!, Lahrer Anzeiger am 17./18. März 2007

RITTER, BURKARD, Brüten sie in Lahr oder brüten sie doch nicht?

MAIER, STEFAN, Lahrer Anzeiger am 19. April 2013: Hoffen auf Meister Adebar, Lahrer Zeitung am 19. April 2013

NIKOLA VOGEL, Das Comeback der Störche, Badische Zeitung am 4. Mai 2013

WOLFF, RUBEN und ARBANDT, ALFRED, Das Rätselraten geht weiter, Lahrer Zeitung 8. Mai 2013

MÜLLER, MICHAEL, Blick ins sanierte Wahrzeichen, Lahrer Anzeiger am 7. September 2016

(red/sm), Von Emmendingen über Spanien nach Lahr, Lahrer Zeitung am 20. April 2018

SCHWENDEMANN, INES, Nach 53 Jahren wieder bewohnt, Lahrer Anzeiger am 6. Juni 2019

BAUBLIES, ENDRIK, Meister Adebar ist wieder da, Lahrer Anzeiger am 27. März 2020

Außerdem:

Private Aufzeichnungen von Wolfgang Hoffmann, Storchenbetreuer in Ettenheim

Gespräch mit Wolfgang Hoffmann, Storchenbetreuer in Ettenheim, am Dienstag, 14. September 2021, im Prinzengarten, Ettenheim

Bliib gsund

Nuf un nab in de Berg, iwer Stock un iwer Stein, iwer Wurzle,
Wacke, Brucke, durch Bächli, Bach un Fluss. E Kuehherd,
e Schoofherd, widder e Kuehherd.

Kuehpflatscher uswiche. Hopse wie bi Himmel un Erd. Gatter
uf, Gatter zue. D Auge uf de Bode, dass mer nit kejt. E niidiger
Blick uf de Vordermann.

Der dappt devun als häb er e Moteerli in de Fieß.
Schweißdrepfle steche in de Auge. Wasser her! Schun zwei
Guttere sin leer. Mir vergehn in de bräglige Sunn.

Un derno: e griener, kiehler Wald. E mords Sunnesegel spannt
sich uf. Moosiger Schatteduft. Fichtenoodle schmecke wie
s Schaumbad vum Vatter am Samschtigowe.

S Laufe geht uf eimol lichter. Was fir e Liecht, was fir e Luft.
Dankscheen Wald, will i sage. Un: Bliib gsund. Mir bruche dich.

Ulrike Derndinger

Friedrich Längle: Mission Westafrika

Von Walter Karl

Friedrich Längle wurde am 12. Juni 1860 in Mietersheim geboren. Er war das drittälteste von insgesamt sechzehn Kindern der Eheleute Johann Christian Längle (1825–1897), Bürger und Landwirt in Mietersheim, und Christina Längle, geb. Stahl (1836–1904), aus Mundingen.¹ Die Längles waren schon früh im Ort ansässig. Michel Lenglin, ein direkter Vorfahr, verstarb am 26. Februar 1633 und gilt als „ältester Mann in Mietersheim“.² Friedrich besuchte die Volksschule Mietersheim. Der Schulleiter Salomon Stulz hielt ihn für einen der besseren Schüler. Bis zum Jahre 1879 war er im elterlichen landwirtschaftlichen Betrieb tätig.³ Die erlernten Fähigkeiten sollten ihm später noch von großem Nutzen sein.

Friedrich wuchs in einem christlichen Elternhaus auf. Nach seiner Konfirmation besuchte er den Jünglingsverein. Besonders in den evangelischen Landgemeinden um Lahr war der Einfluss des schwäbischen Pietismus in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts noch deutlich. Schon früh las er christliche Literatur, und insbesondere die

Missionszeitschriften hatten es ihm angetan. Er wollte die Not der heidnischen Völker lindern helfen.⁴ Dies sollte seinen weiteren Lebensweg dominieren.

*Friedrich Längle
ca. 25 Jahre alt*



Friedrich Längle hat sich 1879 bei der Basler Mission um einen Ausbildungsplatz bemüht. Das war kein Selbstläufer zu jener Zeit. Es gab viele Bewerber und Auswahlkriterien. Personen mit einem landwirtschaftlichen bzw. handwerklichen Hintergrund hatten bei entspre-

*Missionshaus der
Basler Mission um
1860 auf einer
Postkarte. Es wurde
im Volksmund auch
Schwabenkaserne
genannt.*



chender Eignung gute Chancen, angenommen zu werden. Im August 1879 begann er seine halbuniversitäre Ausbildung. So wurde er auch in der lateinischen, griechischen, hebräischen und englischen Sprache ausgebildet. Er wurde vom Inspektor der Lehranstalt am Ende seiner Ausbildung im April 1886 als *zurückhaltend, aber als Mann mit gediegenem Charakter* bezeichnet. *Das ruhige Temperament*, das ihm bescheinigt wurde, *könne sich in Afrika als vorteilhaft erweisen*, so die weitere Argumentation des Inspektors. Die Ausbildung wurde von 1882 bis 1883 unterbrochen wegen der Ableistung des Militärdienstes. Es wurde Längle vorgeschlagen, auf das Missionsfeld in Westafrika zu gehen, was er dann in seiner Zustimmung festmachte. Am 1. Mai 1886 wurde er eingesehnet und aus Basel verabschiedet.⁵ Zu den prominentesten Missionaren der Basler Mission gehörten Johannes Hesse und Hermann Gundert (Vater und Großvater von Hermann Hesse). Friedrich Längle machte sich auf den Weg nach Bremen, um sich von der dort ansässigen Norddeutschen Missionsgesellschaft aussenden zu lassen.⁶

Am 17. Juni 1886 wurde er durch den Pastor der Kirche „Unser Lieben Frauen“ und Gründungsmitglied der Missionsgesellschaft, Dr. Cornelius Rudolf Vietor (1814– 1897), in Bremen ordiniert.⁷ Die Vietors waren eine angesehene Bremer Handelsfamilie, die weltweit Handelshäuser unterhielt. Sie galt als große Unterstützer des Missionswerks und half den Missionaren auch vor Ort. Am 15. September 1886 begann in Hamburg das Abenteuer „Mission Westafrika“.⁸ Mit

dem Dampfschiff „Professor Woermann“ war er ungefähr vier Wochen unterwegs, bevor die Reede vor Keta im Osten Ghanas erreicht wurde. Vorher hatte das Schiff mehrere Anlegestellen in Afrika, da die Reederei Handelsniederlassungen (auch eigene) belieferte. Mitte Oktober hatte Friedrich Längle wohl afrikanischen Boden betreten.

Das Einsatzgebiet lag an der Sklavenküste, die wie auch andere Teile Afrikas im 15. Jahrhundert von portugiesischen Seefahrern erkundet wurde. Es handelt sich dabei um einen 500 km langen Küstenstreifen, der vom Osten Ghanas über Togo, Benin in den Westen Nigerias reicht. Nach der Entdeckung errichteten europäische Mächte bis in das 19. Jahrhundert hinein Militärstützpunkte und Handelsniederlassungen. Es war gerade einmal zwei Generationen her, dass militante muslimische Stämme aus dem Norden Jagd auf benachbarte Völker machten und sie in Sklaverei verbrachten. Ein Großteil der Sklaven wurde entlang der Küste zum Verkauf angeboten. Das war ein einträgliches Geschäft. Neben Geld gab es im Tausch auch Waffen und Branntwein. Erst auf dem Wiener Kongress im Jahre 1815 konnte ein Verbot des Sklavenexportes durchgesetzt werden. Sklaverei unter den Eingeborenen gab es aber nach wie vor. In der Folgezeit lehnten sich die Ashantis, eine starke Volksgruppe aus dem Inneren Ghanas, gegen den starken britischen Einfluss in ihrem Machtbereich auf. Da sie am Sklavenhandel maßgeblich beteiligt waren, hatten sie die finanziellen Mittel, um den Engländern die Stirn zu bieten. Nach mehreren kriegerischen Auseinandersetzungen wurden sie nach jahrzehntelangen Kämpfen erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts von den Engländern militärisch besiegt. Mit ihren aggressiven Aktionen behinderten die Ashantis auch die Arbeit der Missionare. So wurden in der Voltaregion einige Missionsstationen vorübergehend besetzt.⁹ Der größte Teil der Sklavenküste und des Hinterlandes wird bis auf den heutigen Tag von der Volksgruppe der Ewe bewohnt. In Togo gehört die Mehrzahl der Bevölkerung den Eweern an (ca. 5 Mio.). Auf der Kongokonferenz in Berlin, die von November 1884 bis Februar 1885 dauerte, wurde die Aufteilung Afrikas unter die zahlreichen europäischen Mächte beschlossen. Das änderte auch die politischen Verhältnisse an der Sklavenküste. Togo wurde Schutzgebiet des Deutschen Kaiserreiches. Durch Verhandlungen und Eroberungen wurde die Kolonie durch Teile der Voltaregion (Osten des heutigen Ghana) vergrößert.¹⁰

Es ist davon auszugehen, dass Friedrich Längle eine kurze Zeit in der Hauptstation Keta im Grenzgebiet zu Togo verbracht hatte, bevor es zu Pferd oder auch zu Fuß zu seinem vorläufigen Einsatzort Ho im Landesinneren ging. Eine Trägerkolonne war ca. drei bis vier Tage unterwegs. Von der Küstenregion führte der Weg durch Savanne und Buschland. Die Strecke betrug ca. 130 Kilometer.

Als die ersten Missionare der Norddeutschen Missionsgesellschaft in die Voltaregion (britische Goldküste) kamen, hatten sie es mit großen Problemen zu tun. Es waren nicht nur das tropische Klima und Krankheiten (Malaria, Gelbfieber, Pest etc.), die ein Überleben schwer machten, sondern auch die anfängliche Ablehnung durch die Eingeborenen, die in jedem Weißen zunächst einen Eroberer sahen. Dazu kamen noch Sprachprobleme. Von 124 Männern und Frauen, die zwischen 1847 und 1890 ausgesandt wurden, verstarben innerhalb kurzer Zeit 57, 43 waren gezwungen, das westafrikanische Arbeitsgebiet vorzeitig zu verlassen. 24 Personen hielten länger durch.¹¹ Die Missionare nahmen eine Mittlerfunktion zwischen den Bedürfnissen der einheimischen Bevölkerung und den Vorstellungen der jeweiligen Kolonialverwaltung ein. Sie gingen gelegentlich auf Distanz zu behördlichen Anordnungen. Vielmehr förderten sie das Schulwesen und die Ausbildung der Eingeborenen, den Erhalt der einheimischen Sprache und auch der traditionellen Kleidung (außer Nacktheit). Die Volksgruppe der Ewe schützte sich mit primitiv erstellten menschenähnlichen Götzenfiguren vor ihren Siedlungen. Tote wurden unter ihrer Hütte begraben, sozusagen in ihrem alten Wirkungskreis belassen. Dennoch glaubten die Ewe auch an einen übermächtigen Gott, von dem sie aber keine genaue Vorstellung hatten.¹² Unter den Eingeborenen an der Küste gab es eine Oberschicht,

*Friedrich Längle
während seines
Einsatzes in Ho.*



die Geld hatte und sich getreu englischem Vorbild gerne in Klubs aufhielt. Das weckte Begehrlichkeiten bei den weniger bemittelten Eingeborenen. Das Alkoholproblem unter den Afrikanern war groß und wurde durch die internationalen Handelshäuser an der Küste befeuert.



Feste persönliche Gebetszeiten, Austausch mit anderen Missionaren, missionarische Aktivitäten in Dörfern mithilfe eingeborener Helfer, Vorbereiten von Predigten und Gottesdiensten, Unterrichten von Schülern und Ausbilden von einheimischen Lehrern waren für einen Missionar selbstverständlich. Besonders begabte Eingeborene schickte man nach Deutschland zur theologischen Ausbildung. Die Missionare leisteten unter den Eingeborenen Entwicklungshilfe als Hilfe zur Selbsthilfe. Ackerbau, das Anlegen von Pflanzungen und Bohren von Brunnen sowie das Errichten stabiler Gebäude gehörten dazu. Gelegentlich wurden britische Missionare unterstützt.¹³ Diese waren mehr Theologen und hatten nicht die Fülle an Fertigkeiten wie ihre deutschen Kollegen. Gerne ließen sie sich von anderen bedienen. Das Motto der Bremer Mission war „Beten und Arbeiten“, getreu dem großen Vorbild Paulus, der ja für seinen Lebensunterhalt selbst gearbeitet hatte. Das Übertragen von Aufgaben an einheimische Kräfte und das Erziehen zur Selbstständigkeit wurden praktiziert. Dies führte dazu, dass die begonnene Arbeit durch Eingeborene fortgeführt werden konnte, nachdem die Missionare nach Beginn des Ersten Weltkrieges die Stationen verlassen mussten und interniert wurden.¹⁴

*Missionshaus von Keta.
Hier hatte Friedrich
Längle bis zu seinem
Tod gelebt.*

Längle war bis 1888 der Missionsstation in Ho im Hinterland zugeordnet. Danach war er in die Leitung der Mutterstation in Keta involviert.¹⁵ Die mörderische Hitze und die tropischen Krankheiten in dem Küstenort setzten ihm gesundheitlich sehr zu, sodass er einen starken Fieberanfall bekam. Ein britischer Arzt kam bei ihm vorbei und soll gesagt haben: „You will simply kill yourself if you stay here any longer.“¹⁶ Offensichtlich hatte er sich erholt, trat aber nach geraumer Zeit einen Heimaturlaub an. Es ist belegt, dass er im März 1890 in Mietersheim und daraufhin in Königsfeld war, um sich von den großen Strapazen zu erholen. Vermutlich hatte er dabei seinen Vater getroffen. Am 30. April 1890 ging er in Hamburg an Bord des Schiffes „Anna Woermann“ und brach zu seiner letzten Reise nach Afrika auf. Am 22. September 1891 verstarb Friedrich Längle im jungen Mannesalter von 31 Jahren im Beisein seines Glaubensbruders Gustav Härtinger aus Sulz am Eck (nahe Calw). Dieser hatte einen Brief an den Missionsinspektor Franz-Michael Zahn geschrieben und dabei die letzten Minuten aus dem zu Ende gehenden Leben Längles geschildert. Die letzten Worte von ihm waren offenbar: „Gell, lieber Heiland, du nimmst auch mich an.“¹⁷ Friedrich Längle, der Bauernsohn aus Mietersheim, lebte und arbeitete für die Mission unter den Eweern. Er hätte nach seinem Erholungsurlaub nicht nach Afrika zurückkehren müssen. Da er sich von Deutschland entfremdet hatte, gab es keine Option für ihn zu bleiben. Das einfache Leben der Ewe und das Wissen darum, dass er dort gebraucht wurde, ließen ihn die persönliche Gesundheit aus dem Blick verlieren.

Zum Schluss einige Bemerkungen zur Familie Längle, die ihrem Sohn Friedrich in all den Jahren seiner Missionstätigkeit ein starker Rückhalt war. Der Wunsch des Vaters war es, dass einer seiner Söhne Missionar werden sollte. Da der ältere Bruder Christian kränklich war und im jungen Erwachsenenalter verstarb, fiel das Augenmerk schon frühzeitig auf den nächstgeborenen Sohn Friedrich. Die Familie förderte dessen Interessen, die in Richtung Mission gingen. Zu erwähnen ist, dass große Teile der Familie Längle 1884 in die Vereinigten Staaten ausgewandert war.¹⁸ Das viertgeborene Kind, Andreas Längle, machte sich schon früher auf den Weg. Die Eltern und die übrigen Geschwister folgten dann nach.

Die Auswanderung, speziell im 19. Jahrhundert, war ein Fingerzeig auf die in Gang gekommene Globalisierung. Menschen machten sich auf den Weg in die Fremde, wo sie ihr Auskommen finden konnten und auch gebraucht wurden. So verließen ganze Familien ihre ange-

stammte Heimat. Möglich machte dies der ständig voranschreitende technische Fortschritt, wo immer mehr Menschen in kürzerer Zeit etwa von Bremen nach New York gelangen konnten, und das zu erschwinglichen Preisen für die Passagen.

Die Längles waren ein altes Mietersheimer Bauerngeschlecht, das bereit war, sich auf neue Wagnisse einzulassen. Dabei standen materielle Probleme nicht so sehr im Vordergrund, wie dies bei anderen Auswanderern der Fall war. Zur Tragik der Längles gehörte neben der hohen Kindersterblichkeit (von den sechzehn Kindern starben acht schon in jungen Jahren) sowie dem frühen Tod ihres Drittgeborenen in Afrika, dass die Senioren an unterschiedlichen Orten verstarben: der Vater Christian 1897 bei einem Deutschlandaufenthalt in Gutach (nahe Wolfach), die Mutter Christina 1904 im fernen Portland in Oregon. Die Nachkommen der Laengle, Langle bzw. Langli leben heute noch überwiegend im Mittleren Westen und Westen der USA.

¹ Ortssippenbuch Mietersheim

² Ortssippenbuch Mietersheim.

³ Staatsarchiv Bremen.

⁴ Staatsarchiv Bremen.

⁵ Basler Mission.

⁶ Die Norddeutsche Missionsgesellschaft wurde 1836 aus fünf Missionsvereinen in Bremen gegründet und unterstützt bis heute zahlreiche Projekte in Westafrika. Da der Sitz der Missionsgesellschaft in Bremen ist, spricht man insbesondere in Afrika auch von der Bremer Mission. Die missionarische Arbeit an der Sklavenküste unter dem Volk der Ewe begann 1847.

⁷ Basler Mission.

⁸ Basler Mission.

⁹ Paul, Carl: Die Mission in unseren Kolonien, Neue Folge der Dietelschen Missionsstunden, Viertes Heft, Dresden 1908.

¹⁰ Stichwort: Geschichte Togos, in: Wikipedia (12.11.2021)

¹¹ Abotsi, Kodzo, Zwischen pietistischen Missionsordnungen und Selbstbehauptung. Das vorbildliche Leben der afrikanischen Mitarbeiter der Bremer Mission unter ihren Landsleuten in der Ewe-Gesellschaft 1884–1939. Studien zur interkulturellen Theologie an der Missionsakademie, Hamburg 2012.

¹² Paul, Carl, Mission (wie Anm. 9).

¹³ Norddeutsche Missionsgesellschaft.

¹⁴ Abotsi, Kodzo, Missionsordnungen (wie Anm. 11).

¹⁵ Staatsarchiv Bremen.

¹⁶ Staatsarchiv Bremen.

¹⁷ Staatsarchiv Bremen.

¹⁸ Mietzner, Thorsten, Vom Leben auf kleinem Fuß. Zur Geschichte von Mietersheim in Baden, Karlsruhe 2012, S. 213.

In de Diaschpora

Wenn mir bi uns fertig gsin sin, sin mir als Sternsinger ins Nochberdorf,
wu es nur fümpf katholische Famillje genn het. Deheim in Kirzell sin mir
drej Täg durch Wasserlache dappt, hän de goldig angmolte Holzstern
gege de Wind gstemmt un brav Antwort genn, wemm mir gheere un wie s
de Muetter ihrem Knie geht.

Dergege in Missne, bi dere Hampfel Katholische unter dene viele
Evangelische, sin mir ankumme wie d Erleeser un hän uns gfielt wie im
Paradies. Mir sin im e Auto kutschiert wore. Keiner het nooch de
Maläschte vun de Muetter gfrogt un unseri dreckigi Kutte un schiefi
Krone sin bewundert wore. In jedere Stub hän mir heißer Kaba
gschlurpfelt un fir d Omma im Pflegebett hän mir e extra Stroof gsunge,
bis ere Träne uf s Kopfkisse tropft hän. Derno het s e gueti Spend
fir d armi Kinder genn, dass sich der witte Weg glohnt het - drej Kilometer.

„Christus dem Herrn habt Ihr freudig gegeben, er lohnt es Euch mit dem
ewigen Leben“, hän mir derno zuem Abschluss ufgsagt. In dem Fall hän
mir fescht dran glaubt, dass de Herrgott sich denne Katholische erbarmt,
wu mit ihrem Glaube fascht elleinig dostehn. Uns Kleine isch des mords
wichtig gsin, will d Großi so uf der Unterschiid gluegt hän. Mir hän nit
gwisst, was Diaschpora isch, awer mir hän gmeint, dass mer des Elend gspiire.

Ulrike Derndinger

Die Gründung der „Rhein-Apotheke“ in Ichenheim

Von Heinz Walter

In den meisten Dörfern im Ried war es seit dem 20. Jahrhundert lange Zeit selbstverständlich, die wesentlichen Elemente der medizinischen Grundversorgung, nämlich Arzt und Apotheke, im Ort zu haben. Diese Selbstverständlichkeit gibt es nicht mehr. So manche Gemeinde beklagt oder fürchtet den Verlust ihres Arztsitzes oder ihrer Apotheke. Ganz konkret ist diese Entwicklung in Meißenheim geworden. Die „Apotheke im Riedhaus“ ist seit Ende Januar 2019 geschlossen.

Seit Jahren ist die Zahl der Apotheken in der Bundesrepublik Deutschland rückläufig.¹ Neben der bedeutsamen Entwicklung der

*Ansicht der
renovierten Apotheke
im Jahre 2019,
Foto: Ines Bühler*



Verlagerung erheblicher Umsätze in den Versandhandel per Internet gibt es dafür weitere betriebswirtschaftliche Gründe.

Diese Entwicklung bietet Anlass zu einem Blick zurück. Zu einem Blick auf die Gründung einer solchen Dorfapotheke in einem Rieddorf, nämlich der „Rhein-Apotheke“ in Ichenheim. Sie ist als erste Apotheke im Ried zwischen Lahr, Offenburg und Kehl in der Mitte des 19. Jahrhunderts genehmigt und gebaut worden.²

Der rechtliche und politische Hintergrund für die Gründung und den Betrieb von Apotheken sah in der Mitte des 19. Jahrhunderts die Erteilung eines Privilegiums oder einer Konzession durch die jeweilige Herrschaft vor. Ein Privileg wurde vom Landesherrn verliehen, konnte an ein bestimmtes Grundstück gebunden sein und war frei veräußerlich sowie vererbbar. Eine Konzession konnte je nach Landesregelung eine Realkonzession oder eine Personalkonzession sein. Sie löste nach und nach das Privileg ab. Bei der Realkonzession war die Erlaubnis an eine bestimmte Betriebsstätte gebunden und konnte vererbt oder veräußert werden. Hingegen durfte die Betriebsstätte nur unter besonderen Bedingungen verlegt werden. Die Personalkonzession war an die Person des Inhabers gebunden, konnte nicht übertragen werden, erlosch mit dessen Tod und fiel an den Staat zurück. Zum Ende des 19. Jahrhunderts wurde die Realkonzession durch die Personalkonzession in den deutschen Ländern nach und nach verdrängt.

All diesen verschiedenen Regulierungsprinzipien war gemeinsam, dass der Staat darauf achtete, die Kontrolle darüber zu behalten, wo und wie viele Apotheken aufgrund seiner Einschätzung des Bedarfs betrieben werden sollten. So blieb es bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges. Nachdem dann die US-amerikanische Militärregierung am 28. März 1949 per Dekret den Grundsatz der Niederlassungsfreiheit für Apotheken in ihrer Zone eingeführt hatte, kam es zunächst zu völlig unübersichtlichen Regelungen in den Ländern. Es folgten Jahre der Unsicherheit und Unübersichtlichkeit unterschiedlicher Regelungen durch Bund und Länder. Dieser Rechtszustand endete erst, nachdem das Bundesverfassungsgericht im Prinzip den Grundsatz der Niederlassungsfreiheit für Apotheken anerkannt hatte, der dann in das Apothekengesetz vom 1. Oktober 1960 Eingang fand.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts waren die Apotheken nahezu ausschließlich in Städten angesiedelt. Die Bewohner der Gemeinde Ichenheim waren daher darauf verwiesen, in die Städte Lahr, Offenburg oder Kehl zu fahren, wenn sie den Dienst einer Apotheke in Anspruch nehmen wollten oder mussten. Angesichts fehlender Verkehrsverbindungen bedeutete das einen erheblichen Zeitaufwand, bereitete große Schwierigkeiten und wurde als gänzlich unbefriedigend empfunden. Dasselbe galt für die Einwohner der umliegenden Gemeinden. Sie schlossen sich daher mit Ichenheim in ihrem Anliegen zusammen, dass in dem zentral gelegenen Ort Ichenheim eine Apotheke errichtet werden dürfe.

Zunächst unterstützte die Gemeinde mit Schreiben vom 22. Dezember 1829 den Antrag des Kandidaten der Pharmazie Carl Ludwig, in Ichenheim eine Apotheke errichten zu dürfen. Darin verwies sie auf die 7000 Einwohner der umliegenden acht Ortschaften Dundenheim, Altenheim, Müllen, Meissenheim, Ottenheim, Kürzell und Schutterzell, die den wirtschaftlichen Betrieb einer Apotheke gewährleisten würden, so wie sie das Auskommen von zwei Ärzten bereits sicherten. Das Ersuchen des Kandidaten Carl Ludwig wurde zurückgewiesen. Genauso die in gleicher Weise unterstützten Ersuchen zweier weiterer Antragsteller in den Jahren 1830 und 1835. Am 21. Januar 1835 teilte das Großherzogliche Oberamt in Lahr der Gemeinde mit, dass laut Erlaß der Großherzoglichen Kreisregierung dem Apotheker Karl Daprè eröffnet worden sei, *dass kein Grund vorhanden sey die erbetene Erlaubnis zur Errichtung einer Apotheke in Ichenheim zu geben*. Hinter dieser lapidaren Begründung verbarg sich als Leitmotiv, dass Apotheken als zwar gewerbliche Unternehmen doch auch eine wichtige öffentliche Aufgabe zu erfüllen hätten. In wirtschaftlichen Konkurrenzkämpfen sah die Regierung eine Gefahr für die Erfüllung dieser öffentlichen Aufgabe. Eine Bedürfnisprüfung vor der Erteilung einer Konzession sollte daher gewährleisten, dass die Apotheke wirtschaftlich rentabel würde betrieben werden können und zugleich eine zuverlässige und qualitativ hochwertige Arzneimittelversorgung der Bevölkerung sichergestellt sei.

In den Jahren 1837 und 1839 richteten nun die zehn Gemeinden selber gemeinsame Petitionen an die Zweite Kammer der Großherzoglichen Landstände in Karlsruhe mit dem Anliegen, das Gesuch zu unterstützen, dass in Ichenheim eine Apotheke errichtet werden dürfe. Beide blieben erfolglos. Am 9. Februar des

Jahres 1844 folgte eine weitere Petition *An die Hohe Zweite Kammer in Karlsruhe* mit der Bitte, den Antrag der Gemeinden bei der Regierung zu unterstützen mit folgendem Wortlaut (Auszüge):

Die Einwohner der bei dieser Petition beteiligten zehn um Ichenheim herum liegenden Gemeinden haben durch vieljährige höchst kostspielige peinliche und beklagenswerthe Erfahrungen es als dringendes Bedürfnis erkannt, dass nebst den in Offenburg, Kehl und Lahr bestehenden, eine neue Apotheke in Mitte jener Gemeinden in Ichenheim nämlich errichtet würde.

In der Petition wurde die Notwendigkeit einer Apothekengründung ausführlich begründet. Neben der Bedeutung des Ortes und seiner Einwohnerzahl wiesen die Antragsteller dringlich auf den Zeitaufwand von 3 – 4 Stunden hin, der notwendig sei, um eine der Apotheken in den genannten Städten aufzusuchen:

Dadurch wird das Herbeischaffen der Arzneien äußerst beschwerlich und kostspielig, und nur zu häufig, leider! dürfte es bei Entzündungskrankheiten zum Beispiel, wo schnelle Hilfe nötig ist, schon geschehen seyn, dass, besonders bei armen Leuten, denen zur Abholung der Medizin nicht Ross und Wagen zu Gebote steht, bei einer so großen Entfernung der Apotheke das Heilmittel später eintraf, als der Tod!

In gleicher Weise wurde die Notwendigkeit der medizinischen Versorgung des umfangreichen Viehbestandes in den Orten als Begründung herangezogen:

Auch die sehr bedeutende Anzahl der Hausthiere der betreffenden Orte ist nicht ganz außer Acht zu lassen. Schon manches werthvolle Thier wäre gerettet worden, wenn die Heilmittel eher bei Hande gewesen wären.

Zuletzt wurde zudem der voraussichtliche wirtschaftliche Erfolg einer Apotheke angeführt, der sich auch daraus ergebe, dass der örtliche Arzt beständig und in hohem Maß in Anspruch genommen werde. Nicht vergessen wurde der Hinweis, dass „zehntausend treue Unterthanen“ hinter dem Gesuch stünden.

Und tatsächlich: Mit Datum vom 8. Januar 1845 wurde dem Antrag der Riedgemeinden stattgegeben und die lang ersehnte Bewilligung vom Großherzoglich Badischen Ober-Amt Lahr dem Gemeinderat in Ichenheim mitgeteilt.

Dem Gemeinderath zu Ichenheim wird eröffnet, dass Seine Königliche Hoheit, der Großherzog nach allerhöchster Entschliessung aus Großh. Staats-Ministerium vom 5. d. M. die Errichtung einer Bezirks-Apotheke in Ichenheim mit einem bloßen Personal-Privilegium zu genehmigen geruht haben.

Vom Gemeinderat aus verbreitete sich die Nachricht von der Ertheilung eines Personal-Privilegs zur Errichtung einer Bezirksapotheke rasch in Ichenheim und den angrenzenden Ortschaften. Die Freude und Dankbarkeit darüber waren so groß, dass beschlossen wurde, eine Dankadresse an den Großherzog zu formulieren und sie ihm persönlich zu überbringen. Formuliert wurde sie im Ichenheimer Rathaus, unterschrieben haben sie die Bürgermeister aus Ichenheim, Meissenheim, Ottenheim, Allmannsweier, Kürzell, Schutterzell, Dundenheim, Altenheim und Müllen. Außerdem Gemeinderäte und Honoratioren aus allen genannten Gemeinden wie Pfarrer und Lehrer. Unter Führung des Ichenheimer Bürgermeisters Johann Schnebel fuhr am 19. Februar 1845 eine Delegation aus allen Ortschaften mit der Bahn von Offenburg aus nach Karlsruhe um dem Großherzog persönlich die folgende Dankadresse zu überreichen.

*Allerdurchlauchtigster Großherzog
Gnädigster Fürst und Herr*

Vor kurzer Zeit ist den Vorgesetzten zu Ichenheim von dem Oberamte Lahr die Nachricht zugekommen, daß Euer Königliche Hoheit die Errichtung einer Apotheke in Ichenheim zu genehmigen geruht haben.

Die Errichtung dieser Apotheke wird daher von den besagten Bewohnern als eine große Wohlthat angesehen und tausende von Herzen sind gegen Eure Königliche Hoheit mit gerührtem ehrfurchtsvollem Dank erfüllt, daß Allerhöchst dieselben die gnädige Bewilligung dazu ertheilt haben.

Wir unterthänigst Unterzeichneten aber - um dem Drang unseres Herzens völlig zu genügen, wagen es, Eurer Königlichen Hoheit hiermit unseren ehrfurchtsvollsten Dank besonders darzubringen und indem wir Allerhöchstdieselben unterthänigst bitten, denselben in Gnaden annehmen zu wollen, so erlauben wir uns noch beyzufügen, daß es unser eifrigstes Bestreben seyn soll, uns der Wohlthat Eurer Königlichen Hoheit durch treue Erfüllung unserer Unterthanenpflichten immer mehr würdig zu machen; die wir mit dem innigsten Wunsche, daß der Allmächtige Allerhöchstdieselben noch viele Jahre zum Heil des Badischen Volkes in bester Gesundheit erleben lassen möge! In tiefster Ehrfurcht ersterbend - zeichnen



Die Apotheke *Euer Königliche Hoheit*
Mitte des 20. Jhd. *Unterthänigste*

(Es folgen 51 Unterschriften mit Amtsbezeichnungen)

Ichenheim den 14ten Februar 1845

Damit war die rechtliche Grundlage für die Gründung einer Apotheke in Ichenheim geschaffen. Im Laufe des Jahres 1846 wurde das Apothekengebäude in der Hauptstraße errichtet und eingerichtet. Erster Inhaber und Betreiber war der Kloster-Apotheker aus Salem, Franz Xaver Bauer. Mit der Apotheke war ein landwirtschaftlicher Betrieb verbunden. Dieser erforderte im Jahre 1854 eine Erweiterung des Anwesens durch ein Stallgebäude. Franz Xaver Bauer starb am 31. Dezember 1863. Seine Söhne Gustav Baur und Wilhelm Baur führten die Apotheke fort. (Die Schreibweise des Namens Bauer/Baur variiert in den verschiedenen Fundstellen.)

Am 16. April 1875 wurde in der Apotheke als drittes Kind der Eheleute Wilhelm Baur und Anna geb. Siefert der bedeutende Pflanzengenetiker und spätere Direktor des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Züchtungsforschung, Professor Dr. Erwin Baur, geboren.

An ihn erinnert eine Gedenktafel an der Frontseite der Apotheke

Im Herbst 1888 endete die Geschichte der Apothekerfamilie Bauer als Betreiber der Apotheke. Erst wurde sie zu dieser Zeit an den Apotheker Tröger verpachtet und dann im Jahr 1900 von dem Apotheker Alfred Hölder aus Karlsruhe gekauft. Schon am 5. Okt. 1903 erwarb dann Konrad Höring, Apotheker aus Tübingen das Eigentum an der Apotheke. Am 1. Okt. 1907 kaufte Franziska Theresia Keller, die erste Ehefrau des Apothekers Julius Kunz, die Apotheke für ihren Mann. Diese Daten lassen sich dem Grundbuch Ichenheim entnehmen.

Am 1. Nov. 1907 begann Julius Kunz mit dem Betrieb der Apotheke und er führte sie bis zu seinem Tod im Jahre 1958. In diese Zeit nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges fällt das Auftreten einer ganz besonderen Gruppe von Kundinnen und Kunden der Apotheke, was Älteren aus dem Ried noch gut im Gedächtnis ist. Es waren die zahlreichen elsässischen Patientinnen und Patienten des weithin bekannten Heilpraktikers Julius Seiler in Ottenheim. Mit dem Bus kamen sie über den Rhein erst zur Konsultation nach Ottenheim und mit den erhaltenen Rezepten anschließend zur Apotheke in Ichenheim bevor sie wieder nach Hause fuhren.

Nach dem Tod von Julius Kunz betrieben erst verschiedene Pächter die Apotheke bis sie zum 11. März 1963 geschlossen wurde. Das blieb sie bis zum 30. Juni 1965. In dieser Zeit wurden die Betriebsräume von dem neuen Eigentümer, dem Apotheker Karlheinz Friedrich Wilhelm Szameitat entsprechend der geltenden gesetzlichen Anforderungen für einen Apothekenbetrieb in ganz erheblichem Umfang renoviert. Zum 1. Juli 1965 nahm die Apotheke ihren Betrieb wieder auf. Im Mai 1990 ging sie über an seinen Sohn Klaus Wolfgang Szameitat, der sie bis Anfang Januar 2018 betrieben hat. Die Apothekerin Ines Bühler hat die Apotheke zu diesem Zeitpunkt übernommen, renoviert und führt sie seither als Inhaberin.

Ich danke den Herren Manfred Fischer und Richard Rudolf vom Historischen Arbeitskreis Ichenheim, die mir ihre Arbeitsergebnisse zur Rheinapotheke für diesen Bericht zur Verfügung gestellt haben.

¹ Deutsche Apotheker Zeitung online – <https://www.deutsche-apotheker-zeitung.de/news/artikel/2020/06/04/apothekenzahl-sinkt-unter-19-000>.

² Die Bemühungen des Gemeinderates und der Bürgerschaft bis zur Genehmigung lassen sich in den Akten der Gemeinde Ichenheim – Verwaltungssachen – Generalia – Rubrik VIII. Medizinalwesen – 2.2. Ärzte, Apotheken und Hebammen – Die Apotheke – nachvollziehen und finden sich im Gemeindearchiv Ichenheim, Akten VIII/2 – 1829 – 1924. Fasz. 1. Hierauf beruht der folgende Bericht.

Neue Erkenntnisse aus der „Grabung Leopoldstraße“ zum römischen Vicus in Lahr-Dinglingen

Von Kathrin Lieb

Wie es zur Ausgrabung kam

Als die Stadt Lahr 2018 eine Fläche östlich der Leopoldstraße im Gewann „Kleinfeld-Nord“¹ für den Bau von Sozialwohnungen ins Auge fasste, war bereits zu vermuten, dass dieses Bauprojekt nicht ohne vorherige Ausgrabungen durch das Landesamt für Denkmalpflege (LAD) realisiert werden können wird. Da sich die Fläche innerhalb des seit 1955 nach § 22 des Denkmalschutzgesetzes Baden-Württemberg (DSchG) ausgewiesenen Grabungsschutzgebietes „Lahr-Mauerfeld, römische Siedlung“ befand, war es höchstwahrscheinlich, dass die Denkmalpflege auch hier auf die Überreste des römischen Vicus stoßen würde. In einer Stellungnahme des LAD wurde angeregt, einen Alternativstandort in Betracht zu ziehen, um die römischen Überreste im Boden zu bewahren. Da dieser nicht zur Verfügung stand, fand im November 2018 eine zweitägige Voruntersuchung des Areals statt, auf dem sich zuletzt Schrebergärten befunden hatten. Der großflächige Oberbodenabtrag und ein 2,5 x 4 m großer Bagger-schnitt zeigten, dass sich nur 20-30 cm unter der Oberfläche ungestörte römerzeitliche Schichten befanden. Bei einem anschließenden Ortstermin wurde von den Verantwortlichen festgehalten, dass die geplanten Baumaßnahmen nicht ohne eine flächendeckende Ausgrabung in das römische Bodendenkmal eingreifen dürfen. Gemäß § 6 DSchG müssen Eigentümer und Besitzer von Kulturdenkmalen diese im Rahmen des Zumutbaren erhalten und pfleglich behandeln. *Ist dies nicht möglich, muss zumindest der Dokumentwert des Kulturdenkmals in Form der sekundären Erhaltung im Archiv (ex situ) erhalten werden.*² Nach einer Ausschreibung für diese von der Stadt Lahr als Investor zu finanzierenden Rettungsgrabung erhielt die Grabungsfirma ArchaeoTask GmbH den Zuschlag. Sie führte die Ausgrabungen von Juli 2019 bis April 2020, kurz unterbrochen durch eine Winterpause, mit durchschnittlich sechs Mitarbeitenden auf der 964 m² großen Fläche durch. Nachdem die Untersuchung der Hauptfläche fertig-

gestellt war, fanden im November 2020 beim Bau eines Regenwasserkanals und im Januar 2021 beim Bau eines Schmutzwasserkanals noch baubegleitende Nachgrabungen statt.³

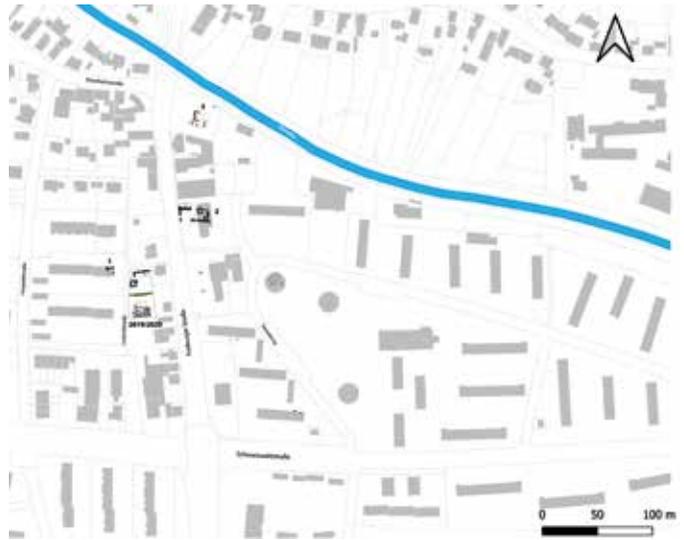
Die bisherigen Ausgrabungen im Vicus

Der Südteil der römischen Straßensiedlung südlich der Schwarzwaldstraße ist durch die fast 3.000 m² große Flächengrabung im heutigen Bürgerpark am Mauerweg von 1991 bis 2002 sehr gut dokumentiert und durch Vorabberichte publiziert.⁴ Hinzu kommen Erkenntnisse und Funde aus Baubeobachtungen in den 1960er- und 1970er-Jahren beim Bau von Wohnhäusern zwischen der Schwarzwaldstraße und dem Mauerweg (Abb. 1, Schematischer Lageplan). Hingegen waren bisher Siedlungsspuren aus dem Nordteil der Siedlung nur ausschnittshaft bekannt: Bei einer Baubeobachtung im Gewann „Kleinfeld-Nord“ von 1965 durch Gerhard Fingerlin wurden drei Mauerzüge erfasst, die wohl zwei Räume eines größeren Gebäudes abbilden (Abb. 2, Nr. 1). Auch der Fußboden des Gebäudes, eine Art Kiesestrich lässt sich auf Fingerlins Zeichnungen erkennen. Etwas weiter westlich soll das Ende der römischen Kulturschicht und damit die westliche Grenze der Siedlung erreicht sein. In den Jahren 1970 beim Bau der Agip-Tankstelle (Freiburger Straße 9) und 1991 bei Baumaßnahmen in der ehemaligen Dinglinger Posthalterei (Freiburger Straße 5) folgten weitere Einblicke in die römische Siedlungsgeschichte. Bei der großflächigen Ausgrabung in der Freiburger Straße 9 kamen die Steinfundamente eines 25 x 10 m großen Gebäudes sowie Hinweise auf mindestens vier Vorgängerbauten zutage (Abb. 2, Nr. 2). Mauervorlagen aus Stein an der Nordseite und Pfeilerfundamente im Inneren deuten auf einen Getreidespeicher bzw. einen Magazinbau (horreum) hin. In der Freiburger Straße 5 kam bei Rettungsgrabungen im Innenhof der Posthalterei die Bebauung zweier Streifenhausparzellen zutage (Abb. 2, Nr. 3). Die

Abb. 1: Schematischer Lageplan mit der vermuteten Ausdehnung des Vicus Lahr-Dinglingen.



rückseitige Fassade der beiden nebeneinanderliegenden Wohnhäuser zeigte schon damals die Architektur der Streifenhäuser in einer frühen Phase mit ebenerdiger Schwellbalkenkonstruktion und in einer späteren Phase mit erhöht liegendem Schwellbalkenkranz auf Sockelsteinen.⁵ Durch die Flächengrabung von 2019/20 bei der Leopoldstraße können die Erkenntnisse zum Nordteil des römischen Vicus in Lahr-Dinglingen nun ergänzt werden.



Ablauf, Methode und Ergebnisse der „Grabung Leopoldstraße“

Durch den überwiegend händischen Abtrag nach Schichten und Strukturen bis zu den geologischen Schichten in einem Meter Tiefe konnten mehrere Bauphasen und Nutzungshorizonte unterschieden werden. Im Gegensatz zu der Methode, alle 20 cm ein künstliches Planum anzulegen, zeigt die Grabung nach Schichten, der Stratigraphie, auch kleinräumige Veränderungen der Befunde auf. Neben gut sichtbaren Ziegelversturzschichten, durchsetzt mit Eisennägeln, konnten so auch mehrere Lauf- und Nutzungshorizonte freipräpariert werden, die sich nur bei genauer Betrachtung in der Farbe, Haptik und Zusammensetzung voneinander unterscheiden lassen. Dabei half den Archäologinnen und Archäologen von ArcheoTask GmbH auch moderne Technik, wie die Oberflächenerfassung mittels Structure-from-Motion (SfM). Dabei werden die von einer Drohne aufgenommenen 2D-Bilder aus unterschiedlichen Blickwinkeln am Computer zusammengesetzt und ein 3D-Modell erstellt. So können nicht nur große Flächen schnell und detailliert erfasst, sondern auch aufgehende Befunde, wie z. B. Mauerreste, dokumentiert und rekonstruiert werden. Bei wichtigen Funden und Befunden hat sich das Einmessen mit einem Tachymeter etabliert, um sie auch nach der Grabung exakt auf Plänen und Karten verorten zu können. Beim Auffinden von Metallobjekten, wie z. B. Münzen, Fibeln und Nägeln, war ein Metalldetektor behilflich. Nach ersten Auswertungen der Grabungspläne lassen sich im Aus-

Abb. 2: Lageplan mit den drei umfangreichsten Untersuchungen des 20. Jahrhunderts im Nordteil der Siedlung sowie der „Ausgrabung Leopoldstraße“.

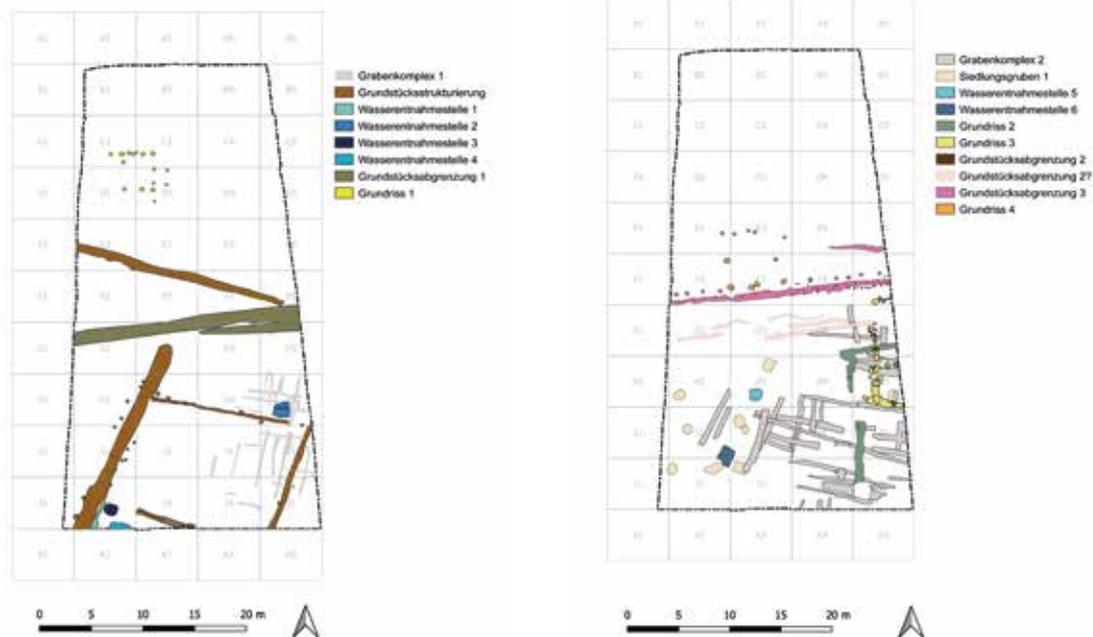
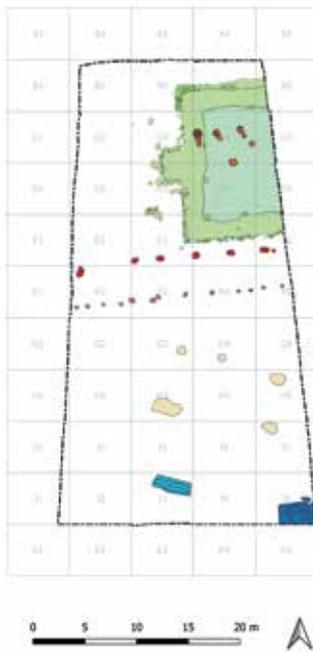
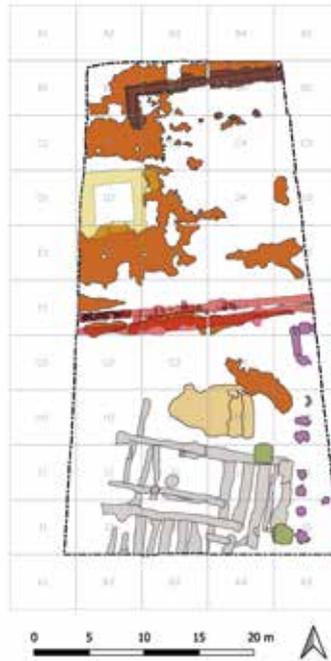


Abb. 3: Gesamtpläne A bis D (v. l.) der „Ausgrabung Leopoldstraße“ mit den Phasen I – VI.

grabungsareal vier Hauptsiedlungsphasen und eine sich chronologisch durchziehende Trennung („Grundstücksgrenze“) in einen nördlichen und südlichen Siedlungsbereich etwa in der Mitte der Grabungsfläche feststellen (Abb. 3, A – D). Interessanterweise machen mehrere mächtige (Planier-)Schichten nicht an dieser Grenze halt, sondern ziehen über das gesamte Areal hinweg. Nach jeder der vier Siedlungsphasen folgt jeweils eine (Planier-)Schicht, die den Lauffhorizont der nächsten Siedlungsphase bildet. Lediglich nach der vierten Siedlungsphase scheint es eine das gesamte Areal überziehende „Abbruchphase V“ gegeben zu haben. Danach lassen sich nur im südlichen Grabungsareal Reste einer mutmaßlichen letzten Siedlungsbebauung erkennen (Abb. 3, D Grundriss 7 Phase VI). Die Bauten des Nord- und Südteils unterscheiden sich auf den ersten Blick voneinander. In den ersten beiden Siedlungsphasen war der Nordteil von jeweils einem Holzpfostenbau und der Südteil von Gräbchenstrukturen und angeschnittenen Hausgrundrissen geprägt, die auf Schwellbalkenkonstruktionen schließen lassen. In der dritten Siedlungsphase blieb der Südteil unbebaut, wohingegen der Nordteil durch ein großes, komplexes Gebäude mit einem Steinfundament dominiert wurde. Das Gebäude besaß eine kleine rechteckige Apsis Richtung Westen – also gegenüber dem vermuteten Eingang zur



- Siedlungsgruben 2
- Wasserentnahmestelle 7
- Wasserentnahmestelle 8
- Grundstücksabgrenzung 4a
- Grundstücksabgrenzung 4b
- Grundris 5
- Feuerstellen



- Grabenkomplex 3 Phase IV
- Siedlungsgrube 3 Phase IV
- Latrinen Phase IV
- Grundris 7 Phase VI
- Grundstücksabgrenzung 5 Phase IV
- Grundris 6 Phase IV
- Mauer 1 Phase IV
- Ziegelkonzentrationen Phase V

großen Rheintalstraße unter der B3 hin. Fehlende Pfostensetzungen und drei Öfen bzw. Feuerstellen lassen eher auf einen Innenhof, statt eine überdachte Halle schließen. In Bauphase IV wurden im Süden erneut zahlreiche Gräbchen und Gruben sowie die Sockelfundamente von Streifenhäusern erfasst. Der Nordteil zeichnet sich durch die Fundamente eines kleineren quadratischen Baues mit umgebender Pfostensetzung und ein L-förmiges Gebäude mit Steinsockel aus. Auf dem nördlichen Areal befinden sich mehrere Ziegelversturzschichten, die, im Gegensatz zum südlichen Areal, auf ziegelgedeckte Dächer hinweisen.⁶

Was sagen die Grabungsergebnisse aus?

Setzt man die vermuteten Parzellengrenzen der Grabung mit den bisher bekannten Grundstücksgrenzen aus der römischen Siedlung in Lahr-Dinglingen in Relation, zeigt sich, dass im nördlichen Bereich mit einer großen, vermutlich öffentlich genutzten Parzelle zu rechnen ist. Im südlichen Bereich wurden mindestens zwei kleinere, wohl privat genutzte Parzellen angeschnitten, deren Bebauung, Nutzung und Größe sich im Laufe der Zeit verändert haben. Im nördlichen Bereich könnte es sich bei den beiden Pfostenbauten

aus den ersten beiden Siedlungsphasen um kleine Kultgebäude (aediculae) handeln. Wie aus dem benachbarten Friesenheim bekannt, wurde in diesen Gebäuden das Abbild einer Gottheit aufgestellt und verehrt. Ob das große, mindestens 15 x 10 m große Apsidengebäude aus Phase III eher verwaltungstechnischen, merkantilen oder kultischen Zwecken diente, muss mangels eindeutig zuordenbarer Funde offen bleiben. Vergleiche mit römischen Grundrissen aus Baden-Baden, Walheim und Böbingen legen eine Nutzung als Versammlungsgebäude für Berufsverbände (collegia) oder als teilüberdachten Marktplatz (basilica oder forum) nahe. Durch die Apsis und die Feuerstellen wäre aber auch eine Nutzung als Kultgebäude denkbar. Bei dem L-förmigen Grundriss aus Phase IV könnte es sich um eine nach Süden offene Galerie handeln. Massen von Ziegelbruch nördlich des Gebäudes deuten darauf hin, dass das nach Norden abfallende Pultdach mit Ziegeln gedeckt war, die beim Zusammenstürzen des Gebäudes abrutschten. Bei einem weiteren quadratischen, etwa 5,7 x 5,4 m großen Gebäude aus Phase IV mit umlaufenden Pfostensetzungen liegt eine Deutung als Umgangstempel oder als Nachfolgerbau der vorangegangenen, hölzernen Gebäude nahe. Solche als Gallo-römische Umgangstempel bezeichneten Kultgebäude haben ihre Wurzeln im gallisch-keltischen Raum. Beim Übereinanderlegen aller Phasenpläne des nördlichen Bereiches fällt auf, wie sehr sich die Gebäude über die Zeiten hinweg aufeinander beziehen (Abb. 4). Das könnte darauf hinweisen, dass die Baumeister von den vorherigen Gebäuden und ihrer jeweiligen Funktion wussten. Im südlichen Grabungsbereich bietet sich ein ganz anderes Bild: Zahlreiche Grabenstrukturen deuten in den ersten beiden Siedlungsphasen auf die Schwellbalkenunterzüge von zwei oder drei nebeneinanderliegenden Streifenhäusern und ihre jeweilige Hinterhofbebauung hin. Bei Gebäudegrundriss 3 (Abb. 3, B Phase II) zeigt sich schließlich der Wechsel von den reinen Schwellbalkenfundamenten auf ein Sockelsteinfundament mit dazwischenliegender Rollierung aus Lösskindeln und Sandsteinbruch. Auf diese wurde der Schwellbalkenkranz nun – zum Schutz vor Hochwasser? – gelegt. Obwohl es in Phase III keine Gebäudegrundrisse gibt, fanden sich in Gruben Keramikfehlbrände der sogenannten „Lahrer Ware“ sowie Mühlsteinfragmente. Diente die Parzelle in dieser Zeit angrenzenden Handwerkerbetrieben zur Müllentsorgung? In Phase IV deuten zahlreiche Grabenstrukturen auf Stallungen hin. Eine große Grube, vor allem mit Tierknochen und Hornzapfen verfüllt, könnte auf eine Schlachtereierie sowie eine Hornschnitzerei hinweisen. Zwei Latrinen-



gruben gehörten vielleicht zu einer Gerberei. Eine Grabenverfüllung mit Schmiedeschlacken lässt außerdem auf eine Schmiede im näheren Umfeld schließen. Ob es sich bei den Sandsteinsokkeln (Abb. 3, D Grundriss 7) um die Fundamente der dazugehörigen Streifenhäuser handelt oder ob sie zu einer späteren Siedlungsphase gehören, müssen weitere Untersuchungen zeigen.⁷

Abb. 4: Phasenübergreifender Gesamtplan des nördlichen Bereichs der „Ausgrabung Leopoldstraße“.

Alte und neue Erkenntnisse ergänzen sich

Die auf der Grabung freigelegten südlichen, privat genutzten Bereiche erinnern sehr stark an die im Mauerweg freigelegten Strukturen. Lediglich Tiefbrunnen und Darren fehlen, stattdessen wurden zahlreiche Wasserentnahmestellen entdeckt. Könnte dies an der Nähe zur Schutter liegen? Bei beiden Flächengrabungen deuten zahlrei-

che Gräbchenstrukturen auf einen raschen Wechsel von Brache, Bauungs- und Nutzungsform hin. Auch die Entstehungsgeschichte der „Lahrer Streifenhäuser“ zunächst mit Schwellbalkenunterzügen, später mit Sockelpodesten lässt sich an beiden Orten nachweisen. Ebenso wie die vermutlich Anfang des 3. Jh. n. Chr. zu datierende Tendenz, Grundstücke zusammenzulegen und sich auf das Weiterführen und Ausbauen weniger wichtiger Gebäude zu konzentrieren. Insgesamt können für den Vicus Lahr-Dinglingen bisher sechs Töpferöfen, zwei Tonentnahmegruben in der Schwarzwaldstraße 71 und 77-79 sowie Gruben mit Fehlbränden in der Leopoldstraße und im Mauerweg nachgewiesen werden. Sie deuten auf die Verbreitung des Töpferhandwerks und damit der Herstellung der „Lahrer Ware“ über die gesamte bisher bekannte Siedlung hin. Eine weitere Besonderheit ist die Bestattung mehrerer erwachsener Personen in der Siedlung, obwohl dies nach dem römischen Zwölf-Tafel-Gesetz untersagt war. Neben zwei weiteren Urnenbestattungen aus der Leopoldstraße sind auch schon aus dem Mauerweg Bestattungen in Keramikurnen und Steinkisten bekannt. Hierbei könnte es sich um einen gallischen Grabritus handeln, der seinen Weg an den Oberrhein gefunden hat. Weitere Bestattungen innerhalb von Siedlungen sind aus Bad Krotzingen, Ihringen, der Schweiz und dem Saarland bekannt. Über die Gründungszeit der Siedlung sagen Münzen am meisten aus: Wird die bisherige Münzkurve aus Lahr-Dinglingen mit weiteren Kurven römischer Siedlungen am Oberrhein verglichen, zeigt sich ein deutlicher Unterschied zu den militärisch gegründeten Niederlassungen in Offenburg, Offenburg-Zunsweier und Offenburg-Rammersweier. In Lahr-Dinglingen handelt es sich daher sehr wahrscheinlich um eine rein zivile Gründung zwischen 85/90 und 100/105 n. Chr. Archäologisch lässt sich der Vicus erst unter Kaiser Trajan, ab etwa 100 n. Chr., fassen. Neue Erkenntnisse gibt es durch die „Grabung Leopoldstraße“ jedoch zum Siedlungsende: Der Münzfund eines Silberdenars des Kaisers Severus Alexander (231/235 n. Chr.) zeigt, dass der Nordteil der Siedlung über die 30er-Jahre des 3. Jh. hinaus bewohnt war, wohingegen die südlichen Randbereiche bereits spätestens um 225 n. Chr. aufgeben wurden.⁸ Interessant sind dabei die über sämtliche Grundstücksgrenzen hinwegziehenden „(Planier-)Schichten“, in denen sich höchstwahrscheinlich Hochwasser- und Überschwemmungsereignisse der Schutter widerspiegeln. Für den Siedlungsbereich im Mauerweg weist eine derartige Schicht sogar auf das Siedlungsende hin.⁹

Das Puzzle verdichtet sich: Die Siedlungslandschaft am südlichen Oberrhein

Warum wurde die Siedlung in Lahr-Dinglingen überhaupt an dieser Stelle errichtet? Einer der wichtigsten Gründe dürfte die Kreuzung der in dieser Zeit schiffbaren Schutter mit der östlichen Rheintalstraße gewesen sein. Ob die Flussüberquerung durch Fähren oder eine fest installierte Brücke vonstatten ging, ist nicht bekannt. Das in der Freiburger Straße 9 freigelegte Speichergebäude (horreum) lässt jedoch auf einen Warenumschlagsplatz mit Anlegestelle schließen. In der Nähe liegende öffentliche Gebäude für Handel, Verwaltung und Kult, auf die der nördliche Bereich der „Grabung Leopoldstraße“ hindeutet, sind also sehr gut denkbar. Mit der „Grabung Leopoldstraße“ hat sich die kulturelle Zugehörigkeit der Siedlung in Lahr-Dinglingen zum südlichen Kreis der römischen Provinz Germania superior mit ihren helvetischen und gallischen Einflüssen in die materiellen Hinterlassenschaften, wie z. B. Keramikformen, Inschriften, Bautraditionen oder religiöse Ausdrucksformen bestätigt und erhärtet. So befinden sich weitere, deutliche Parallelen in der Hausbautechnik in Riegel am Kaiserstuhl, wo sich wahrscheinlich der nächstgelegene Hauptort des damaligen Verwaltungsbezirkes (civitas) befand.¹⁰ Durch weitere Grabungen und Baubeobachtungen in den letzten Jahren in Riegel, Neuriedmüllen und dem Elsass kann der Vicus Lahr-Dinglingen noch besser in das regionale Straßen- und Handelsnetz entlang der östlichen Oberrheinstraße eingeordnet werden. Neben der nach Osten führenden Kinzigtalstraße scheint es weitere West-Ost-Straßen über den Rhein ins benachbarte Elsass zu Siedlungen und Militärlagern an der westlichen Rheintalstraße gegeben zu haben. Eine dieser Straßen ist unter dem Mauerweg nachgewiesen. Eine weitere wichtige Bedeutung für den Handelsverkehr hatten sicher auch die Flüsse Kinzig und Schutter, auf denen Waren aus den Gehöften im Schwarzwald über die dörflichen Siedlungen zum Rhein hin verschifft wurden.¹¹ Es ist zu erwarten, dass bei der zunehmenden Erschließung von Neubaugebieten in den nächsten Jahren weitere Erkenntnisse zu römischen Siedlungen folgen werden. So kann sich nach und nach das Puzzlebild zur Siedlungslandschaft, dem Handels- und Straßennetz in der Römerzeit am Oberrhein verdichten. Modernen Grabungsmethoden und Erkenntnissen aus den naturwissenschaftlichen Disziplinen wird dabei mit großer Sicherheit eine wichtige Bedeutung zukommen.

¹ Die offizielle Bezeichnung der Grabung beim Landesamt für Denkmalpflege lautet „2019-0375 Lahr Kleinfeld-Nord“. Da der Gewannname „Kleinfeld“ der ehemaligen Gemeinde Dinglingen jedoch nicht mehr in Gebrauch ist, bürgerte sich die Bezeichnung „Grabung Leopoldstraße“ für die Ausgrabung ein. Vgl. Kuhnle, Gertrud, Einführung, in: Kuhnle, Gertrud (Hrsg.), *Hinterhöfe und Marktplatz? Römische Funde aus der Grabung „Leopoldstraße“ im Vicus von Lahr-Dinglingen*, *Archäologische Informationen aus Baden-Württemberg* 84, Esslingen 2021, S. 12-15, hier S. 12.

² Kuhnle, Gertrud/Tschocke, Diethard, *Archäologischer Neubeginn: der Vicus von Lahr-Dinglingen und das Veranlasserprinzip*, in: Kuhnle, *Hinterhöfe (wie Anm. 1)*, S. 27-33, hier S. 30.

³ Vgl. Kuhnle/Tschocke, *Archäologischer Neubeginn (wie Anm. 2)*.

⁴ Vgl. Bräuning, Andrea/Heising, Alexander (Hrsg.), *Entlang der Fernstraßen. Die römische Siedlung von Lahr-Dinglingen*. *Archäologische Informationen aus Baden-Württemberg* 80, Esslingen 2018.

⁵ Vgl. Kuhnle, Gertrud/Cappelletto Erika/Tschocke, Diethard, *Archivmaterial und Zeitzeugen: ein kurzer Streifzug durch den nördlichen Teil des Vicus*, in: Kuhnle, *Hinterhöfe (wie Anm. 1)*, S. 34-41.

⁶ Vgl. Danner, Carina/Kuhnle, Gertrud, „Leopoldstraße 2019/2020“: erste Firmengrabung in Lahr-Dinglingen, in: Kuhnle, *Hinterhöfe (wie Anm. 1)*, S. 44-54.

⁷ Vgl. Danner, Carina/Knötzele, Peter/Kuhnle, Gertrud, *Mitten im Vicus: Hinterhöfe und Marktplatz?* in: Kuhnle, *Hinterhöfe (wie Anm. 1)*, S. 55-71; - Vgl. Heising, Alexander, *Der Vicus von Lahr-Dinglingen: neue Erkenntnisse/neue Fragen*, in: Kuhnle, *Hinterhöfe (wie Anm. 1)*, S. 156-166.

⁸ Vgl. Kortüm, Klaus, *Die antiken Fundmünzen aus der Grabung Leopoldstraße*, in: Kuhnle, *Hinterhöfe (wie Anm. 1)*, S. 80-91.

⁹ Vgl. Heising, Alexander, *Der Vicus von Lahr-Dinglingen (wie Anm. 7)*.

¹⁰ Dazu ausführlicher Regetz, Lena K., *Ein Blick nach Riegel am Kaiserstuhl: ein und dasselbe Konstruktionsprinzip der Häuser in beiden Siedlungen?*, in: Kuhnle, *Hinterhöfe (wie Anm. 1)*, S. 167-173.

¹¹ Vgl. Heising, Alexander, *Der Vicus von Lahr-Dinglingen (wie Anm. 7)*; - Vgl. Kuhnle, Gertrud, *Einführung (wie Anm. 1)*.

Alle Abbildungen: Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart – Archäologische Denkmalpflege Freiburg, Fotografin: Erika Cappelletto

Die Lahrer Neuschutter (Gewerbekanal) – Das verlorene Idyll oder die Beseitigung einer Kloake?

Von Walter Caroli



Stellen wir uns das folgende Szenarium vor: Die von der Schutter auf der Höhe der heutigen Herzklinik und der Firma Padberg abgezweigte Neuschutter (auch Mühlenschutter oder Gewerbekanal genannt) fließt in westliche Richtung, unterquert die Willy-Brandt-Straße, passiert den Lebensmittelmarkt Aldi, das Caritashaus „Sancta Maria“, die Klostermatte, führt, wo früher der Lahrer Friedhof war, links an der Stiftkirche vorbei zur Max-Planck-Straße, von dort auf der Höhe des Alten- und Pflegeheims „Spital“ hinein in die Altstadt, unterquert die Marktstraße und trifft auf das renovierte Altstadtquartier der „Stadtmühle“, zu dem das reizende Fachwerkhaus mit der Außentreppe gehört.

Der Verlauf der Neuschutter (Gewerbekanal) auf einem Stadtplan von 1930.

Alle Abb.: Stadtarchiv Lahr

*Stadtmühlenareal
1977. Wo links
die Autos parken,
verlief noch
wenige Jahre zuvor
die Neuschutter.
Heute geht man
hier vom
Schlossplatz
Richtung
Café Burger.*



Sie fließt unter der Schillerstraße hindurch und vorbei am ehemaligen Scheffelgymnasium (heute Musikschule), bis sie westlich vom „Schlachthof“ in die Schutter mündet. Ihr Wasser ist mit modernen Klärmethoden gereinigt, ihre Ufer sind teilweise bepflanzt und mit Bänken versehen. Auf denen sitzen Lehrerinnen und Lehrer und genießen ihr „Klein-Venedig“. Wäre dies so realisiert worden, hätte die Lahrer Altstadt enorm an Attraktivität gewonnen und könnte heute ein vielbeachteter Besuchermagnet sein. Leider aber entwickelte sich das Gewässer in eine ganz andere Richtung, sodass der damals von den Lehrerinnen und Lehrern verabscheuten Kloake in den 1970er-Jahren ein Ende bereitet wurde. Aber beginnen wir ganz von Anfang an:

Die „Neuschutter“ wurde vor vielen Jahrhunderten im Bereich der Geroldsecker Vorstadt (beim heutigen Padberg-Wehr) vom Flussbett der „Altschutter“ abgeleitet. Wann genau dies geschehen ist, weiß man nicht. In jedem Fall geschah es vor 1277, dem Jahr der Teilung der geroldseckischen Herrschaft in einen oberen östlichen und unteren westlichen Bereich. Als Grenzpunkt ist in der Trennungsurkunde² die Bischofsmühle (später Lohmühle) genannt, die sich am Standort der ehemaligen Ölfabrik Schmidt (heute Wohnkomplex, Kita und Schule) befand. Sie konnte nur von der Neuschutter ge-

trieben worden sein, da sich das Bett der Altschutter deutlich weiter südlich erstreckte. Das Stauwehr in der Geroldsecker Vorstadt gab es schon in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Zuvor hatte ein Damm für die Aufstauung der Schutter gesorgt, um Wasser für den Durchfluss des Bettes der Neuen Schutter abzuzweigen.

Warum die Neuschutter abgeleitet wurde, ist mangels historischer Dokumente nicht mehr eindeutig zu beantworten. Drei Gründe können maßgeblich gewesen sein: 1. Um den Burggraben der ca. 1218 erbauten Lahrer Tiefburg zu füllen, wurde Wasser benötigt. 2. Für die Anlage von Mühlen benötigte man einen überschaubaren, kontrollierbaren Wasserlauf. 3. Bei Hochwassergefahr verteilte sich die Wassermenge auf zwei Stränge.



*Die Neuschutter
am Bärenplatz,
Gemälde von
Wilhelm
Wickertsheimer.*

Als sich Lahr zur Stadt entwickelte, diente der Schutterseitenarm als Antrieb für die Mühlen wie die Bischofsmühle, die Klostermühle, die Stadtmühle sowie die Tiergartenmühle, als Wasserlieferant für Gerbereien und andere Firmen und als Vorfluter für die Abfall- und Abwasserentsorgung.

Im 18. Jahrhundert muss sich die Neuschutter noch in nur leicht verschmutztem Zustand befunden haben. Nur *schlechte* Weißfische konnten sich darin halten. Die Stadt Lahr zahlte für das Fischereirecht jährlich 8 Schilling an die Herrschaft. Als sie das Besitzrecht im Jahr 1766 strittig stellen wollte, stieß sie auf geharnischten Widerstand von Oberamt und Landschreiberei.³

Im Zuge von Bevölkerungsvermehrung und Industrialisierung nahm die Verschmutzung derartig zu, dass sie zu einer Kloake degenerierte. Die Verursacher der „Pestbeule“ waren Industrie, Gewerbe und Privatleute und nicht ausschließlich Lahrer Eigengewächs. Beispielsweise wurden durch die sogenannte „Schutterfabrik“ in Seelbach in den 1880er-Jahren Unmassen von ätzender Flüssigkeit in die Schutter abgegeben. Der Betreiber, Fabrikant und Dichter Ludwig Auerbach, musste sich anhören, dass die Landwirte in der „Schutterbrühe“ das Vieh nicht schwemmen und tränken konnten, dass die „Giftjauche“ zum Gießen der Gärten nicht verwendet werden konnte, dass man Schutterwasser nicht zum Kochen und nicht zum Waschen benutzen konnte und dass die Fischzucht nahezu ruiniert war. Bei der Ankunft in Lahr mischte sich die „Giftbrühe“ mit Ammoniak und Fäulnisbakterien aus den Gerbereien. Das Seelbacher Problem linderte sich erst, als der Partner Auerbachs, der Fabrikant Mayer, auf Zigarrenherstellung umstellte.⁴

1884 standen einige Freiburger Besucher der Breisgauer Gau-Gewerbe-Ausstellung einigermaßen fassungslos am Gewerbekanal. Die „Lahrer Zeitung“ schrieb: *Die Pestbeule unserer Stadt, der Gewerbekanal, wurde dieser Tage auch von einer Anzahl unsere Ausstellung besuchender Freiburger Ärzte und Apotheker im Vorbeigehen eines Blickes gewürdigt. Die Herren waren beim Anblick dieser flüssigen Kloake geradezu verdutzt. So etwas war ihnen im Leben noch nicht vorgekommen. Sie sprachen es auch offen aus, daß ihnen derartige gesundheitswidrige Zustände inmitten einer Stadt noch nicht vorgekommen wären und daß, wenn die Cholera nach Deutschland kommen sollte, es kein Wunder wäre, wenn sie bei solcher Unreinlichkeit in Lahr ihren Einzug halten würde. Auch Herr Professor Bäumler aus Freiburg hat sich beim Besuch eines an diesem Dreck-Kanal wohnenden Patienten dahin ausgesprochen, daß der Gestank aus demselben, der in das Krankenhaus eindringe, ein großes Hemmnis für die Genesung des Patienten wäre. Und dennoch ist von zuständiger Seite bis jetzt zur Beseitigung dieser offenbaren Kalamität noch nichts geschehen!!!*⁵



*Die Neuschutter beim
Spital und am Roß-
platz. Gemälde von
W. Wickertsheimer.*

*rechts:
„Klein-Venedig“
in Lahr*



*unten:
Die Neuschutter im
Bereich der Bandagen-
fabrik Heinrich Caroli.*



Einmal im Jahr ließ man den Kanal trockenfallen, um ihn zu reinigen. In diesen vier Tagen steigerte sich die Geruchsbelästigung zu einem Höhepunkt. Man war erleichtert, wenn wieder geflutet wurde. Dann war der Gewerbekanal, wie ein Redakteur schrieb, *auf ein weiteres Jahr das finstere Grab von Fabrik-, Haus- und Küchenabfällen, der schnelle Versteck aller Scherben.*⁶

Bekanntmachung.

Die Reinigung des Gewerbescanals, der Schutter
z. c. betreffend.

Der Gewerbescanal wird vom Montag, den 25. d. Mts., an auf eine Woche abgelassen; hievon werden die Werkbesitzer zur Vorbereitung etwaiger Reparaturen in Kenntniß gesetzt.

Zugleich werden dieselben und die übrigen Anstößer aufgefordert, den Canal in dieser Zeit gründlich von Schlamm, Schutt und dergl. reinigen zu lassen; auch **die Schutter und sonstigen Bäche und Abzugsgräben** sind vom 25. d. ab **innen längstens 1 Woche** von Gras, Schlamm und sonstigem Unrathe reinigen zu lassen, dem Schutterbette muß überall eine Breite von 5,7 Meter gegeben und das Ufer schräg abgestochen werden.

Die zur Reinigung des Gewerbescanals, der Schutter z. c. nöthigen Arbeiten, welche nicht, oder nicht gehörig gefertigt werden, würden auf Kosten der Säumigen von hier aus angeordnet.

La hr, den 11. Juni 1877. 21

Das Bürgermeisterramt.
Fl ü g e Weiß, Polizei-Commissär.

Ankündigung in der
Lahrer Zeitung vom
12.06.1877

Im Sommer 1911 reklamierten einige Bürger, dass Abfälle verschiedenster Art einfach in den Kanal geworfen würden: Gurken und andere Gartengewächse, tote Tiere, Hunde, Katzen würden an den vor den Stellfallen angebrachten Rechen in solcher Masse anlanden, dass sie kaum *auszuschöpfen* seien.⁷

1912 verlegte die Betonbaufirma Ernst Schwarz ein Stück des „Gewerbekanal“ wegen des Neubaus des Lahrer Gymnasiums (heute Musikschule) am früheren Standort der Tiergartenmühle. Das alte Bett wurde abgedeckt, dann aufgefüllt und der entstandene Platz planiert.⁸

Im September 1913 wird von aufsteigenden ekelhaften Düften gesprochen, die vor allem an Montagen aufstiegen. Es müsse doch möglich sein, die Ursache der Verschmutzung und Mittel und Wege ihrer Beseitigung zu finden.⁹

Im Oktober 1913 schrieb eine Tageszeitung: *Der dem Gewerbekanal ent-*

*steigende bestialische Gestank hat sich heute früh wieder in so aufdringlicher Weise bemerkbar gemacht, daß diejenigen, die gezwungen sind, sich in diesem Dunstkreis aufzuhalten, leicht von Übelkeit befallen werden. Wenn hier eine Epidemie ausbrechen würde (Typhus oder dergl.), wäre dieser Gestank der Ausbreitung einer solchen Krankheit wahrscheinlich förderlich. Wer trägt dann die Verantwortung?*¹⁰

Im Juli 1921 richtete die Belegschaft der Firma Moritz Schauenburg an den Firmenchef die dringende Bitte, bei der Stadtverwaltung Schritte zur Beseitigung des dem Gewerbekanal entströmenden furchtbaren Gestankes zu unternehmen, da sie mit Rücksicht auf ihre Gesundheit nicht gewillt seien, in einer derartig verpesteten Luft zu arbeiten. Moritz Schauenburg wandte sich daraufhin an den *verehrlichen Stadtrat* und bat um Abstellung des *pestilenzartigen Gestanks*. Er erklärte gleichzeitig, dass er für einen ihm durch Niederlegung der Arbeit entstehenden Schaden die verantwortliche Stelle haftbar machen müsste.¹¹

Die Belästigung durch Gestank und Schmutz hatten im Sommer 1927 ein derartiges Ausmaß angenommen, dass eine von 300 Bürgern unterzeichnete Eingabe dem Bezirksamt überbracht wurde mit der Bitte, sie dem Minister des Inneren, dem Landeskommissär in Freiburg, dem Landesgesundheitsamt und dem Gewerbeaufsichtsamt zuzuleiten. Die Unterzeichner vertraten die Auffassung, dass es im Interesse der Lahrer Bevölkerung, aber auch der Menschen in den abwärts der Schutter liegenden Ortschaften sei, dass die Sanierung des Kanals schnell in Angriff genommen werde. Mancher Erwerbslose könne dadurch Arbeit finden.¹²

1941 beriet das Lahrer Ratskollegium über eine endgültige Lösung, nachdem das Projekt wegen der schlechten finanziellen Situation der Stadt jahrelang hatte aufgeschoben werden müssen. Man kam überein, den Kanal beim Feuerwehrmättle (heute Max-Planck-Gymnasium), wo er der Altschutter am nächsten kam, überzuleiten, da an dieser Stelle nur ein verhältnismäßig kurzer Durchstich von etwa 80 Metern Länge erforderlich war. Von da an sollte in Richtung Westen der Restkanal zugeschüttet werden. Hierzu waren aber umfangreiche Vorarbeiten erforderlich, wie zum Beispiel die Verlängerung der Regenauslässe und die Beseitigung alter Dohlen und Rohrleitungen. Außerdem mussten Wassernutzungsrechte abgefunden werden. Die



*Problemlösung oder
das Ende eines Idylls.
Der Gewerbekanal
im Bereich zwischen
Roßplatz und Markt-
straße vor und nach
der Zuschüttung.*





*Reste der Neuschutter
von der Willy-Brandt-
Straße aus betrachtet.*

*Reste der Neuschutter
an der Klostermatte.*

Fotos: Walter Caroli

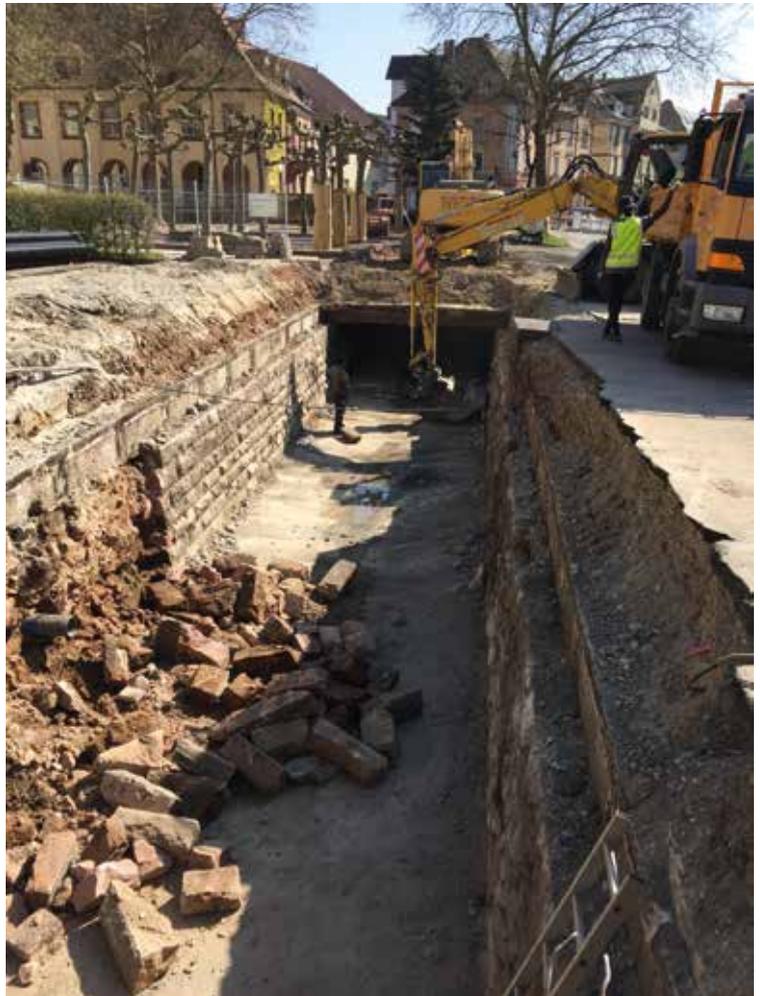


Gesamtkosten wurden auf rund 280.000 Reichsmark berechnet.¹³ Dann verschärfte sich der Weltkrieg, und das Projekt musste aufgeschoben werden.

Im Oberbürgermeister-Wahlkampf des Jahres 1961 spielte das Thema „Gewerbekanal“ eine zentrale Rolle. Kandidat Dr. Philipp Brucker schrieb sich die Beseitigung dieses Missstands auf die Fahne.¹⁴ Der dann neugewählte Oberbürgermeister Brucker verkündete in seiner Haushaltsrede im Januar 1963, die Beseitigung des Kanals sei für ihn keine Prestigefrage, sondern eine zwingende hygienische und volksgesundheitliche Notwendigkeit. So wichtig wie der Bau von Schulen, Sport- und Erholungsanlagen sei für ihn die Beseitigung von Ratten, Ungeziefer und Gestank in einem Gebiet, in dem viele Bürger wohnten und arbeiteten.¹⁵ Bezeichnungen wie „schwimmender Müllwagen“, „Drecklache“, „übelriechendes Miniaturgebilde eines Canale Grande“ machten damals in der Bevölkerung die Runde. Bei der Stadt wurde ein Sonderkonto „Spenden für die Beseitigung des Gewerbekanals“ eingerichtet.

Das Thema „Gewerbekanal“ hatte 1963 derartig Fahrt aufgenommen, dass sich der „Lahrer Anzeiger“ in seiner Kolumne „Von Woche zu Woche“ zu einer Klarstellung bemüßigt sah: Wer das Thema aufgreife, so die Zeitung, werde je nach seinen Anschauungen und seinen Partnern als Freund oder Opponent des Oberbürgermeisters

*Das 1912 verlegte
Teilstück der Neuschutter
vor der Musikschule
bei Instandsetzungen
im Jahr 2020.*



angesehen. Der Grund sei darin zu suchen, dass Dr. Brucker dieses Problem in der aggressiven Luft des Wahlkampfes sehr hochgespielt habe, sodass von weiten Kreisen der Bevölkerung das Bestehenbleiben oder Verschwinden des Kanals gleichsam als Prüfstein für seine Bewährung auf dem Oberbürgermeisterstuhl bewertet werde. Dieses Problem sei aber zu ernst, um es nur aus dieser Perspektive zu betrachten. Es stehe bei der Lösung dieses Problems in erster Linie das Prestige der Stadt auf dem Spiel.¹⁶

Der Zeitgeist der 1960er-Jahre verhinderte alternative Überlegungen. Offensichtlich kam niemand auf den Gedanken, im Sinne eines gründlichen Umweltschutzes den Schmutzverursachern das Handwerk zu legen, die Neuschutter aber zu belassen und als historischen Bestandteil der Stadt zu würdigen. Im Dezember 1966 vergab der Lahrer Gemeinderat die Arbeiten für den ersten Bauabschnitt der Kanalbeseitigung vom Max-Planck-Gymnasium bis zur Schillerstraße. Für die Gesamtmaßnahme berechnete man einen Kostenaufwand von 600.000 DM.¹⁷ Zuallererst wurde der Kanal unterirdisch quer über den Platz westlich des Max-Planck-Gymnasiums und durch einen Teil des Gartens der Kindertagesstätte zur Schutter abgeleitet. Dabei wurden Rohre von einem Meter Durchmesser ver-

*Die Pferdeschwemme
im Bärenplatz (heute
Doler Platz)*





legt. Zu Beginn der Arbeiten war der Kanal abgeschlagen, was zu einem letzten Höhepunkt der Geruchsbelästigung führte.¹⁸ Im Zuge der Maßnahmen wurden auch die Brücken in der Schützenstraße, in der Bismarckstraße, in der Marktstraße und in der Schillerstraße abgebrochen.¹⁹ Ob dazu die Meinung von Historikern eingeholt wurde, darf bezweifelt werden.

Noch vorhandene oberirdische Strecken der Neuschutter heute.

Historische Funde erweckten keinerlei Bedenken: So schrieb die „Lahrer Zeitung“: *Es war im Jahr 1754, als der Fürst von Nassau das ganze Lahrer Schloss für 2000 Gulden an die Stadt verkaufte mit der Einschränkung, dass der Storchenturm als Gefängnis stehenbleiben solle. Die Jahreszahl 1754 befindet sich auch auf einem Wappen an der Gewerbekanalseite der Kunsthandlung Wild; es ist mit einem Gerberzeichen geschmückt. Hier, wo einst der Pferdestall des Schlosses gestanden hatte, wurde also noch im Jahr des Besitzwechsels das Gebäude auf die Mauer des Mühlkanals gesetzt. Auch gegenüber, an der Zehntscheuer, sind die Bossensteine mit ihren Rustika-Wülsten ringsum deutlich zu sehen. Ein interessanter kulturgeschichtlicher Fund wurde übrigens bei den Baggerarbeiten gemacht: ans Tageslicht kam eine Brennschere – nicht für eitle Damen, sondern für schmucke Pferde. Inzwischen hat die Planierraupe die Fundstelle zugedeckt.*²⁰

Die zugeschütteten Bereiche der Neuschutter lassen sich in der Innenstadt noch an einigen Stellen erkennen, wie beispielsweise am Rosspatz oder im Bereich der Stadtmühle.

Der heutige Wasserverlauf der früheren Neuschutter ist teilweise kanalisiert und teilweise noch offen. Er beginnt nach der Stellfalle in

der Geroldsecker Vorstadt, westlich vom Walkenbuck, und endet auf der Höhe der Kindertagesstätte in der Max-Planck-Straße mit der Einleitung in die Altschutter. Drei offene Bereiche erinnern an die jahrhundertelange Tradition dieses Lahrer Gewässers. Sie könnten noch weiter renaturiert werden und verdienen eine Informationstafel.

Anmerkungen

¹ Vgl. WALTER CAROLI, *Der Wickertsheimer Weg. Gemalte Stationen Lahrer Geschichte*, Lahr 2017, S. 67.

² JOHANN JAKOB REINHARD, *Pragmatische Geschichte des Hauses Geroldseck, Urkunde V*, Frankfurt und Leipzig 1766.

³ 211 Nr. 198, *Generallandesarchiv Karlsruhe*.

⁴ Vgl. EMIL ELL, *Lahr und Seelbach im Zank um die „Silberschutter“*, in: *Der Altvater* 20/1977, S. 77 f.

⁵ *Lahrer Zeitung*, 28. September 1884.

⁶ *Lahrer Zeitung*, 10. Juli 1886.

⁷ *Lahrer Zeitung*, 23. August 1911.

⁸ *Lahrer Zeitung*, 23. Juni 1912; 235 Nr. 14580, *Generallandesarchiv Karlsruhe*.

⁹ *Lahrer Zeitung*, 29. September 1913.

¹⁰ *Lahrer Zeitung*, 3. Oktober 1913.

¹¹ *Stadtarchiv Lahr*, Lahr II Nr. 229/14.

¹² *Lahrer Zeitung*, 4. August 1927.

¹³ *Lahrer Zeitung*, 28. März 1941.

¹⁴ *Lahrer Zeitung*, 11. Oktober 1961.

¹⁵ Vgl. *Lahrer Zeitung*, 15. Januar 1963.

¹⁶ *Lahrer Anzeiger*, 26. Oktober 1963.

¹⁷ Vgl. *Lahrer Zeitung*, 21. Dezember 1966.

¹⁸ Vgl. *Lahrer Anzeiger*, 9. Februar 1967.

¹⁹ Vgl. *Lahrer Anzeiger*, 30. März 1967.

²⁰ *Lahrer Zeitung*, 11. Mai 1967.

Paradiese aus zweiter Hand – Bedrohte Streuobstwiesen im Ried

Von Brigitte Mundinger

Sonntagsausflug im Frühling im Ried. Wir radeln durch die topfebene Landschaft und erfreuen uns an den blühenden Obstbäumen, die verstreut oder gruppiert in der Landschaft stehen. Darunter Wiesen mit gelben Farbtupfern aus Löwenzahn. Diese gruppierten Obstbäume auf Wiesen sind vielen von uns heute als Streuobstwiesen bekannt. Wäre es möglich durch die Zeit zu reisen, dann würden wir vor 100 Jahren noch viel mehr von diesen Obstbäumen sehen. Würden wir 30 Jahre in die Zukunft reisen, vielleicht gar keine mehr. Das sagen uns Zahlen aus den 1930er Jahren und heutige Prognosen für das Jahr 2050, wenn der Rückgang der Streuobstwiesen im gleichen Tempo weitergeht, wie seit Mitte des letzten Jahrhunderts.

*Blühende Obstbäume
auf einer Streuobstwiese
bei Allmannsweier.
Aufnahme: Mundinger*

Vielen von uns ist es nicht bewusst, dass die Gesamtfläche der Streuobstwiesen seit den 1950er-Jahren drastisch zurückging. Ein Prozess, der immer noch in vollem Gange ist. Denn nur wenn man genauer hinschaut, sieht man, dass einige dieser Baumgruppen bereits recht lückig sind, dass Bäume zerzaust und ungepflegt aussehen, und die Flächen zum Teil verbuschen. Und nur wenn man eine Region gut kennt, bemerkt man auch, wenn Streuobstwiesen wieder einmal neuen Häusern weichen mussten.



In Baden-Württemberg sind die Streuobstwiesen in der Roten Liste der Biotoptypen bereits 2010 als gefährdet eingestuft. 1965 gab es noch 18 Millionen Streuobstbäume im Land, eine Studie der Universität Hohenheim aus dem Jahr 2020 ergibt noch etwa 7,1 Millionen.¹ Das ist ein Rückgang von weit über die Hälfte in 40 Jahren.

Mit dem Rückgang verschwindet auch schleichend ein prägendes Element unserer Kulturlandschaft, mit vielen lokal angepassten Obstsorten sowie ein regional unterschiedlich strukturierter, vielfältiger Lebensraum für in Mitteleuropa geschätzt 5000 Pflanzen- und Tierarten, die teilweise auf der Roten Liste als gefährdet oder vom Aussterben bedroht eingestuft sind.² In Sachsen-Anhalt wurden in einer Studie auf 10 Streuobstwiesen 3.627 Pflanzen-, Tier-, Pilz- und Flechtenarten nachgewiesen. Davon sind 200 in Deutschland streng geschützt.³

Es ist jedoch noch nicht zu spät. Streuobstwiesen prägen auch heute noch die Landschaft des Rieds und der angrenzenden Vorberge. In Baden-Württemberg befinden sich zur Zeit noch die größten zusammenhängenden Streuobstbestände Europas. Und bezogen auf Deutschland gilt: Nahezu jeder zweite Streuobstbaum steht hier im Südwesten.⁴

Aus diesem Grund hat das Land Baden-Württemberg eine besondere Verantwortung für den Schutz dieses Landschaftselements. Dies wurde erkannt. 2015 wurde mit der Streuobstkonzeption⁵ und 2020 mit dem sogenannten „Biodiversitätsstärkungsgesetz“⁶ Pfeiler zum Erhalt und Ausbau von Streuobstwiesen gesetzt. Seit Anfang des Jahres 2021 stehen Streuobstwiesen zudem auf der UNESCO-Liste als „Immaterielles Kulturerbe“.⁷ Der Schutz und Erhalt von Streuobstwiesen ist dementsprechend ein Mosaikstein im Bemühen, die ökologischen Funktionen von Landschaft und die biologische Vielfalt auch in Deutschland zu stabilisieren und damit das rasante Artensterben aufzuhalten.

Es stellen sich in diesem Kontext viele interessante Fragen. Was macht Streuobstwiesen eigentlich so wertvoll? Welche Faktoren spielten vorwiegend in der Vergangenheit für die Zu- und Abnahme dieses Landschaftselements eine Rolle? Und sind sie noch zu retten? Diesen Fragen soll im Weiteren auch in Bezug auf unsere Region nachgegangen werden, illustriert mit Zahlen, Bildern und Beobachtungen aus Allmannsweier und den umliegenden Gemeinden.

Was sind Streuobstwiesen?

Streuobstwiesen sind gekennzeichnet durch locker, oft in Reihen gepflanzte unterschiedliche Arten von vorwiegend großkronigen Hochstamm-, zum Teil auch Halbstammobstbäumen.⁸ Darunter sind im Ried und in den Vorbergen vor allem Wiesen.⁹ Sowohl die Wiesen als auch die Obstbäume werden zumeist extensiv genutzt, das heißt das Gras auf Streuobstwiesen wird nur ein- bis zweimal im Jahr gemäht, es werden in der Regel keine Pestizide verwendet und das Obst wird von Hand geerntet.

Auf Streuobstwiesen stehen in der Regel 80 bis 120 Bäume pro Hektar. Im Vergleich dazu stehen auf für den Markt produzierenden Obstbaumplantagen bis zu 3.500 Bäume pro Hektar, mit nur einigen wenigen Obstsorten. Auf Intensiv-Obstbaumanlagen werden im konventionellen Anbau sowohl Unterwuchs als auch die Früchte selbst mit Pestiziden behandelt. Während auf Obstbaumplantagen eher Bäume gleichen Alters stehen, findet man auf vielen Streuobstwiesen altersgemischte Bestände sowie verschiedene Obstbaumarten mit vielfältigen, regional angepassten Obstsorten, die differenziert verwendet und verarbeitet werden können.¹⁰ Bis zu 20.000¹¹ verschiedene Apfelsorten gibt es laut der Bundesanstalt für Ernährung und Landwirtschaft noch weltweit, in Deutschland zwischen 1.600 und 2.000. Für den Markt werden in Deutschland im Intensivobstbau etwa mengenmäßig bedeutsame 30 Sorten angebaut.¹² Einige Beispiele von alten Apfelsorten, die man auch bei uns im Ried findet:

Der „Gravensteiner“¹³, ein Sommerapfel, der zwar nicht gut lagerfähig ist, der sich aber aufgrund seines guten Geschmacks zum direkten Verzehr eignet, und auch zu Apfelmus, getrockneten Äpfeln, Apfelsaft oder Obstbranntwein verarbeitet werden kann; der „Jakob Lebel“¹⁴, der nur bedingt lagerfähig ist, und zum Backen oder Mosten verwendet wird, oder Äpfel wie der „Ottenheimer Sämling“ oder der „Dundenheimer Schätzler“, die vom Namen her schon auf die regionale Herkunft verweisen.

Im Folgenden die Auflistung einer Ottenheimer Fruchtsaftkellerei von ausgewählten Apfelsorten, die auf hiesigen Streuobstwiesen wachsen, und deren ungefähre Erntezeitpunkt:

Ananasrenette	ab Mitte Oktober
Berlepsch, Freiherr von Berlepsch	ab Mitte Oktober
Bittenfelder	ab Ende Oktober
Bohnapfel	ab Ende Oktober
Boskoop, Schöner von Boskoop	ab Anfang Oktober
Brettacher	ab Mitte Oktober
Champagner Renette	ab Mitte Oktober
Charlamowsky	ab Saisonbeginn
Cox Orange	ab Anfang September
Danziger Kantapfel	ab Anfang Oktober
Dülmener Herbstrosenapfel	ab Anfang September
Dundenheimer Schätzler	ab Ende Oktober
Fleiner, Kleiner Fleiner	ab Mitte Oktober
Freiherr von Berlepsch, Berlepsch	ab Mitte Oktober
Geheimrat Dr. Oldenburg	ab Mitte September
Graue Herbstrenette	ab Mitte September
Gravensteiner	ab Saisonbeginn
Jakob Fischer	ab Anfang September
Jakob Lebel	ab Mitte September
Jonathan	ab Mitte September
Kaiser Wilhelm	ab Anfang Oktober
Kardinal Bea	ab Mitte September
Klarapfel	ab Saisonbeginn
Kleiner Fleiner, Fleiner	ab Mitte Oktober
Landesberger Renette	ab Anfang Oktober
Luikenapfel	ab Mitte September
Maunzenapfel	ab Mitte Oktober
Minister von Hammerstein	ab Mitte Oktober
Ontarioapfel	ab Mitte Oktober
Ottenheimer Sämling	ab Ende Oktober
Rheinisch Schafsnase	ab Anfang Oktober
Rote Sternrenette, Sternrenette	ab Anfang Oktober
Schafsnase, Rheinisch Schafsnase	ab Anfang Oktober
Sternrenette, Rote Sternrenette	ab Anfang Oktober
Transparent von Croncels	ab Anfang September
Winterrambur	ab Ende Oktober
Zuccalmaglio	ab Mitte Oktober

Quelle: <https://www.fuerle.de/erntezeitpunkt.html>

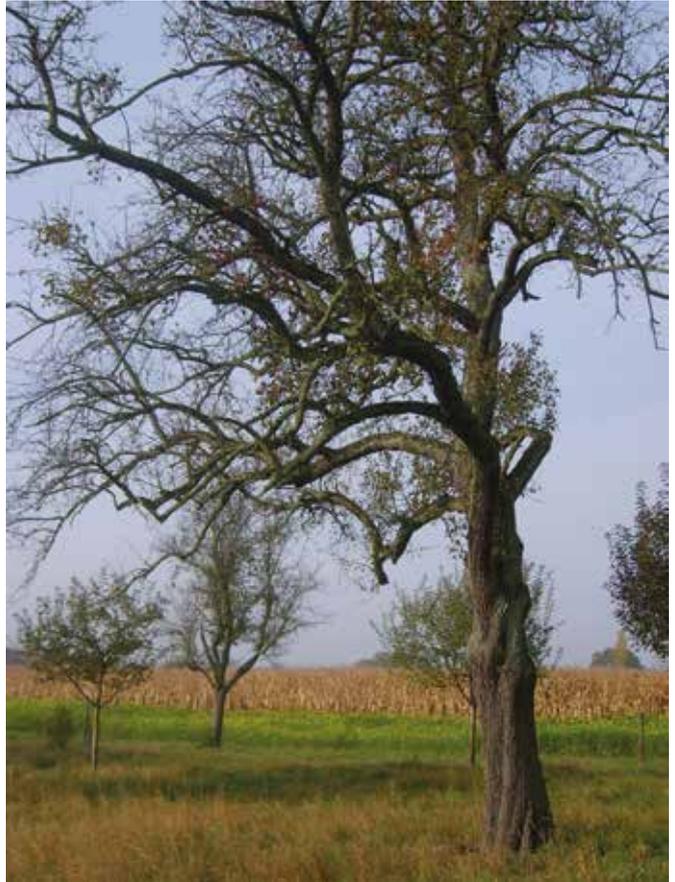
Die großen Birnbäume, die man in der südlichen Ortenau immer weniger in der Landschaft sieht, die großen Kirschbäume, die Zwetschgen- und Mirabellenbäume lieferten vor allem Obst für die Schnapsbrennerei. Auch viele regionale Schnäpse werden heute noch aus dem Obst der Streuobstbäume gebrannt.

Vielfalt im Geheimen: Was macht die Streuobstwiese so wertvoll?

Die Lage ist ernst. Niemand kann eigentlich mehr das rasante Artensterben weltweit, und auch im Südwesten Deutschlands ignorieren. Insektensterben, Rückgang der Vögel in der Agrarlandschaft sind nur einige Fakten. Manche Wissenschaftler sprechen aufgrund des rasanten Verlusts der Artenvielfalt global vom „6. Massensterben“, das im Unterschied zu den vorherigen Artensterben in der Erdgeschichte menschengemacht ist. Und es ist klar: Die Abnahme und das Verschwinden vieler Arten hängt zu einem großen Teil mit der Zerstörung ihrer Lebensräume zusammen.

Im Ried sind es keinesfalls die allgegenwärtigen monotonen und mit Pestiziden behandelten Mais-, Raps- und Getreideäcker, die einen letzten naturnahen Rückzugsraum für Tiere und Pflanzen bieten, sondern es sind im Offenland Strukturen, wie Hecken, Blühflächen oder Streuobstwiesen. Aber wie kommt es eigentlich zu der Zahl von etwa 5000 Tier- und Pflanzenarten, die mit den Streuobstwiesen in Verbindung gebracht werden?

Die Artenvielfalt ergibt sich aus der Struktur der Streuobstwiese und einer Vielzahl von unterschiedlichen Faktoren, die zu vielfältigen Ausprägungen führen. Die Bäume und Wiesen befinden sich auf unterschiedlichen Böden, an unterschiedlichen Standorten und sind



Ein alter Birnbaum im Jahre 2017 am Rand einer Streuobstwiese bei Allmannsweier.

Aufnahme: Mundinger

unterschiedlichen klimatischen Bedingungen ausgesetzt. Nur ein geringer Anteil der Arten, die mit Streuobstwiesen assoziiert werden, sind direkt auf Streuobstwiesen spezialisiert, sondern es handelt sich um Arten, die auch außerhalb Böden, Grünland, Äcker und Gehölze besiedeln.¹⁵

Beim Anblick von reich und bunt blühenden Wiesen, auf denen es summt und brummt, fällt auch einem Laien die Artenvielfalt sofort ins Auge. Um die große Vielfalt der oft im Verborgenen lebenden Tierarten zu entdecken, muss man schon genauer hinschauen oder hinhören und sich auf das differenzierte Wissen von Fachleuten verlassen. Die Internetplattform Ornitho.de gibt beispielsweise auch lokal einen guten Überblick über die Vielfalt der Vogelarten, die übers Jahr hinweg in unserer Region beobachtet werden, die für die meisten von uns jedoch unbemerkt bleiben.

Hohe Artenvielfalt gibt es vor allem in vielfältig strukturierten Lebensräumen. Dies kann die Streuobstwiese bieten. Sie ist in sich ein Ökosystem, das durch das Zusammenspiel zweier unterschiedlicher Biotoptypen entsteht. „Offenland“ (die Wiese), und „Gehölze“ (die Obstbäume). Der Artenreichtum auf Streuobstwiesen entsteht jedoch auch durch eine enge Verzahnung von Streuobstwiese und Umland. Streuobstwiesen bieten Nahrung, Brut- und Rastmöglichkeiten sowie Überwinterungsgebiete sowohl für sesshafte als auch wandernde Arten. Allein können sie aber für Tiere mit größerem Bewegungsradius keine Rundumversorgung bieten. Streuobstwiesen sind im größeren Maßstab deshalb wichtig als Bindeglied im landesweiten Biotopverbund. Als „Trittsteine“ ermöglichen sie den genetischen Austausch von Arten.¹⁶

Die Wiese im Ried als Refugium für Flora und Fauna

Wer als Kind in den 1960er Jahren im Ried aufgewachsen ist, konnte auf den Streuobstwiesen in Dorfnähe üppig bunte Sträuße mit Margeriten pflücken. Dies war schon in den 1990er Jahren nicht mehr möglich, und auch heute findet man keine Margeriten in den Wiesen mehr.

Die Wiesen des Rieds, die wir heutzutage vor allem noch unter Obstbäumen finden, gehören überwiegend zu dem in Tallagen vorkommenden vielfältig ausgeprägten Lebensraumtyp „Glatthaferwiesen“. Diese landwirtschaftlich ertragreichen Wiesen waren in den 1950er

Jahren noch weit verbreitet. Sie sind mehr oder weniger blütenreich, je nachdem ob oder wie stark sie gedüngt werden und sofern die erste Mahd ökologisch sinnvoll erst nach der Hauptblütezeit der Gräser erfolgt. Glatthaferwiesen haben unterschiedliche Stockwerke, in denen Pflanzen unterschiedlicher Höhe wachsen. Und auch hier gilt: Je besser die Stockwerke in einer Wiese ausgeprägt sind, desto mehr Tieren und Pflanzen bietet die Wiese Lebensraum.

Das obere Stockwerk bilden etwa 150 cm hohe Süßgräser, wie der Glatthafer (*Arrhenatherium elatius*), der Namensgeber dieses Wiesentyps, daneben das auch für den Laien gut erkennbare Knäuelgras oder Knäuelgras (*Dactylis glomerata*), um nur zwei der typischen Gräser zu nennen. Außerdem kann man im oberen Stockwerk auch hochwachsende Blütenpflanzen sehen, wie der weiß blühende Doldeblütler Wiesen-Bärenklau (*Heracleum sphondylium*), mit seinen bärentatzenartigen Blättern, oder der Wiesen-Pippau (*Crepis biennis*), dessen Blüten auf verzweigten Stängeln sitzen und an die Blüten

Mosaik von Licht und Schatten auf einer Streuobstwiese im Umland von Allmannsweier. Im Unterwuchs eine Glatthaferwiese, vereinzelt lila Storchnabel und gelber Wiesen-Pippau.
Aufnahme: Mundinger



des Löwenzahns erinnern. Ob eine Wiese eine bunte Blütenpracht ausbilden kann, entscheidet sich jedoch in der krautigen Unter- oder Mittelschicht. Denn diese Pflanzen können sich nur auf wenig gedüngten Wiesen gegen die von Düngung profitierenden schnellwüchsigen Arten in der Oberschicht durchsetzen. Kennzeichnende Arten für die Mittelschicht sind beispielsweise die bereits erwähnte Wiesen-Margarite (*Leucanthemum vulgare* agg.), oder die allesamt in Lilatönen blühende Wiesen-Witwenblume (*Knautia arvensis*), die Wiesen-Glockenblume (*Campanula patula*) oder der Wiesen-Storchenschnabel (*Geranium pratense*).¹⁷

Geht man heute in Allmannsweier im Frühsommer durch die Streuobstwiesen im Westen des Dorfes, dann sieht man vor allem die Gräser und Pflanzen der Oberschicht. Die bunt blühenden Vertreterinnen der mittleren Schicht, sieht man, wenn überhaupt, dann nur vereinzelt. Und das obwohl heute unter den Streuobstwiesen in diesem Bereich offensichtlich nicht mehr gedüngt und oft ein später erster Mahdzeitpunkt gewählt wird. Allerdings kann die „Ausmagerung“ einer vorher jahrelang gedüngten Wiese viele Jahre dauern, zumal auch gleichzeitig kontinuierlich wie Dünger wirkende Schadstoffe aus der Luft eingetragen werden. Flachland-Mähwiesen, wie die Glatthaferwiese, sind landesweit teilweise auch als Mosaiksteine ins europäische Schutzgebietsnetz Natura 2000 integriert und dann dementsprechend geschützt.

Die Obstbäume im Ried: Ein wichtiger Lebensraum für Tiere und Pflanzen

Auf Streuobstwiesen kommen in der Regel Obstbäume verschiedener Arten und Sorten in unterschiedlichen Altersstadien vor. Sie schaffen zusammen mit den Wiesen in der Unterschicht ein vielgliedriges Mosaik von unterschiedlich besonnten und beschatteten Lebensräumen für viele Tier- und Pflanzenarten.

Es sind vor allem die Kern- und Steinobstarten, deren Rinden, Blüten und Früchte von vielen holz-, laub- und fruchtfressenden, aber auch nektarsammelnden Insekten als Wirtspflanzen genutzt werden. Alte abgestorbene Bäume oder Äste bereichern zudem die Struktur für totholzbewohnende und totholzzersetzende Insekten und Pilze und bieten beispielsweise für Tiere wie Wildbienen und Käfer einen Lebensraum. Der Körnerbock (*Megopis scabricornis*) ist eine an Bäume gebundene Käferart, die im Oberrheingebiet ihren

deutschlandweiten Verbreitungsschwerpunkt hat. Dieser Käfer ist vom Aussterben bedroht und deshalb streng geschützt. Bei der Planung des Baugebiets „Pfuhl“ in Allmannsweier, einer innerörtlichen Fläche mit Streuobstwiesen, wurde das Vorkommen dieses Käfers dokumentiert und noch größere Vorkommen in den umliegenden Streuobstbeständen vermutet.¹⁸ Viele der auf den Streuobstwiesen vorkommenden Insekten und Spinnen sind auch im Nahrungsnetz die Grundlage für die Nahrung anderer Tiere, wie beispielsweise für Reptilien, Kleinsäuger oder Vögel. Für die Vögel bieten Streuobstwiesen viele ökologische Nischen. Einen besonderen Wert für den Naturschutz haben ältere Hochstammobstbäume, in denen Buntspechte zahlreiche Höhlen anlegen, bevor sie sich für eine entscheiden. Die unbesetzten Höhlen dienen dann vielen anderen höhlenbewohnenden Vögeln, wie Staren, Meisen oder dem selteneren Gartenrotschwanz, aber auch Fledermäusen oder Kleinsäufern als Brut- oder Überwinterungsplatz. Welchen wichtigen Beitrag die im Westen von Allmannsweier noch bestehenden Streuobstwiesen zur Artenvielfalt leisten, kann man an den zirka 60 Vogelarten ersehen, die seit 2014 dort als Nahrung suchende, brütende oder rastende Vögel gehört und gesichtet wurden.¹⁹

In den letzten Jahrzehnten wurde immer deutlicher wie abhängig unsere Gesellschaften auch von Leistungen der Ökosysteme sind. Auch Streuobstwiesen erbringen Ökosystemleistungen, von denen die umliegenden Felder und auch die Wohnbebauung profitieren. Durch die extensive Bewirtschaftung wird beispielsweise die Bodenfruchtbarkeit gefördert, aufgrund der dort vorkommenden vielfältigen Arten werden Schädlinge dezimiert oder ein Lebensraum für Bestäuber geboten. Die Bäume und die darunter wachsenden Wiesen sind Kohlenstoffsenken, schützen vor Erosion und haben eine ausgleichende Wirkung auf das Mikroklima der Umgebung.

Der Rückgang der Streuobstwiesen: Ein Aderlass für die Kulturlandschaft

Streuobstwiesen sind ein durch das Wirtschaften des Menschen entstandenes Element unserer Kulturlandschaft, das die umwälzenden gesellschaftlichen Veränderungen in den letzten 200 Jahren in der Landschaft überdauert hat.

Das Pflanzen von Obstbäumen in größeren Verbänden wurde bereits im 16./17. Jahrhundert, damals von den Landesherren, gefördert. Gezielter Anbau von Hochstammobstbäumen kam in größeren Umfang

erst ab dem 18. Jahrhundert auf und wurde zum Teil auch staatlich, wie beispielsweise in Württemberg, entlang von Wegen und Straßen gefördert. Ab Mitte des 19. Jahrhunderts begann vor allem in klimatisch günstigen Lagen marktorientierter Obstanbau und wurde als Intensivierung im Anbau zur Verbesserung der Ertragssituation und Ernährung der Bevölkerung angesehen. In den Tälern des Schwarzwalds, wie auch beispielsweise im Schuttertal, wurden für andere Nutzungen ungeeignete Flächen extensiv durch die Anpflanzung von Hochstammobstbäumen genutzt. Ihre Früchte dienten vor allem zur Nahrungsergänzung in der Subsistenzwirtschaft, meist mit Gras als Unterwuchs für die Schweine.²⁰ Im Zusammenhang mit der Pflege von Streuobstbäumen anfallende Arbeiten, wie Ernten, Früchte verarbeiten, Bäume schneiden, konnten in den Zeiten zwischen der Arbeit auf dem Feld erledigt werden.²¹ Auf dem Höhepunkt der Ausdehnung von Streuobstwiesen in Deutschland, um 1930, waren über 6.000 Obstsorten entstanden, davon mindestens 2.700 Apfel-, 800 Birnen-, 400 Süßkirschen- und ebenso viele Pflaumensorten.²²

Für das Jahr 1933 gibt es zur Verbreitung von Streuobstbäumen auch Zahlen aus den Gemeinden im Ried und in den Vorbergen der südlichen Ortenau. Mit 1410 ertragfähigen Obstbäumen pro Hektar entsprach der Bestand in etwa dem Landesdurchschnitt in Baden (1.500). In den Vorbergen waren Friesenheim und Dinglingen die Gemeinden mit der höchsten Zahl ertragfähiger Bäume. Im Ried lagen große Obstbaumbestände vor allem in den Gemeinden Allmannsweier, Nonnenweier, Ottenheim und Ichenheim. Auf 100 Hektar landwirtschaftlich genutzter Fläche hatte hingegen (Alt-) Langenwinkel mit 3.180 den dichtesten Baumbestand, gefolgt von Oberweier (2.120), Allmannsweier (1.840) sowie weiteren Gemeinden.²³ 10.215 Obstbäume wurden im Jahr 1933 beispielsweise in Allmannsweier gezählt, auf einer Gemarkung von 744 Hektar. Mehr als die Hälfte davon waren Apfelbäume (5.519).²⁴ Die andere Hälfte verteilte sich zum Großteil auf Pflaumen- und Zwetschgenbäume, Birnbäume und Kirschbäume, sowie in geringerem Umfang auch Mirabellen-, Reineclaude- und Nussbäume.²⁵

Der Anteil der verschiedenen Obstbaumarten war im Laufe der letzten 200 Jahre allerdings nicht immer gleich. Es kam im Kulturarartenspektrum der Obstbäume zwischen 1878 und 1965 zu einer Verschiebung. Die Zwetschge ging aufgrund des Rückgangs der privaten Schnapsbrennerei von ehemals 50% auf nunmehr 20 % zurück. Der Anteil der Äpfel verdoppelte sich im gleichen Zeitraum auf 50 % und

auch die Kirschen nahmen leicht zu.²⁶ Dies entspricht auch heute noch in etwa den Daten der Streuobsterhebung des Landes Baden-Württemberg aus dem Jahr 2005. Etwa die Hälfte sind Apfelbäume, ungefähr ein Viertel Kirschbäume, zwetschgenartige Bäume 14 %, Birnbäume 11 % und Walnussbäume 4 %.²⁷

Die Streuobstnutzung spielte bis Mitte des 20. Jahrhunderts in Baden für die Landwirtschaft noch eine wirtschaftliche Rolle. Danach nahm aus verschiedenen Gründen die Bedeutung dieser Nutzungsart immer mehr ab.

Rückgang des Streuobstanbaus nach dem 2. Weltkrieg

Landschaft ist dynamisch und unterliegt natürlichen Schwankungen, was die Verteilung von bestimmten Lebensräumen betrifft. Kritisch wird es, wenn die Abnahme so stark ist, dass Landschaftselemente aus ganzen Regionen verschwinden oder wenn absehbar ist, dass irgendwann nur noch Restflächen übrig bleiben.

Mit zunehmender Industrialisierung in der Landwirtschaft sowie durch geänderte gesellschaftliche Rahmenbedingungen verloren Streuobstwiesen ab Mitte des 20. Jahrhunderts an Bedeutung. Dies führte zu einem massiven Rückgang der Obstbäume in der Landschaft. Durch den Strukturwandel in der Landwirtschaft gab es immer mehr Nebenerwerbsbetriebe. Mangelnde Zeit und mangelndes Interesse an der Ernte sowie an der Pflege von Streuobstwiesen führten nach und nach dazu, dass auch das über die Jahrzehnte erworbene Wissen um die Pflege verloren ging. Hinzu kommt, dass sich die Ernährungsgewohnheiten der Menschen änderten. Im Schwarzwald ging der Most- und Schnapskonsum zurück, stattdessen wurden vermehrt Bier, Wein und nicht-alkoholische Getränke getrunken, und es wurde zunehmend lieber makelloses Obst aus Obstbaumplantagen gekauft.

Um den Strukturwandel in der Landwirtschaft abzufedern, wurden ab den 1950er Jahren von staatlicher Seite auch Flurbereinigungsmaßnahmen durchgeführt, damit eine rationellere Landbewirtschaftung möglich wurde. Maßnahmen, wie die Zusammenlegung von zersplittertem Grundbesitz, die Vergrößerung der Schläge und die Beseitigung von Landschaftselementen, wie Hecken oder auch Obstbäumen, veränderten vor allem in Realteilungsgebieten, wie dem Ried, die Kulturlandschaft maßgeblich.²⁸ Für die Rodung von alten Obstbäumen konnte man zwischen 1957 und 1975 von der damaligen EWG, dem Vorläufer der EU, Prämien erhalten.²⁹ Auch heu-



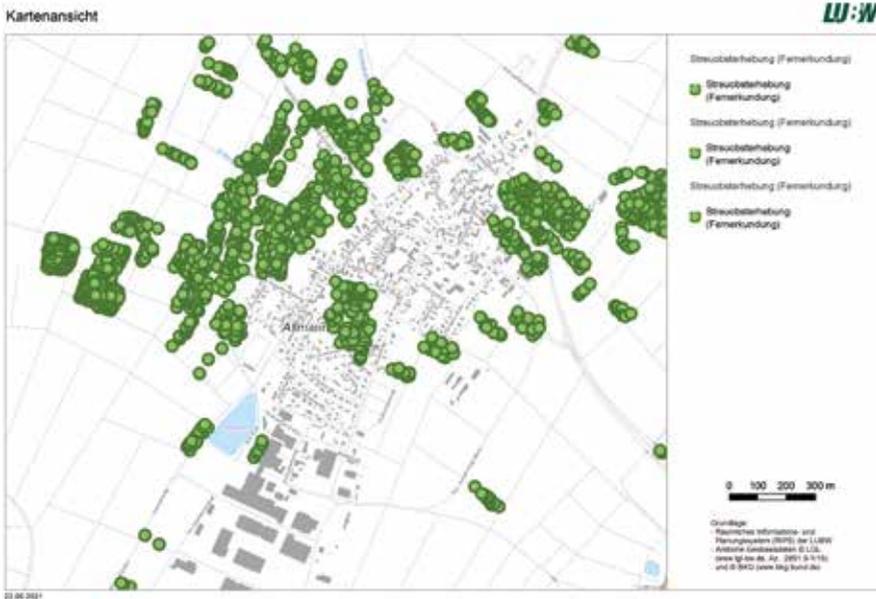
*Allmannsweier um
1960 in einem
Luftbild der französi-
schen Streitkräfte.
Quelle: StadtA Lahr
BildA VII-15-1*

te noch fallen Streuobstwiesen, die in Besitz von Landwirten sind, Intensivierungsmaßnahmen zum Opfer.

Streuobstwiesen wurden aber auch im Laufe der Jahrzehnte auch für den Ausbau von Straßen gerodet. Und weil Streuobstwiesen in der Regel wie ein Gürtel um die Dörfer angelegt waren, fiel ein großer Anteil in den 1960er Jahren der Ausweisung von Baugebieten zum Opfer. Diese Entwicklung dauert bis heute an.

Das ist auch in Allmannsweier zu sehen, wenn man ein Luftbild aus den 1960er Jahren mit den Ergebnissen der Streuobsterhebung von 2019 vergleicht.

Vor allem die Bebauung der Flächen im Osten des Dorfes, in den 1970er Jahren, aber auch spätere Bauplatzausweisungen im Westen, haben hier an den Rändern des Dorfes zur Rodung von Streuobstwiesen geführt. Die größte Ausdehnung von überbauter Fläche gab es allerdings vor einigen Jahrzehnten am Südrand des Dorfes. Dort, wo heute Wohnhäuser und Gewerbebetriebe stehen, gab es bereits in den 1960er Jahren kaum Obstbäume, sondern vor allem landwirtschaftlich genutzte Äcker. Das bis heute mit Streuobstbäumen bestandene Gewann „Im Pfuhl“ wurde durch diese Ausdehnung der Bebauung von Süden her eingeschlossen, so dass es momentan noch wie eine grüne Insel im Dorf liegt. Aber auch für das Gewann „Pfuhl“



*Streuobsterhebung
 2019. Quelle:
 Kartendienst LUBW
 (23.08.2021)*

wurde nun ein Bebauungsplan beschlossen und weitere Streuobstbäume werden in Zukunft einer Bebauung weichen müssen.

Im Vergleich zu den 1960er Jahren hat also auch Allmannsweiler Streuobstwiesen aufgrund von Bebauung verloren. Allerdings blieben im Westen des Dorfes, dank der Pflege und der kontinuierlichen Nachpflanzung neuer Bäume durch Privatpersonen, noch einige Streuobstwiesen erhalten. Die Bestände sind allerdings heute lückiger als vor 50 Jahren und es gibt teilweise auch Bäume und Wiesen, die nicht mehr gepflegt werden.

Heute spielt beim Verschwinden der Streuobstwiesen auch die Überalterung der Obstbaumbestände eine Rolle. Obstbäume können bei guter Pflege bis zu 80 Jahre alt werden. Da ein Großteil der Obstbäume noch Anfang bis Mitte des 20. Jahrhunderts gepflanzt wurde, haben viele heute jedoch ihr Maximalalter erreicht. Nicht zu vernachlässigen sind auch Stürme, wie „Lothar“, der beispielsweise auf der Allmannsweiler Gemarkung um die Jahrtausendwende viele Obstbäume beschädigt und einige große Nussbäume gefällt hat. In neuerer Zeit machen den Bäumen auch die durch den Klimawandel bedingten langen Trockenheitsphasen und Krankheiten zu schaffen.



*Eine Streuobstwiese
auf der Gemarkung
Allmannsweier.
Die Bäume wurden im
Lauf der Jahre immer
weniger. Im Vorder-
grund einige braunrote
Blüten des Großen
Wiesenknopfs, einer
typischen Art für
wechsel-feuchte
Glatthaferwiesen.
Aufnahme: Mundinger*

Ist die Rettung der Streuobstwiesen in Sicht?

Die Umweltbewegung in den 1970er Jahren hat den Weg bereitet. Nach und nach wurde klar, dass Streuobstwiesen einer Vielzahl an Arten Lebensraum bieten. Am Erhalt und Schutz sind seither viele Akteurinnen und Akteure auf unterschiedlichen Ebenen beteiligt. Von ihrem Engagement und der Wertschätzung die Streuobstwiesen entgegengebracht wird, hängt es ab, ob der Rückgang aufzuhalten ist.

Streuobstwiesen mit Bäumen unterschiedlichen Alters, wie man sie aktuell in der südlichen Ortenau noch sieht, befinden sich, wie überall in Baden-Württemberg, vorwiegend in Privatbesitz. Von den etwa 120.000 ha Streuobstwiesen im Land gehört die Hälfte Privatpersonen und jeweils ein Viertel zu landwirtschaftlichen Betrieben oder Kommunen.³⁰ Die Anlage, Rodung und Bewirtschaftung der Streuobstwiesen wird von politischen Vorgaben und Förderprogrammen sowie von marktwirtschaftlichen Rahmenbedingungen begleitet.

Grundsätzlich gilt in diesem Zusammenhang, dass nicht nur der Rückgang in der Fläche den Lebensraum Streuobstwiese gefährdet, sondern auch wenn die Qualität des Biotops durch fehlende oder mangelhafte Pflege oder anderweitige Nutzung abnimmt. Die Artenvielfalt nimmt ab auf Streuobstwiesen, die verbuschen oder auf denen die Bäume nicht mehr regelmäßig geschnitten werden, da wo stark gedüngt oder zu häufig und im schlimmsten Fall mit Rasenmähern gemäht wird. Auch Freizeitnutzungen auf Grundstücken, die Einzäunung oder das Bepflanzen mit standortfremden Pflanzen beeinträchtigt das Biotop Streuobstwiese.³¹ Ob es also gelingt Streuobstwiesen als Element in unserer Kulturlandschaft zu erhalten, hängt nicht nur von politischen Vorgaben des Landes ab, sondern genauso von den Gemeinden, wenn es um die Ausweisung von Baugebieten geht, und nicht unwesentlich auch von vielen Landwirten und Privatpersonen, die sich um die Pflege und den Erhalt der eigenen Streuobstwiesen kümmern.

Die Akteurinnen und Akteure – und politische Rahmenbedingungen

Das Land Baden-Württemberg

Die baden-württembergische Landesregierung hat seit vielen Jahren auch die Förderung von Streuobstwiesen in ihre Förderprogramme integriert. Finanziell unterstützt wurde vor allem die Pflege der Wiese unter den Obstbäumen.³² Mit der Streuobstkonzeption wird nun auch in bestimmter Frequenz fachgerechter Baumschnitt pro Baum gefördert.³³ Und seit 2020 gibt es mit §33a des Naturschutzgesetzes Regelungen, die bei geplanter Rodung von Streuobstwiesen greifen.³⁴ Das sogenannte „Biodiversitätsstärkungsgesetz“ sieht vor, dass gewachsene Streuobstbestände, die größer als 1.500 qm sind, nicht ohne Genehmigung gerodet werden dürfen und wenn doch genehmigt wird, dann müssen bevorzugt neue Streuobstwiesen angelegt werden.

Die Gemeinden und die Naturschutzbehörde

Streuobstwiesen und das Pflanzen von Hochstammobstbäumen sind schon seit einigen Jahrzehnten ein Thema, das den Gemeinden in der Region am Herzen liegt. Es gibt zahlreiche Aktionen von Gemeinden, die auf den Erhalt der Qualität von Streuobstwiesen ab-

zielen. Die Stadt Ettenheim, um nur eine von vielen Gemeinden zu nennen, fördert bereits seit Ende der 1980er Jahre die Pflanzung von Hochstammobstbäumen durch Privatleute, indem sie sich am Kaufpreis beteiligt. Und seit letztem Jahr hat nun das neue Biodiversitätsstärkungsgesetz dem Thema Streuobstwiesen noch einmal zu einem neuen Aufmerksamkeitsschub verholfen. Die Gemeinde Schwanau hat beispielsweise in den letzten Monaten wiederholt in ihrem Gemeindeblatt auf die ökologische Vielfalt in Streuobstwiesen hingewiesen und eine Börse zur Pflege von Streuobstwiesen eingerichtet. Menschen, die Streuobstwiesen besitzen, sollen mit landwirtschaftlichen Dienstleistern zusammengebracht werden, und es können Angebote für Kauf/Verkauf oder Pacht in dieser Börse veröffentlicht werden. Damit ungenutztes Obst nicht verdirbt, beschloss der Ortschaftsrat Wittenweier des Weiteren an der Aktion „Gelbes Band“³⁵ teilzunehmen. Obstbäume mit gelbem Band dürfen von jedem abgeerntet werden.

Allerdings zeigt sich in den Gemeinden in Hinsicht auf die Streuobstwiesen eine gewisse Ambivalenz, wenn es um die Ausweisung von Baugebieten geht. Einerseits wird die Pflege und der Erhalt von Streuobstwiesen gefördert, andererseits sollen diese aber am Rand der Dörfer auch teilweise oder ganz gerodet werden, um Platz für Neubauten zu schaffen. Beim innerörtlichen Baugebiet „Pfuhl“ in Allmannsweier ist das geplant. Dort gibt es noch Streuobstbestände, die im Planungsprozess als hochwertig bewertet wurden. Gesetzlich vorgeschriebene Ausgleichsmaßnahmen, die bei Eingriffen in die Natur vorgenommen werden müssen, sollen auch hier den Habitatsverlust mindern.³⁶ Das dies in vielen Fällen nicht funktioniert, hat eine Studie der Universität Freiburg herausgefunden. Untersucht wurde die Umsetzung von Ausgleichsmaßnahmen bei neun verschiedenen Gemeinden in der Nähe von Freiburg. Das Ergebnis war, dass ein Drittel der Maßnahmen gar nicht umgesetzt wurde und die Umsetzung war gerade bei komplexeren Habitaten so mangelhaft, dass der auf dem Papier angestrebte Habitatszustand nicht erreicht wurde. Neben Abweichungen in Größe, Anzahl und Arten der Pflanzungen war auch fehlende Pflege ein wichtiger Grund. Gesetzlich ist eine Kontrolle des Erfolgs nicht vorgesehen, so dass es normalerweise niemand auffällt, wenn Ausgleichsmaßnahmen nicht den vorgesehenen Zielzustand erreichen.³⁷

Privatpersonen, Initiativen, Verbände, Landwirte

Privatpersonen, ehrenamtliche Initiativen, Verbände und Landwirte tragen viel zum Schutz der hiesigen Streuobstwiesen bei. Während Privatpersonen und Landwirte eher im Verborgenen wirken und man ihren Einsatz nur an den gepflegten Streuobstwiesen sieht, sind ehrenamtliche Initiativen, Verbände oder auch regionale Vermarkter in der Öffentlichkeit eher sichtbar. Manchmal wirken die Gruppen auch zusammen. Über das Landesförderprogramm für fachgerechten Baumschnitt können Privatleute innerhalb von fünf Jahren zweimal 15 Euro für Baumschnitt beantragen. Allerdings müssen für den Antrag mindestens 100 Bäume zusammenkommen. Die Gemeinde Friesenheim ist mit 134 Obstbäumen dabei oder wie in Schwanau schließen sich Privatpersonen untereinander oder mit der Gemeinde zusammen, um die nötige Anzahl zu erreichen.³⁸ Auch Obst- und Gartenbauvereine sind wichtige Akteure, wenn es um den Erhalt



*Eine von Privatpersonen gepflegte Streuobstwiese im Westen von Allmannweier.
Aufnahme: Mundinger*

von Streuobstwiesen geht. Sie legen, wie in Altenheim, neue Streuobstwiesen an, oder sie pflegen Lehr- und Versuchsgärten, wie der Obst- und Gartenbauverein Schwanau³⁹, der auch schon seit vielen Jahren Baumschnittkurse, Vorträge oder Lehrfahrten anbietet.

In örtlichen Fruchtsaftkellereien, wie Fürle in Ottenheim oder Urban in Allmannsweier, um nur zwei zu nennen, kann man Äpfel von den eigenen Streuobstwiesen zu Apfelsaft verarbeiten lassen. Daneben gibt es in den Dörfern viele Privatpersonen, die zum Eigenverbrauch Schnaps brennen und deshalb ein Interesse an der Pflege von ihren Streuobstwiesen haben. Auch die Weinhandlung Urban und seit einigen Jahren auch die Brennerei Südstraße in Ottenheim, bieten beispielsweise Spirituosen aus Obst von einheimischen Streuobstwiesen an.

Einen anderen Ansatz zum Schutz der Streuobstwiesen verfolgen Naturschutzverbände, wie örtliche NABU- oder BUND-Gruppen. Sie pflegen ehrenamtlich Streuobstwiesen und geben bei Gefährdung Stellungnahmen in Planungsverfahren ab.

Welche Landschaft wollen wir unseren Kindern hinterlassen?

All diese Akteurinnen und Akteure sind wichtig, wenn es darum geht, die Streuobstwiesen in unserer Region, mit vielfältigen Obstsorten und den Lebensraum für viele Pflanzen und Tiere, aber auch für uns als lebenswerte Umgebung zu erhalten.

Das neue Biodiversitätsstärkungsgesetz in Baden-Württemberg ist ein wichtiger Schritt in die richtige Richtung. Es hat den Anspruch größere zusammenhängende Streuobstbestände zu schützen, bleibt aber insofern im Vagen, als dass es diese nicht als geschütztes Biotop ausweist. Es findet dementsprechend auch keine offizielle Kartierung statt und die Qualität der Umsetzung der Ausgleichsmaßnahmen und damit die Entwicklung des Habitats kann nicht moderiert und überwacht werden.

In der jetzigen Form wird dieses Gesetz vermutlich die gängige Rodung von alten Streuobstbeständen für neue Baugebiete nicht verhindern. Die Neuanlage andernorts wird, sofern genehmigt, vermutlich weiterhin favorisiert. Denn ob die Bäume gerodet werden müssen oder nicht, das wird für die Riedgemeinden von der Unteren Naturschutzbehörde im Landratsamt gegen andere Interessen, wie beispielsweise die Schaffung von Wohnraum, abgewogen. Die

Erfahrung von Naturschutzverbänden hat in den letzten Jahren gezeigt, dass den Bauplatzausweisungen der Vorrang gegeben und eher ein Ausgleich andernorts angestrebt wird.

Ausgeblendet wird bei diesem Vorgehen, dass heutige Streuobstwiesen mit gemischten Altersbeständen einen wesentlich höheren ökologischen Wert haben als neu angelegte Streuobstwiesen mit gleichaltrigen Bäumen, die erst nach Jahrzehnten ein in etwa vergleichbar wertvolles Habitat sein werden. Und das werden sie auch nur dann sein, wenn sichergestellt ist, dass die Streuobstwiese bis dahin sachgerecht gepflegt wird. Dass Ausgleichsflächen zudem künftig auch in den Biotopverbund des Landes mit eingegliedert werden sollen, mag sich beruhigend anhören, das funktioniert aber nur, wenn die neuen Biotope, wie im Falle der Streuobstwiesen, nicht erst noch Jahrzehnte brauchen, um die entsprechende ökologische Wertigkeit zu erlangen. Soll der Biotopverbund funktionieren, dann müssen in der Fläche genügend Streuobstwiesen als Trittsteine wie ein Netz in der ganzen Landschaft verteilt sein. Ein weiterer Grund ökologisch wertvolle Streuobstwiesen im Ried und in den Vorbergen zu schützen.

Für alle Aktivitäten und Aktionen, die sich diesem Ziel verschrieben haben, sollten wir dankbar sein und die Akteurinnen und Akteure politisch und durch unser Kaufverhalten unterstützen. Besonders die Gemeinden sollten sich bezüglich ihrer Bebauungspolitik fragen, ob sie es als wichtiger Akteur vor Ort gegenüber der Allgemeinheit noch verantworten können, dass vor ihrer Haustür Streuobstwiesen zerstört werden, um einigen wenigen Menschen den Bau eines Hauses zu ermöglichen. Alle politischen Ebenen wissen, dass es an der Zeit ist die Flächenversiegelung zu stoppen, Engagement und Kreativität zur Lösung der Wohnraumkrise sind gefragt, und nicht jedes Dorf braucht seine eigenen, in die Fläche ausufernden Baugebiete. Nur so können wir oder unsere Kinder auch in vielen Jahren noch im Frühling durchs Ried radeln und uns an den blühenden Obstbäumen erfreuen.

- ¹ Vgl. Faltin, Thomas, *Sind alle Streuobstwiesen bis 2050 verschwunden?*, *Stuttgarter Zeitung*, 2020, S.7
- ² Vgl. Kilian, Stefan, *Streuobst – unverzichtbar für unsere Kulturlandschaft*, in: *14. Kulturlandschaftstag, Wildtiere in der Agrarlandschaft*, Bayerische Landesanstalt für Landwirtschaft (LfL), Freising, 2006, S. 29
- ³ https://claudia-dalbert.de/presse/pressemitteilungen/volltext-pm-artikel/article/streuobstwiesen_sind_paradiese_der_artenvielfalt_publication_untersuchungen_zu_den_arten_der_streuobstwiesen_in_sachsen_anhalt_erschienen/ (03.10.2021)
- ⁴ Vgl. Ministerium für Ländlichen Raum und Verbraucherschutz, *Streuobstkonzeption Baden-Württemberg*, 3. Auflage, Stuttgart, 2015
- ⁵ Vgl. *Streuobstkonzeption* (wie Anm. 4)
- ⁶ Vgl. <https://mlr.baden-wuerttemberg.de/de/unsere-themen/biodiversitaet-und-landnutzung/biodiversitaetsgesetz/> (02.10.2021)
- ⁷ Vgl. <https://www.unesco.de/kultur-und-natur/immaterielles-kulturerbe/immaterielles-kulturerbe-deutschland/streuobstanbau> (02.10.2021)
- ⁸ Als Hochstammobstbäume gelten Bäume, die mindestens eine Stammhöhe von 1,60 m haben. Sind die Stämme niedriger, kann die Wiese darunter nicht mehr gut bearbeitet werden. <https://www.pomologen-verein.de/detail/neue-regelung-im-umgang-mit-streuobstbestaenden>, (03.10.2021)
- ⁹ *Streuobstwiese ist nicht zu verwechseln mit Streuwiese. Streuwiesen sind Wiesen mit Sauergräsern, die für das Vieh nicht nahrhaft sind und nur zur Einstreu in die Ställe genutzt wurden.*
- ¹⁰ *Detaillierte Unterscheidungsmerkmale von Streuobstbeständen und Obstplantagen*, siehe Kornprobst, M. *Landschaftspflegekonzept Bayern, Lebensraumtyp Streuobst*, Band 11.5, Bayrisches Staatsministerium für Landesentwicklung und Umweltfragen und Bayerische Akademie für Naturschutz und Landschaftspflege, München, 1994, S. 19
- ¹¹ Vgl. https://www.ble.de/SharedDocs/Downloads/DE/Ernaehrung-Lebensmittel/Vermarktungsnormen/VermarktungsnormenObstGemuese/Flyer/Aepfel.pdf?__blob=publicationFile&v=5 (03.10.2021)
- ¹² Vgl. <https://www.plantopedia.de/wie-viele-apfelsorten-gibt-es/> (03.10.2021)
- ¹³ Vgl. https://de.wikipedia.org/wiki/Gravensteiner#Verbreitung_in_Europa (03.10.2021)
- ¹⁴ Vgl. https://de.wikipedia.org/wiki/Jakob_Lebel (03.10.2021)
- ¹⁵ Vgl. Kilian, Stefan, *Streuobst*, (wie Anm. 2), S. 30
- ¹⁶ Vgl. Kilian, Stefan, *Streuobst*, (wie Anm. 2), S. 30 ff.
- ¹⁷ Vgl. Sturm Peter et al. (2018): *Grünlandtypen: Erkennen-Nutzen-Schützen*, Wiebelsheim, S. 82 ff.
- ¹⁸ Vgl. Brinckmeier, Carsten, *Fachbeitrag zum Artenschutz zum Bebauungsplan „Pfuhr“, Schwanau-Allmannsweier*, 2012, Punkt 3., https://www.schwanau.de/fileadmin/Dateien/Dateien/Leben_und_Wohnen/Bauen/8_Fachbeitrag_zum_Artenschutz_Pfuhr.pdf (03.10.2021)
- ¹⁹ www.ornitho.de/ Allmannsweier Nord-West, abgerufen 05.09.2021
- ²⁰ Vgl. Müller, Johannes, *Landschaftselemente aus Menschenhand. Biotope und Strukturen als Ergebnis extensiver Nutzung*, München, 2005, 70 ff.
- ²¹ Vgl. Hecht, Moritz, *Die Badische Landwirtschaft am Anfang des 20. Jahrhunderts*, in: *Volkswirtschaftliche Abhandlungen der Badischen Hochschule Erg.Bd1*, Karlsruhe, 1903, S. 117
- ²² Vgl. Güll, Reinhard, *Streuobstwiesen. Von der früheren Normalität bis zur heutigen Einzigartigkeit*, *Statistisches Monatsheft Baden-Württemberg* 12/2015, S. 38

- ²³ Nonnenweier, (1720), Friesenheim (1700), Mietersheim (1370), Wittenweier (1326), Dinglingen (1220, Ottenheim (1180), Hugsweier (1160, Heiligenzell (1100) u.a. – vgl. Badisches Statistisches Landesamt (1936): *Die badische Landwirtschaft im Allgemeinen und in einzelnen Gauen*, Band 3, S. 207
- ²⁴ Vgl. Badisches Statistisches Landesamt (1936): *Die badische Landwirtschaft im Allgemeinen und in einzelnen Gauen*, Band 3, S. 218 ff.
- ²⁵ Vgl. Badisches Statistisches Landesamt (wie Anm. 24), Band 3, S. 206
- ²⁶ Vgl. Müller, Johannes, *Landschaftselemente aus Menschenhand* (wie Anm. 20) S. 77
- ²⁷ Vgl. <https://streuobst.landwirtschaft-bw.de/pb/Lde/Startseite/Wissen/Landesweite+Streuobstdatenerhebung>
- ²⁸ Vgl. Henkel, Gerhard (2004): *Der Ländliche Raum. Gegenwart und Wandlungsprozesse seit dem 19. Jahrhundert in Deutschland*, Berlin, S. 204
- ²⁹ Vgl. Müller, Johannes, *Landschaftselemente aus Menschenhand*, (wie Anm. 20), S. 82
- ³⁰ Vgl. *Streuobstkonzeption* (wie Anm. 4)
- ³¹ Vgl. Breunig, Thomas, *Rote Liste der Biotoptypen Baden-Württemberg. – Naturschutz und Landschaftspflege Baden-Württemberg*, Karlsruhe, 2002, S. 36
- ³² Im Rahmen von MEKA bzw. Nachfolgeprogramm FAKT
- ³³ Vgl. <https://mlr.baden-wuerttemberg.de/de/unsere-themen/biodiversitaet-und-landnutzung/streuobstkonzeption/antrag-baumschnitt/> (03.10.2021)
- ³⁴ Vgl. <https://dejure.org/gesetze/NatSchG/33a.html> (03.10.2021)
- ³⁵ Vgl. <https://www.badische-zeitung.de/hartmut-laessle-man-ist-eingeladen-und-man-klaut-das-obst-nicht--204915003.html> (8.11.2021)
- ³⁶ Vgl. https://www.schwanau.de/fileadmin/Dateien/Dateien/Leben_und_Wohnen/Bauen/8_Fachbeitrag_zum_Artenschutz_Pfuhler.pdf
- ³⁷ Vgl. Rabenschlag, J., Schoof, N., Schumacher, J., Reif, A., *Umsetzung baurechtlicher Ausgleichsmaßnahmen – Fallbeispiel Schönberg bei Freiburg*. In: *Naturschutz und Landschaftsplanung* 9/2019. S. 434ff.
- ³⁸ Vgl. Bohnert-Seidel, Christine, *Gemeinde sammeln Ökopunkte*, *Lahrer Zeitung*, 21.04.2020
- ³⁹ Vgl. Frenk, Martin: *Ein gärtnerisches Kleinod*, in: *Geroldsecker Land, Jahrbuch einer Landschaft*, Lahr, 2018, S. 31 ff.

Reschtliesse fir s Klima

Heimkumme vun de Schuel un am Herd de Deckel lupfe. Un derno in de Kochtopf niifrooge: „Was git's?“ Wenn d Muetter s Kleppere nur vun Witem gheert het, isch si fuchtig wore wie e Muck, wu um d Lamp surrt. „S git, was es git!“ het si gruefe. Mer solle froh sin, dass ebbs ufem Herd steht. Meischtens het's gschmeckt – nur meischtens nit am Mäntig.

Do het's Reschtliesse vum Sunntig gän, uffgwärmt gruusig. Verkochts Gmies etwa, oder Nuudle, wu schon am Tag devor knootschig gsin sin. De Hunger het's niitriibe, un dass mini Muetter dodefir theoretisch e Priis bekumme kinnt, hätt ich nie denkt. Awer de Profifueßballclub vun Heideheim im Schwobeland het grad tatsächlich de Bundespriis gege d Verschwendung vun Lebensmittel iigheimst, will sinni Mitarbeiter am Mäntig nooch de Heimspiiler des esse, was d g'ladini feini Herrschafte am Büffee iwrig glosst hän.

Ob des Esse wie bi uns verkejt, verkocht oder knootschig isch, hän si nit gschriiwe. Demnäscht meld ich mich fir der Priis. D Reschtli vun de Heideheimer sin doch nix gege e anagnats Schlecklibrot, e matschigi halbi Banan oder e Teller mit lummrigem Salat vun de schleckrige Patekinder. Der Priis hab i gfresse.

Ulrike Derndinger

„... wegen heimtückischer staatsfeindlicher Äußerung ...“

Ein nahezu unbekanntes Kapitel der jüngeren Ottenheimer Dorfgeschichte

Von Martin Frenk

Die Häß ist ein ausgesprochen schwatzhaftes, vorlautes Weib, die über alles zu meckern und zu kritisieren hat und vom Nationalsozialismus nicht das Geringste wissen will. Genau so steht es im Original des Ermittlungsberichts der Geheimen Staatspolizei vom 1. Juli 1942 an den Oberstaatsanwalt beim Sondergericht in Freiburg¹.

Wenige Tage zuvor, am 16. Juni 1942, hatte die damals 49-jährige Gast- und Landwirtin Lina Häß aus Ottenheim in einer Gastwirtschaft im elsässischen Erstein bei der Ankündigung einer Sondermeldung des Oberkommandos der Wehrmacht mit einer abweisenden Handbewegung folgende Äußerung gemacht: *Ach was, es ist ja doch nicht wahr, was gesagt wird.*

Johann Klumpp, ein Oberwächter der Festungsdienststelle Karlsruhe und vermutlich ein überzeugter Nationalsozialist, hatte den Ersteiner Gendarmerieposten über den Vorfall unverzüglich fernmündlich informiert. Lina Häß wird festgenommen und am 26. August 1942 vor dem Sondergericht Freiburg wegen eines Vergehens nach dem „Gesetz gegen heimtückische Angriffe auf Staat und Partei und zum Schutz von Polizeiuniformen“ angeklagt. Nicht einmal drei Monate nach „der Tat“, am 10. September 1942, wird sie vom Sondergericht Freiburg zu einer Gefängnisstrafe von neun Monaten ohne Bewährung verurteilt.

*Lina Häß
(sitzend links) in
ortstypischer Tracht
(Die Bilder wurden von
der Familie Häß zur
Verfügung gestellt).*



Nationalsozialistisches (Un)Recht

Solche regimekritischen Äußerungen wurden in den zwölf Jahren, in denen das „Tausendjährige Reich“ andauerte, als „Heimtücke“ aufgefasst, gewaltsam verfolgt und von den nationalsozialistischen Machtapparaten unerbittlich und mit absoluter Brutalität bekämpft. Diese politische Verfolgung begann bereits wenige Wochen nach der sogenannten Machtübernahme. Denn die Nationalsozialisten verloren keine Zeit und begannen sofort, sowohl Staat wie auch Gesellschaft vollständig umzukrempeln. Um dieses Ziel schnellstmöglich zu erreichen, setzten sie sogleich sämtliche Grundlagen, die eine Zivilisation ausmachen, außer Kraft. So wurden unmittelbar nach der Machtergreifung die in der Weimarer Verfassung garantierten Grundrechte durch Notverordnungen ersetzt.

Am 28. Februar 1933, also nicht einmal einen Monat nachdem die NSDAP an die Regierungsmacht gekommen war, schufen sie mit der „Verordnung des Reichspräsidenten zum Schutz von Volk und Staat“ eines der zentralen Ausnahme Gesetze der nationalsozialistischen Diktatur. Die Verordnung erklärte die Beschränkungen der persönlichen Freiheit, des Rechts der freien Meinungsäußerung, einschließlich der Pressefreiheit, des Vereins- und Versammlungsrechts, Eingriffe in das Brief-, Post-, Telegraphen- und Fernsprecheheimnis, Anordnungen von Haussuchungen und von Beschlagnahmen sowie Beschränkungen des Eigentums auch außerhalb der sonst hierfür bestimmten gesetzlichen Grenzen für zulässig.

Wiederum nicht einmal einen weiteren Monat später, am 21. März 1933, wurde diese Ausnahmebestimmung durch die „Verordnung des Reichspräsidenten zur Abwehr heimtückischer Angriffe gegen die Regierung der nationalen Erhebung“ ergänzt. Durch die umgangssprachlich als „Heimtückeverordnung“ bezeichnete Anordnung konnte jeder bestraft werden, der – Originalzitat –: *vorsätzlich eine unwahre oder gröblich entstellte Behauptung tatsächlicher Art aufstellt oder verbreitet, die geeignet ist, das Wohl des Reiches oder eines Landes oder das Ansehen der Reichsregierung oder einer Landesregierung oder der hinter diesen Regierungen stehenden Parteien oder Verbände schwer zu schädigen.*

Am 20. Dezember 1934 wurde das „Gesetz gegen heimtückische Angriffe auf Staat und Partei und zum Schutz der Parteiuniformen“ erlassen, das unter dem Begriff „Heimtückegesetz“ bekannt ist. Dieses Gesetz schränkte mit den fast gleichlautenden Bestimmungen aus der „Heimtückeverordnung“ vom 21. März 1933 das Recht auf freie

Meinungsäußerung ein und kriminalisierte alle kritischen Äußerungen, die das Wohl des Reiches, das Ansehen der Reichsregierung oder das der NSDAP schädigten. Allerdings brachte es auch eine deutliche Verschärfung der Rechtslage in der Form, dass auch schon „nichtöffentliche böswillige Äußerungen“ *mit Strafe bedroht wurden, wenn der Täter damit rechnet oder damit rechnen muss, dass die Äußerung in die Öffentlichkeit dringen werde*². Damit war nicht nur dem Denunziantentum von Gesetzes wegen Tür und Tor geöffnet, sondern auch der Rechtsstaat beseitigt. Denn per Gesetz war jetzt die Grundlage für die Verfolgung aller politischen Gegner geschaffen. Darüber hinaus war jegliche Form von Kritik an der NSDAP, an deren Gliederungen und Verbänden, an führenden Persönlichkeiten der Partei, am Staat und an dessen Einrichtungen unter Strafe gestellt. Nunmehr drohten für Äußerungen, die als „staatsabträglich“ oder als „heimtückische Angriffe“ auf die Partei ausgelegt wurden, mehrjährige Gefängnis- oder gar Zuchthausstrafen.

Die Sondergerichte

Um eine schnelle und effiziente strafrechtliche Verfolgung solcher politischer Kritik zu erreichen, war am 21. März 1933 neben dem „Heimtückegesetz“ auch noch die „Verordnung der Reichsregierung über die Bildung von Sondergerichten“ erlassen worden. Dabei bezogen sich die Nationalsozialisten formal und unter ausdrücklicher Bezugnahme auf die Notverordnung vom 6. Oktober 1931. Seinerzeit hatte das Kabinett von Reichskanzler Heinrich Brüning die „Verordnung zur Sicherung von Wirtschaft und Finanzen und zur Bekämpfung politischer Ausschreitungen“ erlassen. Diese Anordnung nahmen die Nationalsozialisten nunmehr als Grundlage, um in jedem der insgesamt 26 Oberlandesgerichtsbezirke im damaligen Deutschen Reich ein Sondergericht zu bilden. Sondergerichte sollten als „Standgerichte der inneren Front“³ und als „Panzertruppe der Rechtspflege“⁴ für die Disziplinierung innerhalb der Bevölkerung sorgen.

Die Besetzung der Sondergerichte bestand aus einem Vorsitzenden und zwei Beisitzern mit je einem Vertreter. Im Gegensatz zu den Strafkammern der ordentlichen Gerichtsbarkeit der Amts- und Landgerichte, die aus einem Berufsrichter und zwei Schöffen bzw. bei den Schwurgerichten aus drei Berufsrichtern und sechs Geschworenen zusammengesetzt waren, waren die Sondergerichte somit ausschließlich mit Berufsrichtern besetzt. Die Anklagevertreter wurden

von den jeweiligen Landesjustizverwaltungen aus der Zahl der zum Richteramt befähigten Beamten der Staatsanwaltschaft berufen. Das Verfahrensrecht der Sondergerichte gegenüber der ordentlichen Rechtsprechung sah eine ganze Reihe von prozessualen Vereinfachungen und Verkürzungen gegenüber der geltenden Strafprozessordnung vor. Dies ging jedoch weitgehend auf Kosten der Angeklagten- und Verteidigerrechte. Die Richter der Sondergerichte konnten aus Vorschriften schöpfen, die mit einer rechtsstaatlichen Justiz nichts mehr gemein hatten:

- Das Prinzip des gesetzlichen Richters war abgeschafft,
- die Mitglieder der Sondergerichte wurden von den Gerichtspräsidenten bestimmt,
- es gab keine mündliche Verhandlung des Haftbefehls,
- kein gerichtliches Vorverfahren,
- die Ladungsfrist konnte auf 24 Stunden herabgesetzt werden,
- die Verteidiger durften keine Beweisanträge stellen,
- die gesprochenen Urteile waren sofort rechtskräftig und unanfechtbar.

Die Verantwortlichkeit der Sondergerichte war in den ersten Jahren ihres Bestehens auf verhältnismäßig wenige Delikte beschränkt. Insbesondere sollten Verstöße gegen die Heimtückeverordnung vom März 1933, die 1934 zum Heimtückegesetz erweitert wurde, sanktioniert werden. Aber bereits im Juni 1933 wurde die Zuständigkeit auf Devisenvergehen ausgeweitet. Und noch im Oktober desselben Jahres mit dem „Gesetz zur Gewährung des Rechtsfriedens“ auch noch auf geplante oder vollendete Tötungen von Richtern, Staatsanwälten, Zeugen oder gerichtlichen Sachverständigen erweitert. Im November 1938 kam es aufgrund der „Verordnung über die Erweiterung der Zuständigkeit der Sondergerichte“ zu einer gravierenden Erweiterung der Kompetenzen der Sondergerichte. Denn nunmehr konnten die Staatsanwaltschaften jedes Vergehen vor ein Sondergericht bringen, wenn „durch die Tat die öffentliche Ordnung und Sicherheit besonders schwer gefährdet wurde“. Damit lag die Strafrechtspflege überwiegend in den Händen der mit den genannten besonderen Befugnissen ausgestatteten Sondergerichte.

Mit Beginn des Krieges erweiterten sich die Strafvorschriften. Die wichtigsten sollen kurz erwähnt werden:

- Die „Kriegssonderstrafrechtsverordnung“ betraf die Delikte „Wehrkraftzersetzung“, „Wehrdienstentziehung“ und „Selbstverstümmelung“, die – je nach Schwere des Vergehens – unter Todesstrafe gestellt wurden.
- Die „Verordnung über außerordentliche Rundfunkmaßnahmen“ ahndete das Hören ausländischer Sender mit Zuchthaus, in schweren Fällen auch mit der Todesstrafe.
- Die „Kriegswirtschaftsverordnung“ bestrafte Schwarzschlachtungen, Lebensmittelkartenbetrügereien und ähnliche Delikte.
- Die „Verordnung gegen Volksschädlinge“ verschärfte die Strafbestimmungen für Eigentumsdelikte, wenn die Tat „unter Ausnutzung des Kriegszustandes“ begangen wurde oder das „gesunde Volksempfinden dies erforderte“.
- Mit der „Verordnung zum Schutz gegen jugendliche Schwerverbrecher“ konnte auch gegen erst 16-jährige Straftäter die Todesstrafe ausgesprochen werden.
- Die „Wehrkraftschutzverordnung“ verbot unter anderem den Umgang mit Kriegsgefangenen.
- Die „Verordnung gegen Gewaltverbrechen“ ermöglichte die Verhängung von Todesstrafen für jegliche Art von Kapitalverbrechen.
- Dadurch war spätestens ab 1942 die Sondergerichtsbarkeit so sehr mit Strafverfahren betraut, dass sie die ordentlichen Strafgerichte weitgehend verdrängte und dadurch zum „Standardgericht“ wurde.⁵ Leicht nachvollziehbar, dass, bedingt durch die stetig ansteigenden Delikte, die es abzuurteilen gab, die Zahl der Sondergerichte im gesamten Deutschen Reich anstieg. So existierten bei Kriegsende in 55 Städten insgesamt 74 Sondergerichte.

Politische Verfolgung auf regionaler Ebene

Auch über acht Jahrzehnte nach der sogenannten Machtergreifung der Nationalsozialisten gibt es, sofern man von den Veröffentlichungen über das Schicksal von jüdischen Mitbürgern einmal absieht, nur sehr wenige Publikationen, die sich mit der politischen Verfolgung und dem vor Ort geschehenen Widerstand auf regionaler Ebene beschäftigen. Dabei gab es in vielen südbadischen Dörfern und Gemeinden Einzelpersonen, die sich kritisch zur NS-Herrschaft äußerten oder aus Gewissensgründen widerständig handelten. Wurden diese Bürger:innen durch „pflichtbewusste Volksgenossen“ zur Anzeige gebracht, setzte unmittelbar nach der Denunziation die Ver-

folgung ein. In der Regel folgten polizeiliche Verhöre, „Schutzhaft“⁶ und die Einschaltung der Geheimen Staatspolizei. Falls die Beschuldigten keine Entlastungszeugen beibringen konnten, einflussreiche Fürsprecher hatten oder sich nicht herausreden konnten, drohte ihnen ein Verfahren vor einem Sondergericht.

Dass es sich hierbei nicht nur um „ein paar“ südbadische Einzelfälle handelte, kann man an den Zahlen des am 1. November 1940 in Freiburg errichteten Sondergerichts ablesen. In den viereinhalb Jahren bis April 1945, in welchen dieses Sondergericht tätig war, waren über 1.000 Verfahren anhängig. Dies belegen auch über 700 Akten, die im Staatsarchiv Freiburg archiviert sind. Sie alle befassen sich mit aus politischen Gründen verfolgten, angeklagten und letztlich auch verurteilten Frauen und Männern. Die meisten, rund 30 Prozent, wurden aufgrund des „Heimtückegesetzes“ verfolgt. An zweiter Stelle folgen mit 23 Prozent die sogenannten „Kriegswirtschaftsverbrechen“. Mit zwölf Prozent sind die Delikte nach der „Volksschädlingerverordnung“ zu nennen. Wegen des Hörens ausländischer Sender, dem sogenannten „Rundfunkverbrechen“, erfolgten über 14 Prozent der Verfahren. Die restlichen wurden wegen Diebstählen, Beleidigungen und aufgrund der „Gewaltverbrecherverordnung“ eingeleitet. Todesurteile an den verhängten Strafen machten einen Anteil von drei Prozent aus. Betroffen waren insgesamt 988 Personen, 771 Männer (78 Prozent) und 217 Frauen (22 Prozent).⁷

*Das Restaurant Klotz,
gleichzeitig Gasthaus
zum Engel in Erstein.*

*Bild: Association Le
Vieil-Erstein*



Der Fall Lina Häß geb. Häß

Eine dieser Akten der Staatsanwaltschaft Freiburg beim Sondergericht des Landgerichts Freiburg beinhaltet den Fall der eingangs bereits erwähnten Lina Häß geb. Häß⁸ aus Ottenheim.⁹

Die am 5. August 1893 geborene Gast- und Landwirtin entstammte einem alten und weit verzweigten Bauerngeschlecht, das in Ottenheim bis ins beginnende 17. Jahrhundert nachweisbar ist. Sie gehörte zur bäuerlichen Oberschicht und damit zu den wohlhabenden und im Dorf bestimmenden Familien. Dies wird auch dadurch dokumentiert, dass die Familie über viele Jahrzehnte hinweg immer wieder den Bürgermeister des Dorfes stellte, was das hohe Ansehen innerhalb der dörflichen Gemeinschaft nachdrücklich deutlich macht. Dieser Stellung war sich Lina Häß ganz offensichtlich bewusst, denn sie war in Ottenheim ihr Leben lang als eine Frau bekannt, die, egal wie die Zeiten und die Menschen um sie herum auch wechselten, sich grundsätzlich niemals scheute, überall ihre Meinung und das freie Wort dort zu sagen, wo es hingehörte.

Als Lina Häß elf Monate alt war, verstarb am 22. Juli 1894 plötzlich und unerwartet ihre Mutter, sodass sie bei den Großeltern aufwuchs. Die Verhältnisse bei den Großeltern wurden von ihr in einem am 6. Dezember 1942 verfassten Lebenslauf als geordnet beschrieben.¹⁰ Ihre Erziehung bezeichnete sie darin als gut. Die Volksschule in Ottenheim wurde von ihr regelmäßig besucht. Am 23. Juli 1921 verheiratete sie sich mit ihrem Cousin, dem Ottenheimer Bürger, Land- und Gastwirt Ernst Häß. Mit einer Gesamtfläche von über sieben Hektar Ackerland und Wiesenfläche bewirtschaftete das Ehepaar einen für damalige Verhältnisse überaus großen landwirtschaftlichen Betrieb. Haupterwerbsquellen waren neben der Tierzucht und der Milchviehwirtschaft insbesondere der Getreide-, Tabak- und Hackfruchtanbau. Zusätzlich zu dieser Landwirtschaft betrieben die Eheleute mit dem ehemaligen Ottenheimer Gasthaus „Zum Hirschen“ auch noch einen gutgehenden dörflichen Gasthof mit zwei Fremdenzimmern.¹¹

Am Nachmittag des 16. Juni 1942 war Lina Häß mit ihrer Schwester sowie einer nahen Verwandten mit dem Fahrrad ins elsässische Erstein gefahren, um, wie sie sich bei ihrer Vernehmung ausdrückte, allerhand Kleinigkeiten einzukaufen.¹² Im Anschluss daran begaben sich die drei Frauen in die „Wirtschaft Gleis“¹³, wo sie Bekannte aus

Meißenheim getroffen haben, die ebenfalls zum Einkauf in Erstein waren. Gemeinsam tranken sie etwa zwei Liter Rotwein. Die Stimmung muss wohl gut gewesen sein, denn es ging nach übereinstimmenden Zeugenaussagen von Heinrich Sandel, einem Ersteiner Steuerinspektor, der 1897 in Pfulgriesheim geboren war, und von dem ebenfalls eingangs bereits erwähnten Johann Klumpp laut zu. Die Lautstärke änderte sich auch nicht, als im Radio eine Sondermeldung des Oberkommandos der Wehrmacht durchgegeben wurde. Deshalb baten Johann Klumpp und Heinrich Sandel, die sich die Durchsage anhören wollten, die insgesamt etwa 20 anwesenden Gäste um Ruhe. Dieser Bitte kamen die meisten Gäste auch nach. Lediglich die Gruppe aus Baden, die an einem Tisch im hinteren Bereich des Lokals Platz genommen hatte, kümmerte sich wenig um die geäußerte Bitte und setzte die Unterhaltung in unveränderter Lautstärke fort. Lina Häß, die mit dem Rücken zu den beiden Männern saß, drehte sich zusätzlich noch zu Johann Klumpp um und meinte mit einer abweisenden Handbewegung: *Ach was ruhig, es ist doch nicht wahr, was sie sagen.*

Johann Klumpp, der 1898 in Hofweier geboren war, muss ein überzeugter Nationalsozialist gewesen sein, denn er informierte unverzüglich telefonisch die Ersteiner „Gendarmerie“ über den Vorfall. Noch während des Telefonats haben die badischen Gäste dieses Verhalten von Johann Klumpp kritisiert und den anderen Gästen im Lokal zu verstehen gegeben, dass doch niemanden das Gebaren von Lina Häß etwas angehen würde.

Lina Häß muss sich der Tragweite ihrer Äußerung auch ganz schnell bewusst geworden sein, weshalb sie noch während Johann Klumpp telefonierte das Lokal verlassen hat. Allerdings nützte ihr das sehr wenig, denn die Gendarmerie wartete am Rheinübergang bei Gerstheim und nahm sie gegen 20 Uhr in polizeilichen Gewahrsam. Die Nacht verbrachte sie im Gendarmerieposten Erstein. Tags darauf wurde sie der Gestapo in Straßburg übergeben. Man lastete ihr ein Vergehen gegen das Heimtückegesetz an. Nachdem ein Haftbefehl nicht erlassen wurde, wurde sie am 22. Juni 1942 zunächst wieder nach Hause entlassen.

In ihrer polizeilichen Vernehmung stellte Lina Häß ihr Verhalten erst gar nicht in Abrede. Aber da sie, wie sie betonte, nur sehr selten von zu Hause wekommt und man in der „Wirtschaft Gleis“

in Erstein so gemütlich beieinandergesessen sei, habe sie sich geärgert, dass man ihnen die Unterhaltung verbieten wollte. Nur deshalb und keineswegs aus politischer Abneigung habe sie diese Bemerkung gemacht. Und weiter gab sie zu Protokoll, dass sie einsehe, dass sie sich nicht richtig verhalten und die Äußerung ganz unüberlegt getan habe, was sie sehr bereue. Diese Reue nützte ihr nichts, denn die Staatsanwaltschaft in Straßburg gab das Verfahren zuständigkeitshalber an die Staatsanwaltschaft in Freiburg ab. Diese beauftragte die Gestapo der Offenburger Außendienststelle, über die politische Einstellung und Vergangenheit der Lina Häß und deren Ehemann beim Bürgermeister, Ortsgruppenleiter der NSDAP und Ortsbauernführer eingehende Ermittlungen vorzunehmen.



*Lina Häß
(2. von rechts).
Die übrigen Personen
sind unbekannt.*

Die Bereitschaft zur Denunziation war überwältigend

Lina Häß wurde, wie so viele Menschen im Nationalsozialismus, das Opfer einer Denunziation. Das war im „Dritten Reich“ nicht ungewöhnlich. Nur dadurch kamen solche Verfahren vielfach erst ins Rollen. Wie sehr dieses Denunziantentum auch in diesem Verfahren blühte, wird in der Ermittlungsakte mehr als deutlich. In dem Aktenbündel von Originaldokumenten spiegelt sich nicht nur die Tätigkeit der Staatsanwaltschaft und des Sondergerichts beim Landgericht in Freiburg während der NS-Zeit, man erfährt in diesen Strafakten auch überaus interessante Details über das Schicksal der Ottenheimer Land- und Gastwirtin. Denn nicht nur die Anklageschrift und das Urteil, sondern auch Vernehmungsprotokolle und denunzierende Schreiben von fanatischen Nationalsozialisten, die Lina Häß aus ideologischem Eifer denunzierten, sind in diesem Aktenkonvolut archiviert.

Zunächst der bereits erwähnte Steuerinspektor Sandel. Auch er muss ein überzeugter Nationalsozialist gewesen sein, denn er gab Folgendes zu Protokoll:¹⁴

Da es sich bei dieser Tischgesellschaft restlos um Personen aus Baden handelte, habe ich mich über deren Benehmen geärgert. Wenn Personen aus dem Elsaß bei Ankündigung von Sondermeldungen sich in ähnlicher Weise äussern, so ist dies schließlich noch zu entschuldigen. Da es sich aber um Leute aus Baden handelt, welche eine derartige Bemerkung im Elsaß machen, so kann ich dies nur als eine Sabotage am politischen Aufbau des Elsaßes bezeichnen.

Leicht nachvollziehbar, dass der Gendarmerieposten Erstein in seinem Schlussbericht zu folgendem Ermittlungsergebnis kommt:
In letzter Zeit ist es besonders in Erstein aufgefallen, dass sehr viele Personen aus Baden nach dem Elsaß kommen und hier einkaufen, was zu bekommen ist. Dabei wird ganz besonders der Wein vorgezogen, wodurch die hiesige Bevölkerung in dieser Hinsicht benachteiligt wird. Wenn dann Reichsdeutsche sich noch in solch abfälliger Weise politisch äussern, ist es nicht zu verwundern, wenn die Elsässer sich dementsprechend verhalten.

Der Ottenheimer Ortsbauernführer Wilhelm Ziegler¹⁵ denunzierte in der Form, dass er am 12. Juli 1942 eine Stellungnahme an die Lahrer Außenstelle der Geheimen Staatspolizei übersandte, worin er unter anderem schrieb:

... das Lokal zum Hirschen ist ein Lokal, wo alles gesprochen wird und werden darf, was nicht im Einklang mit der NSDAP steht, wenn nicht ein unsicherer Gast gegenüber ihresgleichen in der Wirtschaft sitzt.

Im weiteren Verlauf des Briefes tritt aber auch der Neid und die Missgunst des Ottenheimer Ortsbauernführers über den wirtschaftlichen Erfolg der Familie Häß ganz offen zutage:

Die Hirschwirte haben gar keinen Grund, sich gegen die Kriegsführung aufzulehnen oder zu mäckern, denn sie haben niemanden bei der Wehrmacht und zu Anfang des Krieges, bis die Rheinfront hinfiel, den allergrößten Nutzen, der Beweis ist dadurch erbracht, dass der Häß die Wirtschaft erst vor einigen Jahren erworben, und für ihn keine Belastung mehr ist, denn vor 6 Wochen hat der Häß ein Grundstück innerhalb des Ortes erworben und einen Preis von 4.000 RM dafür bezahlt, solch ein Preis kann nur von einem bezahlt werden, der Geld in Fülle hat.

Die Kreisleitung der NSDAP in Lahr schreibt am 16. Juli 1942:

Frau Lina Häß und auch deren Ehemann sind weder Parteigenossen noch gehören sie einer Gliederung an. Die ganze Familie war noch nie für die nationalsozialistische Bewegung eingestellt. Frau Häß ist sehr schwatzhaft. Eine angemessene Bestrafung wäre angebracht.

Die Ermittlungen wurden auf die Eheleute Häß ausgedehnt

Für die Gestapo waren die Ermittlungen zusätzlich zu diesen Denunziationen auch dadurch noch vereinfacht, da man gegen die Eheleute Häß bereits in früheren Jahren immer wieder Ermittlungen wegen deren nationalsozialistischen Gesinnung durchgeführt hatte. Denn Ernst und Lina Häß standen dem Nationalsozialismus von Anbeginn an mehr als nur distanziert gegenüber und machten aus ihrer ablehnenden Haltung auch niemals ein Geheimnis. Deshalb wurde nicht nur ihr Verhalten, sondern auch ihr Lebensstil sowohl von örtlichen, aber auch von denjenigen sehr kritisch verfolgt, die in jener Zeit auch überörtlich in Institutionen politische Verantwortung trugen.

Erstmals in das Blickfeld der Gestapo geriet Ernst Häß bereits bei der 1937 erfolgten Gründung der Ottenheimer Feuerwehr. Obwohl er durch die Wehrmänner als stellvertretender „Wehrführer“ gewählt worden war, wurde er in dieser Funktion vom Ottenheimer Ortsgruppenleiter Ernst Arndt¹⁶ in vollem Einverständnis mit den übrigen örtlichen nationalsozialistischen Hoheitsträgern aufgrund seiner inneren Einstellung zur Staatsauffassung und politischen Führung abgelehnt. Diese Ablehnung führte dazu, dass der damalige Lahrer Landrat Paul Strack die Lahrer Außendienststelle der Geheimen Staatspolizei beauftragte, zur Sache der Feuerwehr in Ottenheim eingehende und entsprechende Erhebungen vorzunehmen¹⁷. Die Gestapo kam in ihrem Abschlussbericht am 30. Januar 1937 zu folgendem Ergebnis:

- *Dass verschiedene Äußerungen von Ernst Häß belegen, dass man bei ihm keinesfalls von einer nationalsozialistischen Gesinnung reden kann;*
- *dass seine Äußerungen den nationalsozialistischen Geist vermissen lassen, der besonders derjenige in sich aufgenommen haben muss, der irgendwelche Ansprüche auf eine Führerstellung im Dritten Reich zu stellen wünscht.*¹⁸

Gelöst wurde die Personalie im „Führerrat“ der Ottenheimer Feuerwehr mit einem auch durch die örtlichen Hoheitsträger der NSDAP akzeptierten Kompromiss. Dieser sah vor, dass Ernst Häß in das Amt des Schrift- und

Ernst Häß.



Kassenwartes der Feuerwehr wechselte, während Oskar Bucher, der Inhaber dieser Position, zum stellvertretenden Wehrführer ernannt wurde.

All dies wissend nahm die Gestapo die Ermittlungen bezüglich Lina Häß wegen eines Vergehens gegen das Heimtückegesetz auf. Aber aufgrund der beschriebenen Ereignisse wurde auch ihr Ehemann Ernst Häß in die Ermittlungen miteinbezogen und überprüft, ob er sich ebenfalls etwas zuschulden hat kommen lassen. Im Abschlussbericht an den Oberstaatsanwalt beim Sondergericht in Freiburg kam die Gestapo somit zu folgendem Ergebnis:

In politischer Beziehung wird Frau Haess sehr ungünstig beurteilt, desgleichen ihr Ehemann. Einer Partei hat sie vor der Machtübernahme nicht angehört. Sie war jedoch schon damals gegen die NSDAP eingestellt, ebenso ihr Ehemann, und haben diese Einstellung gegen den Nationalsozialismus heute noch. Sie ist ein ausgesprochen schwatzhaftes, vorlautes „Weib“, die über alles zu meckern und zu kritisieren hat. Gerade diese Eheleute hätten Grund zufrieden zu sein, denn sie haben in ihrer Wirtschaft durch die Westwallarbeiten ein sehr schönes Geld verdient und wie man allgemein in Ottenheim sagt, sich „gesund gemacht“. Sie haben keine Angehörigen im Felde stehen und den Krieg kaum oder fast gar nicht gespürt. Ihre Wirtschaft wird als Treffpunkt von örtlichen Meckerern und Nörglern bezeichnet. Im Dorf herrscht allgemeine Genugtuung, dass endlich einmal die Hirschwirtin mit „ihrer grosse Gosch“ und fortwährenden Meckereien gefasst wurde, und dieses ausgerechnet im Elsass. Man ist nämlich im Dorf der Ansicht, dass wenn sie einmal von einem Ortsbewohner angezeigt worden wäre, es man vielleicht als Neid oder Gehässigkeit ausgelegt haben würde.

Ihr Ehemann trat bei der Machtübernahme sofort in den Stahlhelm ein, damit man ihn ja nicht auffordere Mitglied der NSDAP zu werden, für die er nicht das Geringste übrig hatte. Dieses wurde seinerzeit ja von vielen der NSDAP feindlich gestimmten Kreisen als Tarnung angewandt.

Versammlungen der NSDAP und dergl. besucht Frau Haess nicht, ihr Ehemann kaum. Sie sind lediglich Familienmitglied der NSV (Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt, M.F.). Der Ehemann gehört ausserdem der Feuerwehr an. Ihre Spendenbereitschaft wird als minimal bezeichnet. So haben die Eheleute bei der letzten Sammlung für das Deutsche Rote Kreuz 50 Pfennig gegeben. Darüber hat man sich allgemein aufgehalten.

Zusammenfassend wird festgestellt, dass Frau Haess sowie ihr Ehemann vom Nationalsozialismus nicht das Geringste wissen wollen, ausgesprochene Me-

*ckerer sind, ihnen die Volksgemeinschaft ein Fremdwort ist und sie nur sich und ihre Materiellen Vorteile kennen.*¹⁹

Und so kam es, dass der damalige Freiburger Oberstaatsanwalt Dr. Eugen Weiss als Leiter der Anklagebehörde beim Sondergericht Freiburg am 26. August 1942 Anklage wegen eines „Vergehens gegen das „Heimtücke-Gesetz“ erhob. Der Beschuldigten warf er in der Anklageschrift vor, dass sie durch ihre Bemerkung *„Ach was ruhig, es ist ja doch nicht wahr, was die sagen, das haben wir schon oftmals gehört“* öffentlich gehässige, hetzerische und von niedriger Gesinnung zeugende Äußerungen über leitende Persönlichkeiten des Staates und der NSDAP, deren Anordnungen und von ihnen geschaffene Einrichtungen gemacht hat, die geeignet sind, das Vertrauen des Volkes zur polizeilichen Führung zu untergraben.

Das Gerichtsverfahren

Die Hauptverhandlungen vor dem Sondergericht Freiburg zeichneten sich wie im gesamten übrigen Deutschen Reich durch äußerst kurze Verfahrensdauer aus. Die Ladungsfrist, die Zeit also von der Zustellung der Ladung mit der Anklageschrift bis zum Prozesstag, betrug im Fall von Lina Häß gerade einmal zwei Wochen. Und so fand am 10. September 1942 in der Offenburger Außenstelle unter Vorsitz von Landgerichtsdirektor Dr. Georg Orth (Beisitzer waren die Richter Dr. Künstle und Dr. Müller) die Hauptverhandlung statt. Gerichtsassessor Benz war als Vertreter der Staatsanwaltschaft zugegen, während Gerichtsreferendar Horn als Urkundsbeamter der Geschäftsstelle für das Protokoll der Hauptverhandlung zuständig war. Als Verteidiger trat vermutlich Rechtsanwalt Dr. jur. Otto Eichin aus Offenburg auf. Er ist im Urteilstenor zwar nicht als Verteidiger aufgeführt, ist jedoch auf dem Vorblatt der staatsanwaltschaftlichen Ermittlungsakte als Verteidiger genannt. Dr. Eichin, der bereits am 1. Mai 1933 in die NSDAP eingetreten war, war auch noch Mitglied in der SA und dem NSKK (Nationalsozialistischen Kraftfahrerkorps). Darüber hinaus warb er im offiziellen Briefkopf seiner Rechtsanwaltskanzlei damit, dass er Mitglied der NSDAP ist. Er war demnach ein dem Regime treu ergebener Parteigenosse. Weshalb sich Lina Häß, die ja eindeutig gegen den Nationalsozialismus eingestellt war, sich ausgerechnet einen linientreuen Juristen als Verteidiger ausgewählt hatte, lag vermutlich daran, dass sie bei der Wahl eines Rechtsanwalts im Jahr 1942 nicht mehr viele Möglichkeiten hatte. Jüdische

Anwälte gab es nicht mehr und auch politisch Andersgesinnte waren Opfer von nationalsozialistischer Verfolgung. Letztendlich hat es ihr nichts genützt, einen Verteidiger zu haben, der vermutlich die nationalsozialistische Ideologie vertrat. Denn im sondergerichtlichen Verfahren wurde Lina Häß zu einer Gefängnisstrafe von neun Monaten ohne Bewährung verurteilt. Gleichzeitig wurden ihr die Kosten des Verfahrens auferlegt.

Das Urteil stützte sich auf die Aussagen des Steuerinspektors Sandel (Erstein), des Oberwächters Klumpp (Erstein), des Kriminalobersekretärs Schrey (Offenburg) und auf die durch die Gestapo erhobenen Ermittlungen. In den Gründen führte das Gericht unter anderem Folgendes aus:

Die Angeklagte hat öffentlich gehässige, hetzerische und von niedriger Gesinnung zeugende Aussagen über leitende Persönlichkeiten des Staates und der NSDAP, deren Anordnungen und von ihnen geschaffenen Einrichtungen gemacht, die geeignet sind, das Vertrauen des Volkes zur politischen Führung zu untergraben.

Bei der Strafzumessung fiel strafverschärfend ins Gewicht, dass Lina Häß die Äußerung in einer Gastwirtschaft im Elsass gemacht und somit die geistige Aufbauarbeit im neugewonnenen Elsass schwer gefährdet habe. Und weiter steht in der Urteilsbegründung:

Sie hat den Elsässern ein denkbar schlechtes Beispiel gegeben. Außerdem wird sie und auch ihr Ehemann in politischer Hinsicht sehr schlecht beurteilt. Obwohl die Eheleute Häß eine schöne Landwirtschaft und daneben eine gutgehende Gastwirtschaft betreiben und daher finanziell gut dastehen, gilt ihr Lokal als Treffpunkt für Meckerer und Stänkerer. Auch ist sie wegen ihres losen Mundwerkes berüchtigt. Ihre Spendenbereitschaft lässt zu wünschen übrig.

Strafmildernd wurde dagegen berücksichtigt, dass Lina Häß nicht vorbestraft und durch den vorangegangenen Alkoholgenuss angeregt und enthemmt war.

Das Urteil wurde mit seiner Verkündung am 10. September 1942 nachmittags um 16.15 Uhr rechtskräftig.

Der Strafvollzug

Bereits am 24. September 1942 wurde Lina Häß aufgefordert, sich am 9. Oktober 1942 zur Verbüßung der gegen sie erkannten Gefängnisstrafe im Frauengefängnis „Gotteszell“ in Schwäbisch-Gmünd einzufinden. In dieser Aufforderung zum Strafantritt wurde ihr gleichzeitig mitgeteilt, dass während des Krieges Reinigungsmittel wie Waschlappen, Zahnbürste, Zahnputzpulver und Kamm zum Strafantritt mitzubringen sind.²⁰

Die Ladung zum Strafantritt erfolgte jedoch in der Haupterntezeit für Kartoffeln, Futterrüben und Weißrüben. Hierfür wurde für das Einbringen der Ernte und den hierzu vorzunehmenden landwirtschaftlichen Arbeiten jede helfende Hand dringend benötigt. Außer dem Ehemann standen hierfür lediglich noch ein 65-jähriger kriegsbeschädigter Mann sowie der erst 13-jährige Sohn Siegfried zur Verfügung. Deshalb stellte Rechtsanwalt Dr. Otto Eichin am 3. Oktober 1942 bei der Staatsanwaltschaft Freiburg den Antrag, den Zeitpunkt des Strafantritts von Lina Häß vom 9. Oktober auf den 1. November 1942 zu verlegen. Dem Antrag entsprach die Staatsanwaltschaft Freiburg am 5. Oktober 1942. Im entsprechenden Beschluss ist jedoch unmissverständlich vermerkt: Weiterer Strafausstand kommt nicht infrage.²¹

Hochzeitsfoto Siegfried und Martha Häß geb. Stubanus am 23.08.1956; Lina Häß sitzt links neben der Braut.



So trat sie am 3. November 1942 nachmittags um 15 Uhr ihre Strafe an. Die Kleidung, die sie bei ihrer Aufnahme erhielt, bestand aus einem Kleid, einer Schürze, Strümpfen, einem Schulter- oder Kopftuch und einfachen Holzpantoffeln. Nach der in der Personalakte des Gefängnisses verwahrten ärztlichen Untersuchung konnten außer mäßigen Krampfadern keine gesundheitlichen Einschränkungen festgestellt werden, sodass sie als Näherin und zu Flickarbeiten herangezogen wurde.

Was den alltäglichen Ablauf des Strafvollzuges betraf, so bekam Lina Häß die volle Wucht der am 22. Juli 1940 neu erlassenen Strafvollzugsordnung der Reichsjustizverwaltung zu spüren. Denn in diesen Dienst- und Vollzugsvorschriften waren für die Gefängnisinsassen drastische und menschenverachtende Einschränkungen festgelegt. Unter anderem, dass Strafgefangene in den ersten sechs Monaten ihrer Strafverbüßung für die geleistete Tätigkeit keine Entlohnung erhielten. Auch mussten sie in diesem Zeitraum die Haft in Einzelzellen verbringen, durften weder Briefe schreiben noch welche erhalten. Besuche waren ausschließlich aus gewichtigen Gründen erlaubt. Dieser verschärfte Anfangsvollzug sollte besonders bei kürzeren Strafen die Strafe einprägsamer gestalten, so die Vollzugsordnung.

Strafunterbrechung

Am 22. März 1943 stellte Rechtsanwalt Dr. Eichin den Antrag, die Strafvollstreckung bis zum 1. November 1943 zu unterbrechen, um Lina Häß für die Vornahme dringender landwirtschaftlicher Arbeiten zu beurlauben. Der damalige Ottenheimer Bürgermeister Heinrich Benz²² befürwortete in einer dem Antrag beigefügten Bescheinigung das Gesuch. Damit sie den landwirtschaftlichen Arbeiten im Sommer und Herbst nachkommen konnte, gewährte die Staatsanwaltschaft am 31. März 1943 die beantragte Strafunterbrechung. Somit wurde Lina Häß am 3. April 1943 bis zum 1. November 1943 aus dem Frauengefängnis entlassen.

In dieser Zeit muss sich bei den örtlichen nationalsozialistischen Hoheitsträgern die Meinung über Lina Häß grundlegend geändert haben. Wie sonst ist es zu verstehen, dass der Ottenheimer Ortsgruppenleiter Ernst Arndt, Ortsbauernführer Wilhelm Ziegler sowie Bürgermeister Heinrich Benz im Oktober 1943 der Staatsanwaltschaft Freiburg eine Bescheinigung vorlegten, wonach *ohne die Mithilfe & Mitarbeit der Ehefrau der Betriebsinhaber nicht in der Lage wäre,*

*seinen Ablieferungsverpflichtungen in vollem Umfange nachzukommen.*²³ Daraufhin verlängerte die Staatsanwaltschaft Freiburg die Strafunterbrechung ausnahmsweise und letztmalig bis zum 15. Januar 1944.²⁴ Ernst Häß wurde im Dezember 1943 als Notdienstpflichtiger zur Luftschutzpolizei nach Köln eingezogen. Daraufhin stellte Anwaltsassessor Walter Scheffel als allgemeiner Stellvertreter von Rechtsanwalt Dr. Eichin den Antrag, die Reststrafe von Lina Häß im Gnadenwege zu erlassen. Hilfsweise beantragte er, bis zur Entlassung des Ehemannes einen weiteren Strafausstand zu gewähren. Denn müsste Lina Häß die Strafe zum 15. Januar 1944 antreten, so wäre die Landwirtschaft nur dem 55-jährigen kriegsversehrten Knecht überlassen. Doch dieser verfüge als früherer Beamter nicht über die genügenden landwirtschaftlichen Kenntnisse, so die Begründung.

Der Vorstand des Frauengefängnisses in Gotteszell, der zum beantragten Gnadenerlass Stellung nehmen musste, äußerte sich wie folgt:

Die Lina Häß hat sich durchaus geordnet geführt und willige und zufriedenstellende Arbeit geleistet. Da sie nicht vorbestraft ist, würde einem Gnadenerweis nichts entgegenstehen. Bei der Art der Verfehlung halte ich jedoch jetzt schon eine bedingte Strafaussetzung nicht für angebracht, ich trete aber der Bewilligung weiterer einfacher Strafunterbrechung nicht entgegen.

Oberstaatsanwalt Dr. Weiss gewährte ihr deshalb am 19. Januar 1944 zwar einen weiteren Strafausstand bis 15. April 1944, jedoch keinen Straferlass.

Anfang April war Ernst Häß immer noch in Köln als Notdienstpflichtiger einberufen. Somit hatte sich sowohl die familiäre wie auch die betriebswirtschaftliche Situation der Familie Häß nicht verändert. Infolgedessen beantragte Anwaltsassessor Scheffel als Vertreter des in den Kriegseinsatz einberufenen Rechtsanwalts Dr. Eichin am 5. April 1944 erneut, den Rest der Strafe im Gnadenwege zu erlassen. Wie es die seinerzeitige Gnadenordnung vorsah, waren dem Gesuch je eine Bescheinigung des Ottenheimer Ortsbauernführers Wilhelm Ziegler sowie des Ortsgruppenleiters Ernst Arndt beigefügt. Beide unterstützten das Gnadengesuch. Und auch der Vorsteher des Frauengefängnisses trat am 11. April 1944 einer Bewilligung von bedingter Strafaussetzung jetzt nicht mehr entgegen.

Entlassung im Gnadenwege

Der Zeitablauf und das währenddessen gezeigte Verhalten können auch bei einem Gnadenerlass Bedeutung haben. Vielleicht waren es diese Faktoren für eine Neuurteilung der Gnadenfrage. Denn obwohl sich an der Situation vom Januar 1944 nichts geändert hatte, sah der Freiburger Oberstaatsanwalt nunmehr, nachdem weitere drei Monate seit dem letzten Antrag vergangen waren, offensichtlich Gründe für eine Neuurteilung der Gnadenfrage. Denn immerhin war Lina Häß bereits seit einem Jahr schon auf freiem Fuß und hatte sich in dieser Zeit nichts mehr zuschulden kommen lassen. Hinzu kam, dass nunmehr sämtliche Stellungnahmen positiv ausgefallen waren. Auf jeden Fall setzte Oberstaatsanwalt Dr. Weiss am 25. April 1944 die noch zu verbüßende Reststrafe von 122 Tagen im Gnadenweg auf drei Jahre zur Bewährung aus. Als Voraussetzung für einen endgültigen Straferlass zum 1. Mai 1947 waren eine gute Führung, jeden Wohnungswechsel anzuzeigen und eine Geldbuße in Höhe von 200 Reichsmark an die Staatskasse zu entrichten.²⁵

Weshalb Oberstaatsanwalt Dr. Weiss seine Gesinnung innerhalb von etwas mehr als drei Monaten und ohne dass eine Änderung in der Lebensführung von Lina Häß oder den sonstigen Verhältnissen stattgefunden hat, geändert hat, geht aus den Akten nicht hervor.

Siegfried Häß, der Sohn von Ernst und Lina Häß, erzählte mir 2017, dass sein Vater den Freiburger Oberstaatsanwalt mit Lebensmitteln versorgt und ihn dadurch umgestimmt habe, den Gnadenerlass zu gewähren. *„Wenn ihr dem Oberstaatsanwalt nichts zukommen lasst, wird sie nie und nimmer begnadigt, hatte eine in Ottenheim wohnhafte Mitarbeiterin der Freiburger Staatsanwaltschaft seinerzeit meinen Eltern gesagt“*, so Siegfried Häß. *„Mein Vater ist dann nach Freiburg gefahren und hat dem Staatsanwalt ein ‚hinteres Schinkel‘²⁶ gebracht.“* Nur wenige Tage später sei dann der gewährte Gnadenerweis zugestellt worden. *„Allerdings musste meine Mutter unterschreiben, dass sie sowohl über die Haft wie auch über die im Gefängnis vorherrschenden Bedingungen Stillschweigen bewahrt“*, so Siegfried Häß, der nur sechs Wochen nach diesem Gespräch im Alter von 88 Jahren verstorben ist.

Rehabilitation

Das Kriegsende und die damit verbundene Ausschaltung der Gewaltherrschaft Adolf Hitlers durch die Alliierten brachten nicht nur das Ende der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft, sondern auch den Zusammenbruch der Gerichtsbarkeit. „*Alle deutschen Gerichte werden bis auf weiteres geschlossen*“, heißt es in der Proklamation Nr. 1, die General Dwight D. Eisenhower als Oberkommandierender der alliierten Streitkräfte erließ. Gleichzeitig wurde in der Proklamation Nr. 3 (Grundsätze für die Umgestaltung der Rechtspflege) ausdrücklich festgelegt:

Der Volksgerichtshof, die Gerichte der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei und die Sondergerichte sind aufgehoben. Ihre Wiederherstellung ist verboten.

Im französisch besetzten Teil Badens wurde noch 1945 eine sogenannte Straftilgungskommission eingerichtet.²⁷ Diese sollte Verurteilungen wegen Handlungen tilgen, die in der Zeit vom 30. Januar 1933 bis 8. Mai 1945 ausschließlich aus politischen, rassenmäßigen oder weltanschaulichen Gründen aus Gegnerschaft zum Nationalsozialismus begangen worden sind oder allein nach nationalsozialistischen Auffassungen zu bestrafen waren.

Da die Verurteilung von Lina Häß wegen eines Vergehens gegen das Heimtückegesetz ohne Zweifel aus politischen Gründen erfolgte, beantragte sie die Tilgung des Urteils. Es war lediglich ein formaler Akt, dass die Tilgung des Urteils gemäß der allgemeinen Anordnung der Militärregierung in Baden vom 31. Oktober 1945 am 8. Januar 1946 erfolgte.²⁸

Zwei Jahre später, am 2. Januar 1948, hob die I. Strafkammer des Landgerichts Freiburg das Urteil gemäß der „Landesverordnung vom 23. Dezember 1946“ auf.²⁹ Diese Verordnung bestimmte, dass alle gerichtlichen Verurteilungen, die zwischen 1933 und 1945 wegen „politischer, rassenmäßiger oder weltanschaulicher Gründe aus Gegnerschaft zum Nationalsozialismus“ gefällt wurden, aufzuheben seien.

Damit war Lina Häß vollständig rehabilitiert und von jeglicher Schuld freigesprochen.

Quod non est in actis non est in mundo

Heißt: „Was nicht in den Akten ist, ist auch nicht in der Welt.“ Also das, was nicht aufgeschrieben ist, ist verloren. Das trifft im Besonderen auf das beschriebene Geschehen zu. Wäre im Staatsarchiv Freiburg nicht die Ermittlungsakte der Staatsanwaltschaft Freiburg, das Gerichtsurteil und auch die Gnadenakte sowie im Staatsarchiv Ludwigsburg die Personalakte des Frauengefängnisses „Gotteszell“ in Schwäbisch-Gmünd von Lina Häß verwahrt, wäre dieser Fall wohl schon längst vergessen. Denn nur dadurch, dass die genannten Akten archiviert wurden, konnte das Geschehene überhaupt rekonstruiert werden.

Zu den genannten Akten fanden sich auch noch andere „Zufallsfunde“, die eigentlich nichts mit dem „Fall Häß“ zu tun hatten. Diese gaben aber vielschichtige Einblicke in den Lebens- und Arbeitsalltag der Dorfbewohner, in die seinerzeitigen politischen Zustände Ottenheims und in die von der NSDAP-Ortsgruppe organisierte „Volksgemeinschaft“. Insbesondere konnten aus diesen Akten, Protokollen und sonstigen Unterlagen Erkenntnisse gewonnen werden, wie die nationalsozialistischen Parteiführer im Dorf agierten.

Es ist richtig, das Geschehene zu dokumentieren, damit nicht vergessen wird, wie schwierig das Leben von andersdenkenden Menschen in den zwölf Jahren der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft war. Vor diesem Hintergrund ist es wichtig, allgemein weiter nachzufragen, aufzuklären und das Stattgefundene publik zu machen. Deshalb soll der Beitrag mithelfen, eine weitere Lücke im Wissen über die Ottenheimer NS-Zeit zu schließen. Gleichzeitig möge er Anstoß und Signal zugleich sein, um ein grundsätzliches Erinnern an das Schicksal eines jeden einzelnen Opfers sowie an alles Unrecht und alle Unmenschlichkeiten des Nationalsozialismus' wachzuhalten.

Für die Unterstützung sei recht herzlich gedankt:

Frau Regina Brischle, Stadtarchivarin bei der Stadt Offenburg; Monsieur Jean-Louis Eschbach, Vize-Präsident der Association Le Viel Erstein; Herrn Siegfried Häß (†) in Ottenheim; Herrn Dr. Kurth Hochstuhl, Archivdirektor des Staatsarchivs Freiburg; Herrn Jochen Rees, Referatsleiter im Staatsarchiv Freiburg; Frau Prof. Dr. Maria Magdalena Rückert, Referatsleiterin im Staatsarchiv Ludwigsburg; Herrn Rechtsanwalt Tilman Winkler, Geschäftsführer der Rechtsanwaltskammer Freiburg.

Literatur

- FREISLER, ROLAND, *Die Arbeit der Sondergerichte in der Kriegszeit*, Berlin 1939.
- *Amtliche Sonderveröffentlichungen der Deutschen Justiz*, Nr. 21. Berlin 1940.
- WÜLLENWEBER, HANS, *Sondergerichte im Dritten Reich*, Frankfurt am Main 1990.
- ANGERMUND, RALPH, *Deutsche Richterschaft 1919–1945*, Frankfurt am Main 1990.
- HENSLE, MICHAEL P., *Die Todesurteile des Sondergerichts Freiburg 1940–1945. Eine Untersuchung unter dem Gesichtspunkt von Verfolgung und Widerstand*. München 1996.
- *Die Amtsvorsteher der Oberämter, Bezirksämter und Landratsämter in Baden-Württemberg 1810 bis 1972*; herausgegeben von der Arbeitsgemeinschaft der Kreisarchive beim Land-Kreistag Baden-Württemberg, Tübingen 1996.

Anmerkungen

¹ StAF A 47/1 Nr. 1222.

² § 2 Abs. 2 des Gesetzes gegen heimtückische Angriffe auf Staat und Partei und zum Schutz der Parteiuniformen.

³ Freisler, Roland, *Die Arbeit der Sondergerichte in der Kriegszeit*, Berlin 1939, S. 5 ff.

⁴ Wüllenweber, Hans, *Sondergerichte im Dritten Reich*, Frankfurt am Main 1990, S. 7, 18.

⁵ Angermund, Ralph, *Deutsche Richterschaft 1919–1945*, Frankfurt am Main 1990, S. 205 ff.

⁶ Die Schutzhaft war während der nationalsozialistischen Herrschaft das am häufigsten angewendete Mittel, politische Gegner oder andere den Nationalsozialisten missliebige Menschen aus dem öffentlichen Leben zu entfernen. Die Verordnung des Reichspräsidenten zum Schutz von Volk und Staat vom 28. Februar 1933 (vgl. Rnd-Nr. 1) bildete für die Nationalsozialisten hierfür die Grundlage.

⁷ Hensle, Michael P.: *Die Todesurteile des Sondergerichts Freiburg 1940–1945. Eine Untersuchung unter dem Gesichtspunkt von Verfolgung und Widerstand*. München 1996.

⁸ Ortssippenbuch Ottenheim, OSP-Nr. 1036.

⁹ StAF A 47/1 Nr. 1222.

¹⁰ StAL E 356 i Bü 4937.

Das Staatsarchiv Ludwigsburg verwahrt im Bestand „Frauenstrafanstalt Gotteszell: Gefangenentagebücher und Personalakten“. Unter der Signatur E 356 i Bü 4937 ist unter Nr. 5904 die Gefangenepersonalakte Lina Häß mit Laufzeit 1942–1950 verwahrt. Die Unterlagen umfassen etwa 50 Seiten. Im Gefangenentagebuch von 1942 ist sie unter der Gefangenenummer E 356 i Bd 51 eingetragen. In der genannten Personalakte hat Lina Häß am 6. Dezember 1942 auch einen Lebenslauf niedergeschrieben, aus dem bezüglich der persönlichen Verhältnisse zitiert wird.

¹¹ Das ehemalige Gasthaus „Zum Hirschen“ in der Ottenheimer Unterdorfstraße 5 wurde 1822 von Johann Jacob Häß (* 16.4.1790 † 25.9.1874) und dessen Ehefrau Maria Salome

geb. Nüblinger (* 1.12.1800 † 16.8.1870) (Ortssippenbuch Ottenheim; OSP-Nr. 1001) erbaut. Dies waren die Urgroßeltern sowohl von Ernst wie auch von Lina Häß.

¹² StAF A 47/1 Nr. 1222.

¹³ In der Ermittlungsakte der Gestapo sprechen sowohl die vernommenen Zeugen wie auch die Beschuldigte Lina Häß selbst immer nur von der „Wirtschaft Gleis“ in Erstein. Hierbei handelt es sich um das ehemalige Gasthaus und Bierbrauerei „Zum Engel“ in der Rue Mercière, das zum damaligen Zeitpunkt von Karl Kleis als Gastwirt betrieben wurde.

Dem „Archives Municipales d’Erstein“ sowie der „Association Le Vieil-Erstein“ sei jeweils für die überaus hilfreichen Hinweise, für die gewährte Unterstützung und insbesondere für die Fotografie mit dem Gasthaus „Zum Engel“ gedankt.

¹⁴ StAF A 47/1 Nr. 1222. Das Protokoll wurde am 17. Juli 1942 vom Meister der Gendarmerie, Russ, auf dem Gendamerieposten Erstein aufgenommen.

¹⁵ Wilhelm Ziegler (* 31.1.1899 † 20.3.1981), der in der Hüfenstraße eine umfangreiche Landwirtschaft betrieb, gehörte als „Ortsbauernführer“ zur dörflichen nationalsozialistischen Führungsebene.

¹⁶ Ernst Arndt (* 2.5.1889 † 14.4.1945) führte in der heutigen Schwarzwaldstraße in Ottenheim eine gutgehende Baumschule, die er von seinem Vater Georg Arndt übernommen hatte. Als Ortsgruppenleiter war er für alle Belange der gesamten Bevölkerung und nicht nur für die Parteimitglieder verantwortlich und war somit der ranghöchste nationalsozialistische Parteifunktionär Ottenheims. Beim Versuch, ein durch alliierten Beschuss in Brand gesetztes Haus in der heutigen Frankenstraße zu löschen, verunglückte er beim Einsturz einer Wand und erlitt dabei tödliche Verletzungen.

¹⁷ StAF B 717/2 Nr. 5219.

¹⁸ StAF B 717/2 Nr. 5219.

In den Erhebungen der Gestapo wurden aber auch die damals vorhandenen dörflichen „Machtstrukturen“ mit der seinerzeitigen allgemeinen kommunalpolitischen Einstellung der Ottenheimer Bevölkerung aufgezeigt. Demnach war die Bevölkerung kommunalpolitisch in drei Teile gespalten. Es gab eine „Wenz-Partei“, eine „Häß-Partei“ und eine „Neutrale Partei“.

¹⁹ StAF A 47/1 Nr. 1222.

²⁰ StAL E 356 i Bü 4937.

²¹ StAF A 47/1 Nr. 1224.

²² Heinrich Benz (* 27.11.1897 † 14.3.1980) wurde nach der krankheitsbedingten Dienstunfähigkeit von Bürgermeister Julius Häß (* 25.4.1880 † 5.3.1944) am 3. Oktober 1941 durch die Lahrer Kreisleitung der NSDAP als Bürgermeister von Ottenheim eingesetzt. Vgl. StAF G 16/8 Nr. 1268.

²³ StAF A 47/1 Nr. 1225.

²⁴ StAF A 47/1 Nr. 1224.

²⁵ StAF A 47/1 Nr. 1225.

²⁶ Der „hintere Schinken“ wird auch Schweinekeule genannt und ist das größte Teilstück des Schweines.

²⁷ Anordnung der Militärregierung in Baden (franz. Zone) vom 31. Oktober 1945 Nr. 7310/726/45 Just/JA.

²⁸ StAF A 47/1 Nr. 1222.

²⁹ Amtsblatt der Landesverwaltung Baden – Französisches Besatzungsgebiet, Seite 151–153 „Landesverordnung über die Aufhebung von Urteilen der Strafgerichte und die Beseitigung nationalsozialistischer Eingriffe in die Strafrechtspflege“ vom 23. Dezember 1946.

Die ehemalige Klostermühle in Schuttern

Das Mühlrad in der Schutter dreht sich schon lange nicht mehr

Von Ekkehard Klem

Auch heute fließt die Schutter noch durch das Gelände der ehemaligen Benediktinerabtei. Sie versorgte die barocke Klosteranlage mit frischem Wasser, füllte den Fischteich, versorgte die Springbrunnen und spendete reichlich Wasser für die große Gartenanlage, in der die Mönche ihre Andacht pflegen und ihr Gemüse und Obst anbauen konnten. Eine weitere Aufgabe des Flusses war jedoch, das große Mühlrad im Bachbett der Schutter anzutreiben. Man sieht heute nichts mehr vom Gebäude der ehemaligen Klostermühle. Das Klappern des Mühlrades und das Donnern des Wassers, wenn es das große Wasserrad antrieb, sind schon lange verstummt. Der Standort der Klostermühle ist bekannt, an der senkrechten Uferwand der Schutter lässt sich noch gut erahnen, wo das Mühlrad einmal stand und über Getriebe und Gestänge das steinerne Mahlwerk in Bewegung setzte. Auch im Bachbett zeugen Steine noch vom Wasserzufluss und der Fundamentierung des Mühlrades. Die Brücke auf das östliche Betriebsgelände ist noch vorhanden.



Ein Gruß aus Schuttern, die kolorierte Postkarte datiert um 1900. Der Fotograf stand im Klosterhof, der heutigen Klosterstraße. Auf dem Vorplatz der Kirche lagert noch Abbruchholz, das zum Verkauf ausgeschrieben ist. Die Klostermühle ist damals bereits im Privatbesitz.

Die Schutter

Der Name des Flusses „Schutter“ stammt aus dem Keltischen. „Scutra“ oder „Scuttera“ sind Begriffe für schnell dahinfließend. Die Schutter entspringt auf 680 m Höhe zwischen dem Hühnersedel und dem Gaisberg. Sie fließt dann in nordwestlicher Richtung durch das nach ihr benannte Schuttertal. Nach ca. 25 km erreicht die Schutter Lahr, um dort nach Norden abzubiegen. Nach weiteren 30 km mündet die Schutter bei Kehl in die Kinzig. Bei vier Ortsnamen, Schuttertal, Schuttern, Schutterzell und Schutterwald, war die Schutter Taufpatin.¹

In Schuttern selbst kommt die Schutter aus südlicher Richtung von Hugsweier und durchfließt die Klosteranlage der ehemaligen Benediktinerabtei. Der Fluss musste das große Mühlrad der Klostermühle antreiben und füllte die Schutzgräben des Klosters. Sie fließt danach unter dem ehemaligen Refektorium hindurch und tritt dann aus dem Klosterbereich aus. Bevor die Schutter die Gemarkung in Richtung Schutterzell verlässt, wird sie von einer schönen steinernen Bogenbrücke überspannt. Die Brücke trägt im Volksmund den Namen „Marie-Antoinette-Brücke“ und erinnert an deren Besuch am 6. Mai 1770 im Kloster Schuttern.

Jahrhundertlang war die Schutter auch ein wichtiger Energielieferant. Nach dem Badischen Wasserkraftkataster von 1925 hat die Schutter damals nicht weniger als 36 Wasserkraftanlagen mit insgesamt 47 Wasserrädern und 12 Generatorenkraftanlagen mit 17 Turbinen angetrieben, darunter Kundenmühlen, Hammerschmieden, Ölmühlen, Gerstestampfen, Hanfreiben, Sägewerke, Licht- und Kraftanlagen, aber auch Haus- und Hofmühlen². Die Klostermühle Schuttern war 1925 noch in Betrieb, jedoch schon im Privatbesitz.

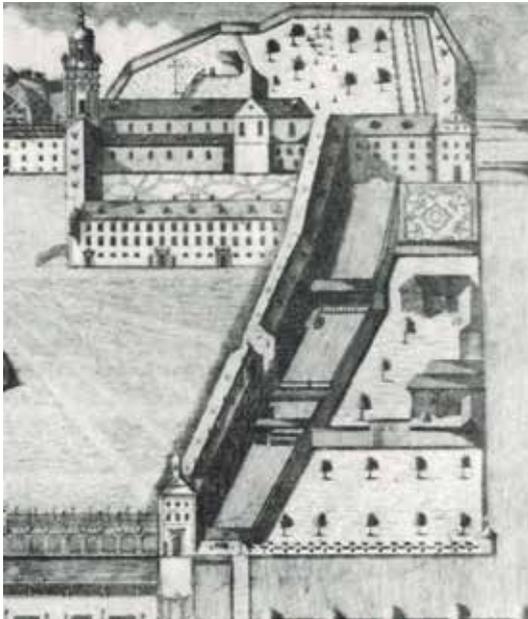
Erste Hinweise auf eine Klostermühle

Die Vogtei, d. h. die weltliche Herrschaft über das Kloster Schuttern, ging durch Vertrag von 1327 von den Tiersbergern (Diersburg) auf die Geroldsecker über. In diesem Vertrag erfolgte auch die Erhebung des Klosterdorfes zur Stadt. Im Gegenzug wurde die Erlaubnis zum Bau eines herrschaftlichen Hauses mit Graben, also ein Schloss, erteilt.³

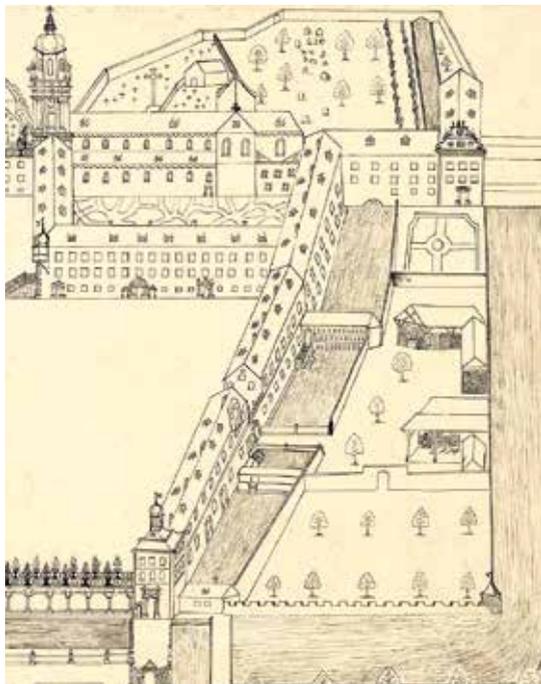
Das Schloss war stark befestigt. Außerdem hatte der Geroldsecker Diebolt die Schutter, die durch den Klosterbezirk floss und die Klos-

termühle antrieb, ableiten lassen, offenbar um den Wassergraben der Burg zu füllen und das Vorgelände zu versumpfen.

Mit der Errichtung der geroldseckischen Burg wurde auch die Klosteranlage in das Verteidigungskonzept eingebunden. In dieser Zeit



dürfte auch die Anlegung der Wassergräben auf der West- und Südseite des Klosters erfolgt sein. Im Osten entstand der Sandgraben. Das Wasser der Schutter füllte die Gräben im Außenbereich und konnte auch weiterhin die im Innenbereich des Klosters liegende Mühle versorgen.⁴



Das Schloss wurde um 1330 erbaut, wurde aber durch Kriegswirren mehrfach zerstört. Der Schutterer Abt teilt dem Markgrafen von Baden-Durlach 1679 mit, dass von der Burg nur noch ein von Büschen und Schilfrohren umwachsender Steinhaufen vorhanden sei.⁵

Aus der Stadt mit Mauern und Gräben wird wieder ein „Flecken“ oder „Dorf“. Das Schloss oder die Burg wurde nie mehr wieder errichtet. An diese epochale Zeit erinnert

Zwei Ausschnitte mit einer Ansicht des Bereichs der Klostermühle aus dem Schönbächlerstich (oben) und eine Nachzeichnung des gleichen Motivs (unten) durch den Kanzlei-Assistenten Ludwig Kenzler, Karlsruhe.

Die Klostermühle befindet sich an der süd-östlichen Seite der Klosteranlage. Die Schutter fließt an der östlichen Außenwand entlang. Auf der Zeichnung ist gut die überdachte Stauwand, dahinter das Mühlrad und die Brücke zu den Wirtschaftsgebäuden der Mühle zu erkennen.

Der sogenannte Schönbächlerstich wird auf Grund der gezeigten Bausubstanz auf die Jahre 1739-1767 datiert.

Foto: Archiv Historischer Verein Schutterern 603 e.V. und GLAK, G Schutterern 17

heute jedoch noch die Gewannbezeichnung „Schlossmatt“. Es handelt sich hierbei um den Bereich zwischen der Gärtnerei Eddy Haid und dem Aussiedlerhof Bernd Geiger. Dieses Gebiet wurde von der Denkmalpflege inzwischen als Archäologisches Bodendenkmal ausgewiesen.⁶

Wie sah die Klostermühle aus?

Dank zweier Ansichtspläne des Kupferstechers Franz Xaver Schönbächler aus Einsiedeln in der Schweiz wird uns die Klostermühle Schuttern vorgestellt. Die Datierung dieser Pläne lässt sich aufgrund der abgebildeten Bausubstanz in den Zeitraum 1720/1767 einordnen⁷. Die Mühle befindet sich am südlichen Ende des Ostflügels der Abtei und liegt auf der westlichen Seite der Schutter. Das Gebäude ist zweistöckig und endet mit einem Pavillon. Das Giebeldach ist nach Süden ausgerichtet. Die Klosteranlage wird im Westen, Süden und Osten durch Wassergräben geschützt, die von der Schutter gespeist werden. Die Schutter strömt durch den Klosterbezirk direkt am Mühlengebäude vorbei, sie kann über ein Wehr reguliert und in den Sandgraben umgeleitet werden. Das Mühlrad befindet sich am nördlichen Gebäudeende, ein Sperrwehr leitet das Wasser direkt auf das Mühlrad. Am nördlichen Ende des Mühlengebäudes führt eine Brücke über die Schutter und verbindet das Klostergelände mit den wirtschaftlichen Gebäuden wie Holzremisen, Metzsig, Schweineställen und dem Hühnerhof.⁸

Das Mühlengebäude ist jedoch erheblich älter als der Kupferstich von Schönbächler. Abt Jakob Vogler, der von 1688 bis 1708 dem Kloster vorstand, hat bis kurz vor seinem Tod in lateinischer Schrift ein Tagebuch geschrieben. Er baute das Innere des Klosters, das im Dreißigjährigen Krieg stark zerstört und geplündert wurde, wieder auf. Er musste jedoch in den französischen Eroberungskriegen selbst Plünderungen erleben. Die Einträge in der Zeit vom 28. 4. bis 14. 5. 1689 geben uns einige Auskünfte über die Klostermühle. Am 28. 4. kam der Schmied von „Kirzell“ (Kürzell) und musste beim Bau der Wassermühle und beim Herstellen der Nägel für den Kanal arbeiten. Die Mühle selbst war im Bestand bereits vorhanden. Hauptaufgabe war jedoch die Kanalisierung und Uferbefestigung der Schutter. Während der Stabilisierung des Schutterbettes wurde das Wasser in den Sandgraben abgeschlagen. Anfang Mai führten die Friesenheimer Stämme aus dem Wald, die Leute von Kürzell, Schutterzell, Hei-

ligenzell und Oberschopfheim arbeiteten beim Ausheben der Erde für den Kanal. Nachts bewachten die Tagelöhner abwechselungsweise das Wasser und die Wassermühle. Die Hälfte der Gemeinde arbeitete beim Auffüllen der Kanalwände. Am 6.5. gab es reichliche Regenfälle. Obwohl das Werk noch nicht vollendet war, jedoch schon so weit gediehen, dass das Wasser ohne Gefahr über die Oberfläche der Pflasterung fließen konnte, wurde das Sperrwehr geöffnet. Der Mühle, die schon vier Wochen still lag, konnte genügend Wasser zugeführt werden. Abt Vogler fasst im Tagebucheintrag vom 14.5.1689 die Baumaßnahme nochmals zusammen und stellt fest, dass nichts unterlassen wurde, was zur soliden Ausführung des Kanals erforderlich war.⁹

Marie Antoinette am 6. Mai 1770 im Kloster Schuttern

Die Abtei Schuttern war von Kaiserin Maria Theresia als Nachtquartier für ihre Tochter, die Dauphine Marie Antoinette, ausgewählt worden. Sie war auf ihrer Reise nach Paris, um dort den französischen König zu heiraten. Für insgesamt 257 Personen mussten im Kloster Schlafmöglichkeiten gestellt werden. Die Klostermühle war zweistöckig und konnte daher im Obergeschoss als Unterkunft ausgebaut bzw. neu eingerichtet werden. In fünf Räumen der Mühle wurden insgesamt 19 Betten aufgestellt.

Die Mühle selbst war anlässlich des Besuches der Dauphine in einem guten Bauzustand. Laut Akkord vom 1. Juli 1751 war die Mühle durch Johannes Langenbach, Werkmeister von löblicher Stadt Lahr, für 320 Gulden neu hergestellt worden. Dem Meister und seinem Jungen war ferner, während der Arbeit, die Kost und freies Quartier im Gotteshaus zugesagt.¹⁰

Aus der Schlussrechnung für die Übernachtung der Gäste des Hochzeitszuges ist ersichtlich, dass neue hölzerne Bettgestelle, Strohsäcke und Strohkissen unter die Pfulgen (Kopfkissen) bestellt wurden. Unterstellt werden kann, dass die Klostermühle während des hohen Besuches nicht in Betrieb war und die Gäste nicht mit ihrem Geklapper störte. Das Rauschen der vorbeifließenden Schutter war jedoch zu erdulden und konnte nicht abgestellt werden.¹¹

Das Kloster Schuttern mit Klostermühle wird badisch

Die Übergabe des französisch besetzten Breisgau und der Ortenau erfolgte im April 1806, erst zu diesem Zeitpunkt war auch die Landesherrschaft an Baden übertragen worden. Die in das Leben gerufene „Klosterorganisationskommission“ erklärte mit Wirkung vom 31.8.1806 die Auflösung des Klosters und den Übergang in die Verwaltung des Staates. Ziel der Kommission war die Veräußerung der gesamten Klosteranlage. Bereits am 26.9.1809 gab es im Gasthaus „Adler“ einen ersten Versteigerungsversuch. Die Angebote wurden jedoch nicht akzeptiert, die Mühle sollte danach nicht mehr verkauft, sondern nur noch verpachtet werden.

Nachdem im Sommer 1812 ein Straßburger Handelshaus am Kloster, der Mühle und an den Gärten Interesse bekundet hatte, wurde von der Landesherrschaft ein Gebäudegutachten erstellt und am 29.3.1813 die öffentliche Versteigerung ausgeschrieben. Durch diese Versteigerungsanzeige wird uns die gesamte Klosteranlage mit Gebäuden und Liegenschaften vorgestellt. Natürlich wird auch die Klostermühle beschrieben:

Auf dem linken Flügel steht die zweistöckige Mahlmühle mit 2 Gängen und einer Hanfriebe, Gyps-, Schleif- und Ölmühle, sodann die ehemalige Metzsig, Schmidtwohnung und Werkstätte sammt Waschhaus, welche sämmtlich in der zweyten Etage viele Zimmer für Domestiken enthalten.¹²

Die Gemeinde Schuttern kämpft um ihre Mühle

Bereits wenige Tage nach der öffentlichen Ausschreibung der Versteigerung geht am 2.4.1813 ein Brandbrief der Gemeinde Schuttern an das Großherzogliche Kreisdirektorium mit der Bitte, die Klostermühle zu Schuttern zu schützen. Es wird darauf hingewiesen, dass die Gemeinde Schuttern seit undenklichen Zeiten mit der Verbindlichkeit beladen ist, das Wasser der Schutter, das für den Betrieb der Klostermühle notwendig ist, jährlich zu reinigen. Als Gegenleistung für diese Last erhält die Gemeinde 1 Ohm Wein und 6 Laib Brot für die Fröhner und das Recht, dass jeder Bürger seine Früchte in der besagten Mühle mahlen lassen kann. Es wird darauf hingewiesen, dass im Ort keine weitere Mühle vorhanden ist und durch die anstehende Veräußerung die Schutterner Nutzer in eine fremde Mühle getrieben würden. Es folgt der Vorschlag, in die Versteigerungsbe-

dingungen noch aufzunehmen, dass der neue Eigentümer für die Gemeinde Schuttern für alle Zukunft ein Mahlgang ununterbrochen in vollständigem brauchbarem Zustand zu erhalten habe. Bei Ermangelung dieser Möglichkeit wird weiter um Überprüfung gebeten, ob der Gemeinde Schuttern die besagte Klostermühle für das Meistgebot eigentümlich zugeführt werden könne. Im letzten Falle aber wenigstens zu gestatten, dass nach dem Verkauf der Mühle an einen fremden Steigerer der Gemeinde erlaubt werde, am Schutterner Fluss eine neue Mühle zu erbauen.¹³ Die Ängste der Schutterner Bürger waren jedoch bald verfliegen. Die Versteigerung endete mit einem Fiasko. Für das Klosteranwesen gab es keinen Bieter, für die Klostergrundstücke wären Käufer vorhanden gewesen. Die Regierung versagte jedoch den Zuschlag und hob die Versteigerung auf. Nach dem Scheitern der Versteigerung wurde entschieden, die Mühle auf Kosten der Finanzkasse zu reparieren und als Einzelobjekt zu verpachten.

Die Verpachtung der Klostermühle

Die Idee der Verpachtung wurde rasch umgesetzt, erster Pächter war Ambrosius Schubert. Er kam aus Ottenheim, wo er seinem Schwager, dem Müllermeister Philipp Jakob Rubin, in der Ottenheimer Mühle half. Ambrosius Schubert war mit Catharina Elisabetha Rubin verheiratet. Ihr im Jahr 1809 geborener Sohn verstarb 1810 in Schuttern. 1813 wurde jedoch ihr Sohn Wilhelm geboren, mit dem die Geschichte noch Großes vorhatte. Dieser wurde nämlich während der Revolution 1849 Bürgermeister von Lahr und noch heute erinnert ein Denkmal mit seiner Büste auf dem Schutterlindenberg an diesen bedeutenden Sohn von Schuttern und Lahr.¹⁴

Ambrosius übernahm die Mühle für eine Pachtsumme in Höhe von 1080 Gulden. Am Anfang ging alles gut. Es kamen jedoch die napoleonischen Kriegsjahre 1813/1814. Im Kloster wurde ein Militärhospital eingerichtet. Das hatte böse Auswirkungen; die Kunden der Mühle hatten Angst vor ansteckenden Krankheiten und blieben aus. Auf Ambrosius Schubert folgte Josef Griesbaum, 1818 ein Johann Bohnert aus Schuttern. Es stand für ihn jedoch kein guter Stern über der Mühle. Er klagte über geringen Verdienst, im Sommer über geringen Wasserstand und beschwerte sich über den schlechten Bauzustand der Mühle. Bohnert ging als armer Mann von der Mühle. Auf Bohnert folgte 1823 ein Jakob Zankel aus Lahr. Auch er wird auf der Mühle nicht froh. Der Zustand des gesamten Anwesens verschlechterte sich

zusehends. Die Grundmauer der Mühle hatte Risse, Wasser sickerte in das Gebäude. Im Jahre 1825 gab es bei der badischen Regierung die Idee, das Irrenhaus von Pforzheim in das Kloster Schuttern zu verlegen. Dieser Plan wurde jedoch nicht realisiert; die Klostermühle sollte nunmehr doch veräußert werden.¹⁵



Die Klostermühle Schuttern wird seit 1826 von der Familie Joseph Hechinger bewirtschaftet. Die Müllerfamilie stellt sich festlich gekleidet dem Fotografen. Das Bild entstand um 1900. Foto: Archiv Historischer Verein Schuttern 603 e.V.

Die Hechinger-Familie aus Heiligenzell steigert die Klostermühle

Dieses Ansinnen gelang am 16.2.1826, die Klostermühle wurde beim Versteigerungstermin zum Gebot von 7610 Gulden an Vogt Joseph Hechinger aus Heiligenzell zugeschlagen. Der neue Mühlenbesitzer stammte aus einer Bauersfamilie aus Heiligenzell und erblickte am 28.2.1785 das Licht der Welt. Er hatte in Heiligenzell das Bürgerrecht und war Vogt bzw. Bürgermeister.

Das Jahr 1826 war für Josef Hechinger ein Schicksalsjahr, am 16.2.1826 konnte er die Mühle in Schuttern erwerben, am 10.12.1826 musste er seine Ehefrau Theresia Kohler zu Grabe tragen.

Glücklicherweise konnte er nach zwei Trauerjahren erneut eine Ehe eingehen. Aus dieser zweiten Ehe stammt der am 10.3.1832 in

Heiligenzell geborene Karl Hechinger, der als Müllermeister in die Fußstapfen seines Vaters stieg und die Verantwortung für die Schutterner Mühle übernahm. In dieser Zeit muss auch der Umzug von Heiligenzell in die Mühle nach Schuttern erfolgt sein.¹⁶

Karl Hechinger, inzwischen Bürger von Schuttern und Mühlenbesitzer, heiratete 1854 Luise Roth aus Friesenheim. Der aus dieser Ehe stammende und am 26.8.1859 geborene Stammhalter Joseph setzte die Müllertradition in der Klostermühle fort. Die Mühlenbesitzer Hechinger waren inzwischen richtige, einheimische „Schutterner“ geworden. Joseph fand auch in Schuttern eine Partnerin. Die Eheschließung mit Luise Silberer erfolgte am 24.9.1889. Nach dem Tode von Joseph im Jahre 1913 führte die Witwe Luise Hechinger geb. Silberer die Geschäfte der Mühle eigenverantwortlich weiter. Die im Archiv Schuttern vorhandenen Einschätzungsverzeichnisse werden von ihr mit dem Namen „Joseph Hechinger, Müller, Wwe.“ unterzeichnet. Der am 9.9.1891 in Schuttern geborene Sohn Karl Friedrich Robert hatte in der Firma Prokura und unterzeichnete für die Walzenmühle und Mehlhandlung in Schuttern. Nach dem Ableben seiner Mutter am 24.7.1954 war er der letzte Müller der traditionsreichen Klostermühle Schuttern.¹⁷

Bestimmung der Eichhöhe an der Klostermühle zu Schuttern

Die Schutter bescherte im Jahr 1861 dem Müller Karl Hechinger den Besuch des Eichmeisters Gebhard des Großherzoglichen Amtes für Maß- und Straßenbau. Beschwerdeführer war in erster Linie die Großherzogliche Domänenverwaltung in Lahr. Beanstandet wurde das häufige Übertreten des Flusses. Die Domänenverwaltung verlangte einmal die Berücksichtigung des Wässerungsrechtes für ihre auf dem rechtsseitigen Schutterufer gelegenen Wiesen und auf der anderen Seite die Vermeidung durch hohe Stauung verursachter Versumpfung des Geländes. An der Stellfalle der Mühle wurde die Schutter aufgestaut, bei heftigen Regenschauern trat die Schutter über die Ufer und verursachte Überschwemmungen. Man einigte sich auf die Festlegung einer neuen Stauhöhe. Mehrere eiserne Klammern wurden gesetzt und durch waagrecht eingehauene Striche in den Mauerquadern markiert. Der Schutterner Bürgermeister Maus wurde gebeten, das Protokoll an den Mühlenbesitzer auszuhandigen und gleichzeitig zu veranlassen, dass die Auslagen in Höhe von 7 Pfund 18 binnen 14 Tagen entrichtet werden.¹⁸

Auswertung von Einschätzungsverzeichnissen

Es waren früher wirklich noch gute Zeiten für die Besitzer von Immobilien im Land Baden. Markgraf Carl-Friedrich von Baden richtete 1758 eine Monopolanstalt, die „Brand-Assecurations-Societät“ ein. Es handelte sich um eine Pflichtversicherung für Feuerschäden an Gebäuden. Alle Immobilien wurden in Einschätzungsverzeichnissen bei den Städten und Gemeinden erfasst. Einige dieser alten Einschätzungsverzeichnisse der Hechinger-Mühle, Klosterhof Haus Nr. 201, befinden sich noch im Gemeindearchiv der Ortschaft Schuttern. Das älteste Verzeichnis stammt aus dem Jahre 1916, Hauseigentümerin der alten Klostermühle ist Frau Joseph Hechinger, Müller, Wtw.

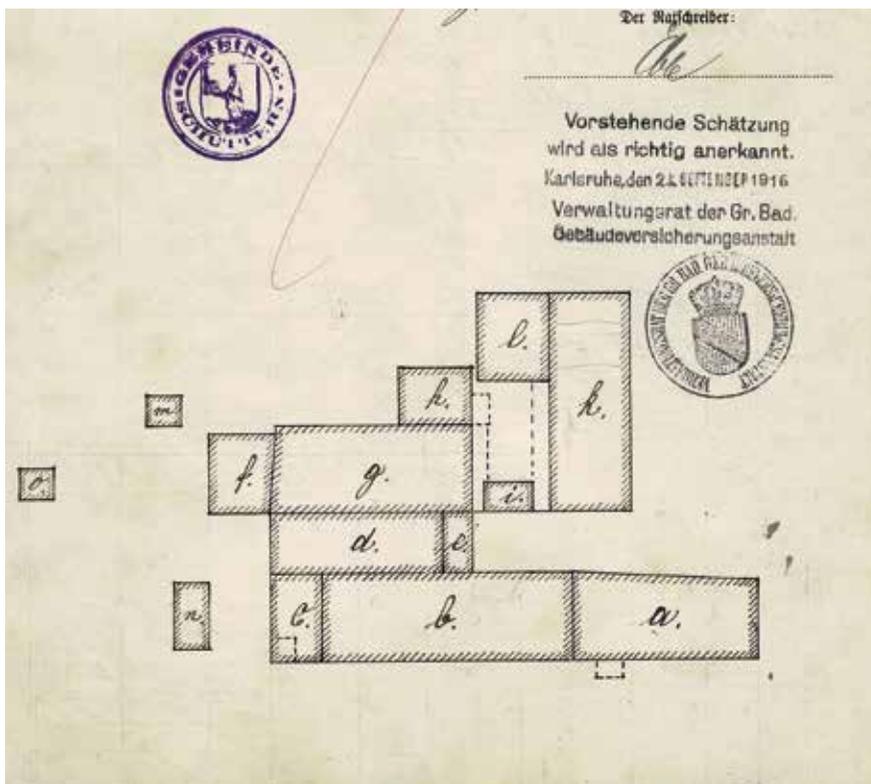
Das Verzeichnis stellt uns die Klostermühle vor, es ist folgender Gebäudebestand aufgelistet:

- a. Wohnhaus mit gewölbtem Keller und Geschoss, 2 Geschosse aus Stein, Ziegeldeckung, Alter ca. 250 Jahre, ziemlich guter Bauzustand
- b. Wohn- und Mühlgebäude, 2 Geschosse aus Stein, Ziegeldeckung, Alter ca. 230 Jahre, ziemlich guter Bauzustand
- c. Maschinen- und Kesselhaus, 1 Geschoss aus Stein, Ziegeldeckung, Alter 44 Jahre, ziemlich guter Bauzustand
- d. Turbinenhaus mit Schopf, 1 Geschoss, 1/3 Stein 1/3 Holz, Ziegeldeckung, Alter 44 Jahre, ziemlich guter Bauzustand
- e. Stellfallenüberbau, 1 Geschoss aus Holz, Ziegeldeckung, Alter 8 Jahre, guter Bauzustand
- f. Wagenschopf, 1 Geschoss aus Holz, Ziegeldeckung, Alter 8 Jahre, guter Bauzustand
- g. Dreschmaschinenschopf mit Schweineställen, 1 Geschoss, 1/2 Stein, 1/2 Steinriegel, Ziegeldeckung Alter 146 Jahre, ziemlich guter Bauzustand
- h. Wagenschopf, 1 Geschoss aus Holz, Ziegeldeckung, Alter 8 Jahre, guter Bauzustand
- i. Schweineställe, 1 Geschoss 1/2 Stein, 1/2 Holz, Ziegeldeckung, Alter 8 Jahre, guter Bauzustand
- k. Scheuer mit Stall, Futtergang und Schopf, 1 Geschoss aus Stein, Alter 148 Jahre, ziemlich guter Bauzustand
- l. Wagenschopf, 1 Geschoss, 1/2 Stein, 1/2 Holz, Ziegeldeckung, Alter 8 Jahre, guter Bauzustand
- m. Elektrisches Verteilerhaus, 1 Geschoss Steinriegel, Ziegelde-

- ckung, Alter 5 Jahre, guter Bauzustand
- n. Wagenschopf, 1 Geschoss, 1/3 Stein, 2/3 Holz, Ziegeldeckung, Alter 10 Jahre, guter Bauzustand
 - o. Gartenhaus, 1 Geschoss 1/3 Stein, 2/3 Holz, Ziegeldeckung, Alter 10 Jahre, guter Bauzustand.

Die Neubaukosten für das gesamte Mühlenareal werden auf 108.857 Mark geschätzt. Auf der Rückseite der Schätzungsurkunde ist ein Lageplan des gesamten Mühlenareals abgebildet.

Interessant sind auch die Altersangaben der Gebäude, das Wohnhaus und das Mühlengebäude werden in die Jahre 1666 und 1686 datiert. In den Jahren 1906/08 wird kräftig saniert und einige Gebäude werden neu errichtet. Nach Ende des Ersten Weltkrieges wird 1919 die Kriegsversicherungssumme auf 230.200 Mark festgesetzt. Als Gebäudeeigentümer für die Walzenmühle und Mehlhandlung unterschreibt und stempelt als Prokurist R. Hechinger. Im Jahr 1922 wird ein neuer Wagenschopf errichtet. Im Dreschmaschinenschopf werden eine Waschküche und ein Knechtzimmer eingerichtet. Im Jahr 1932 werden einige Stallgebäude erneuert.¹⁹



Die Klostermühle wurde im Jahre 1916 von der Großherzogl. Bad. Gebäuderversicherungsanstalt geschätzt. Der Lageplan mit seinen Gebäuden von Buchstabe a bis o zeigt uns den großen Umfang der Mühlenanlage. Die Schutter durchquert das Gelände. Das Turbinenhaus und der Stellfallenüberbau (d und e) befindet sich im und über dem Bachbett der Schutter. Fundstelle: Gemein-dearchiv Schutterern XVIII, Versicherungs-wesen

Der Schutterner Zeitzeuge Alfred Kopf erinnert sich an das Ende der Klostermühle

Was die Mühle betrifft, so liest man unter dem 16.2.1826: *Die Mühle samt Werk, Scheuer, Stallung, Hof und Garten ersteigerte Joseph Hechinger von Heiligenzell für 7610 Gulden.* Die Mühle blieb nun über weit mehr als 100 Jahre im Besitz der Familie Hechinger.

Eine Ungezieferplage machte im Juli 1948 auch vor der Mühle von Robert Hechinger nicht Halt.

Am 13./14. Juli wurde die Mühle „ausgegast“, um der Plage Herr zu werden. Während dieser Zeit wohnten die Hechingers im Pfarrhaus, gleich nebenan. Dort war Robert Hechinger schon sterbenskrank und man rechnete täglich mit dem Schlimmsten. Er hat sich dann nochmals erholt, aber zum Arbeiten ist er nicht mehr gekommen. Im September, ein neuer Rückschlag stellte sich ein, wurde er noch in die Universitätsklinik nach Freiburg eingeliefert, aber eine Besserung war nicht mehr zu erkennen. Er starb am 26.9.1949, drei Tage nach der Einlieferung ins Krankenhaus.

Nun hing die ganze Arbeit an der Witwe Luise Hechinger. Sie musste sich mit den Kunden arrangieren und sich selbst um das Dreschen kümmern. Doch bald wurde ihr die Arbeit zu mühselig. Franz Mussler aus Schuttern wurde eingestellt und konnte sie bei der Drescharbeit tatkräftig unterstützen. Schweren Herzens und auch wegen des fortgeschrittenen Alters dachte sie an den Verkauf des ganzen Mühlenareals.

Ein solventer Käufer fand sich in der Person des Futtermittelhändlers Willy Berger von der Mühle Dübendorf in der Schweiz, der dort ebenfalls in einer Mühle einen Futtermittelhandel betrieb. Die Schutterin Angelika Munz erinnert sich noch an das Firmenschild an der Mühle in Schuttern.²⁰

Berger stellte Futtermittel für Tiere her und vertrieb dieses über seine Händler in ganz Baden-Württemberg.

Die Dreschmaschine wurde aber weiterhin von Franz Mussler betreut. In den Gebäuden wurde nach und nach eine „Geflügelfarm“ aufgebaut, die Alfred Finner betreute. Doch schon bald verunglückte Alfred Finner im Wald tödlich. Franz Mussler blieb in der Mühle und arbeitete weiterhin bis 1962 an der stationären Dreschmaschine, die dann von Josef Kopf mit seinen Söhnen Franz und Oskar von der in Schuttern ansässigen Schlosserei und Schmiede gekauft wurde. Anfangs entwickelte sich alles sehr gut, doch mit den Jahren der

wirtschaftlichen und technischen Entwicklung in Form des mobilen „Mähdreschers“ hatte auch dieser in Schutterern Einzug gehalten. Der Vorteil bei dieser Art des „modernen Dreschens“ war, dass fast die ganze Arbeit automatisch vor Ort auf dem Kornfeld erledigt werden konnte. Lediglich das Abnehmen des vollen Kornsackes war noch mit „Handarbeit“ zu bewerkstelligen. Die Dreschmaschine hatte nun ausgedient und wurde verschrottet. Doch mit den Jahren brach auch die Futtermittelproduktion von Willy Berger ebenfalls ein. Schuld war u. a. der drastische Rückgang der Tierhaltung in ganz Deutschland. Die Herstellung und der Vertrieb von Tierfutter wurde 1967 in der Schutterner Mühle eingestellt. Von dieser Zeit an fristete die Mühle ein Schattendasein. Das Dach wurde undicht, und es regnete in die Gebäude. Der Zerfall war nur noch eine Frage der Zeit. Letztendlich wurde das ganze Mühlenareal 1972 von Willy Berger an die Wohnungsbaugesellschaft Richard A. Leinen GmbH in Saarlouis verkauft. Die Klostermühle fiel dem damaligen Zeitgeist zum Opfer, sie sollte abgerissen werden und einer Neubebauung Platz machen.²¹



Ein Foto kurz vor dem Abbruch der Klostermühle im Jahr 1975. Der Redakteur Emil Ell, Autor der Heimatbeilage „Der Altvater“, hat für einen Pressebericht glücklicherweise noch ein Bild der Klostermühle angefertigt und damals dem Rathaus Friesenheim zur Verfügung gestellt. Foto: Emil Ell, Lahr

*Der ehemalige Ortsvorsteher Gustel Schrempp von Heiligenzell war begeisterter Pilot und bescherte seinem Heimatort viele Luftaufnahmen. Die Aufnahme zeigt das ehemalige Gelände der Klosteranlage Schuttern. Nach dem Abbruch der Klostermühle wurde das Gelände überplant, es entstanden im Jahr 1976 insgesamt zehn schmucke Reihenhäuser.
Foto: Gustel Schrempp*



Das Ende der Klostermühle

Von dem neuen Eigentümer des Geländes wurde 1973, durch Vermittlung der Volksbank Lahr, eine Bauvoranfrage zur Bebauung des Mühlengeländes und der Wiese zwischen Klostermühle und Kirche eingereicht. Am 17.4.1973 erklärt der Gemeinderat Schuttern, dass er in Betracht der seit Jahren bestehenden Schwierigkeiten bezüglich Grundstück und Gebäude des früheren Eigentümers Willy Berger und wegen des Durchflusses der Schutter auf dem privaten Grundstück das Bauvorhaben billige. Die baufälligen Gebäude, der verwilderte Garten und das vernachlässigte Bachbett würden dadurch wieder in einen ordnungsgemäßen Zustand kommen.

Das Landesdenkmalamt, das Staatliche Hochbauamt, das Erzbischöfliche Ordinariat, ein Geologe sowie der Ortsgeistliche waren anlässlich eines Termins vor Ort mit der großflächigen Bebauung nicht einverstanden. Die Neubauplanung wurde auf das westlich der Schutter liegende Areal reduziert. Nach komplizierten Verhandlungen konnte die Untere Baurechtsbehörde der Gemeinde Friesenheim am 8.1.1975 die Genehmigung zum Abbruch der ehemaligen Kloster-

mühle erteilen. Bei einer Nachschau im Oktober 1975 geben Ortsbaumeister Manfred Köhler und Rolf Wöllner von der Baurechtsbehörde folgenden Situationsbericht:

Die Abbrucharbeiten wurden nur teilweise ausgeführt. Es wurden bisher lediglich die Gebäudeteile östlich der Schutter und über dem Wasserlauf abgebrochen. Das Hauptgebäude westlich der Schutter besteht noch. Dieses Gebäude befindet sich in einem verfallenen Zustand. Die Dachhaut mit Ziegeleindeckung ist auf der gesamten Dachfläche verteilt. Etwa die Hälfte der Ziegeleindeckung ist beschädigt. Dadurch ist das Gebäude den Witterungseinflüssen preisgegeben. Sämtlich Fenster sind zertrümmert. Die Eingangstüren wurden entfernt. Die Treppen in das Obergeschoss sind baufällig. Aus den Wänden wurden Mauerteile ausgebrochen. Der Einsturz, zumindest von einzelnen Bauteilen, kann nicht ausgeschlossen werden. Es besteht somit Gefahr für Leib und Leben, vor allem für spielende Kinder. Das Grundstück ist ohne Schwierigkeiten betretbar.²²

Mit dieser letzten Baubeschreibung verabschieden wir uns von der historischen Klostermühle Schuttern. Das Gebäude wurde abgebrochen, abgeräumt. Die in Fließrichtung der Schutter vorhandene Trennwand der Turbinenanlage wurde bis auf die Bachsohle abgetragen und die Mauerwerksreste, Balken, Holzteile und sonstiger Unrat aus dem Flussbett entfernt. Ein Jahr später konnten die neu errichteten Reihenhäuser bezogen werden.



Die Stellfalle und das Mühlrad in der Schutter sind verschwunden. Das Bachbett in Höhe der ehemaligen Klostermühle hat Gefälle und überströmt noch die ehemaligen Steinfundamente des Turbinenhauses, um danach mit ruhigem Verlauf unter dem historischen Pfarrhaus nach Norden hindurchzufließen. Fotos: Klem, 2021

Anmerkungen:

- ¹ Stoll Ernst: *Die Schutter – Mosaik einer Flusslandschaft*, Offenburg 2001.
- ² *Erläuterungstafel der Gemeinde Schuttertal an der Schutterquelle*.
- ³ Adolf Ludwig, *Das Schloss zu Schuttern, Die Ortenau*, 21/1934.
- ⁴ Dr. Oskar Kohler, *Das Schloss zu Schuttern, Die Ortenau*, 45/1965.
- ⁵ Hubert Kewitz, *Das Schloss zu Schuttern, Burgen und Schlösser in Mittelbaden, Die Ortenau*, 64/1984.
- ⁶ Schuttern, *Gemeinde Friesenheim, Ortenaukreis, Historische Ortsanalyse, Regierungspräsidium Freiburg Referat 26 – Denkmalpflege*, 2013.
- ⁷ Ekkehard Klem, *Barocker Klostergarten Schuttern, Geroldsecker Land*, 60/2018.
- ⁸ Stephanie Zumbrink, *Kloster Schuttern – Die barocke Klosteranlage, Kloster Schuttern, Archäologie – Baugeschichte – Historische Kontexte, Lindenberg/Allgäu* 2017.
- ⁹ Gerhard Silberer, Jakob Vogler, *Abt des Klosters Schuttern 1688–1708 – sein Tagebuch von 1689, Die Ortenau*, 45/1965 und 46/1966.
- ¹⁰ Fritz Hirsch, *Das löbliche Gotteshaus Schuttern, Zeitschrift für Geschichte der Architektur*, 7/1914–19.
- ¹¹ Anna Kupferschmid, *Die letzte Nacht der Marie Antoinette auf deutschem Boden, Die Ortenau*, 22/1935.
- ¹² Hermann Schmid, *Säkularisation und Schicksal des Stifts Schuttern und seiner Besitzungen in Wippertskirch und Heiligenzell, Die Ortenau*, 61/1981
- ¹³ *Gemeindearchiv Schuttern, Akten V/2, Die Klostermühle, Gemeinderechte*, 1813.
- ¹⁴ Vgl. Thorsten Mietzner, *(K)ein Michel unterm Storchenturm. Lahr im Vormärz und während der Revolution von 1848/49, Lahr* 1998, S. 36.
- ¹⁵ Dr. Oskar Kohler, *Die Klostermühle in Schuttern. Gefunden im Heimatbuch von Emil Baader der am 14. 9. 1957 im Rathaus Schuttern seine erste Heimatstube im Landkreis Lahr einrichtete. Das Buch ist im Gemeindearchiv Schuttern verwahrt. Ähnliche Hinweise auch bei: Dr. Oskar Kohler, Das Kloster Schuttern, Geroldsecker Land*, 3/1960/61, S.20 und in seinem Buch „Aus vergangenen Tagen“, Kapitel 16, *Die Klostermühle Schuttern, Karlsruhe* 1987.
- ¹⁶ Klaus Siefert u. a., *Ortsfamilienbuch Heiligenzell OZ 529 – 531 und Adolf Gänshirt, Klaus Siefert u. a., Ortssippenbuch Friesenheim OZ 1976 – 1977*.
- ¹⁷ Klaus Siefert u. a., *Ortsfamilienbuch Schuttern, OZ 974 – 977*.
- ¹⁸ *Gemeindearchiv Schuttern, Akten V/2, Die Klostermühle, Eichhöhe*, 1861.
- ¹⁹ *Gemeindearchiv Schuttern XVIII Versicherungswesen, 2. Feuerversicherung 1876 – 1947*.
- ²⁰ www.oberemuehle.ch und www.duebendorf.ch.
- ²¹ Alfred Kopf, *Die Klostermühle im Wandel der Zeit*, veröffentlicht in Klaus Siefert u. a., *Ortsfamilienbuch Schuttern*.
- ²² *Gemeindearchiv Schuttern, Heft 406, 622.11 Baugenehmigungen Klosterstraße 1949 – 1974*.

„Der arme Eduard – Geschichten vom Zünderle“ Ein romantischer „Don Quichotte“?

Annäherungen als Autor an ein Sulzer Original

Von Christopher Kern

Schon immer war ich interessiert an der Geschichte unserer Region; dies wurde mir wohl von meinem Vater in die Wiege gelegt, der schon viele Jahre seines Lebens sich diesem Thema widmet. Und mit den „Geschichten“ hat alles einmal begonnen: Ich erinnere mich auch noch gut an einen Nachmittag bei meinen Großeltern, die für meine kindlichen Begriffe „ewig weit“ von uns entfernt im kurpfälzischen Nußloch bei Heidelberg wohnten. Eben damals, ich muss höchstens zehn Jahre alt gewesen sein, holte meine Oma, warum auch immer, einen geheimnisvollen Schuhkarton aus der Eckbank, randvoll gefüllt mit Schwarzweiß-Fotografien. Ich konnte mich gar nicht sattsehen an dem, was für eine Welt sich da vor mir auftat. Bilder meiner Großeltern aus jungen Jahren, meine Mutter als Kommunionkind mit langen Zöpfen, viele große Familienfeste an langen Tischen voller lachender, aber mir unbekannter Leute. Vieles gruselte mich auch irgendwie, besonders das Foto einer jungen Frau im offenen Sarg ließ mich schlucken. Meine Oma hingegen hatte da überhaupt nichts zu schlucken, sie erklärte frei heraus und scheinbar ohne jegliche Regung, welche Verwandte das gewesen und dass sie im Kindsbett gestorben sei. Jedoch der Hauptteil ihrer Erzählung bestand daraus, woher der „Asparagus“ stammte, mit dem der Sarg geschmückt war. Nun, und auch meinen Opa als Soldat zu sehen, in Russland, wie er mir dann verriet – ich war völlig verdattert. Wahrscheinlich begriff ich als kleiner Junge zum ersten Mal, dass meiner Zeit, die mir als die einzig existente vorkam, viele andere Zeiten und Epochen vorausgingen und dass die Gegenwart auch einmal zur Vergangenheit wird. Wieder zu Hause, bestaunte ich dann weiter alte Bilder, zum Beispiel wie mein Heimatort Seelbach in früheren Zeiten ausgesehen hatte im Vergleich zu heute. Es war für mich faszinierend zu sehen, dass vieles ähnlich geblieben war, aber das meiste jedoch sich fundamental verändert hatte. Auch liebte ich es immer mehr, Bilder von Menschen aus der Vergangenheit zu be-

trachten, Bilder eigener Vorfahren genauso wie von fremden Menschen. Ich schaute mir ihre Kleidung, ihre Gesichter, ihre Haltung ganz genau an. Ich malte mir aus, wie diese Menschen wohl gelebt haben mögen, an was sie sich erfreuten, was für einen Kummer sie hatten, was für einen Tagesablauf sie bewältigen mussten; kurzum: Wie das Leben dieser Menschen wohl gewesen sein mag. Ich sah in die schwarz-weißen Gesichter, in die Augen, die mich anblickten: Sie alle waren nicht mehr da, die Zeit war über sie hinweggefegt, und mit ihnen ging alles dahin, was diese Menschen einmal ausgemacht hatte, unwiederbringlich – das jagte mir einen Schauer über den Rücken.

Vielleicht ist die Erfahrung der Endlichkeit und der individuellen Einmaligkeit des Lebens der Grund, warum ich letztlich nicht Historiker, sondern, nach einigen Umwegen, Autor und Theaterspielleiter geworden bin. Geschichten zu erzählen, seien sie nun erfunden oder mit einem Bezug zur Realität, ist zu einer meiner größten Leidenschaften geworden. Spätestens seit die Verantwortlichen des Fördervereines „1250 Jahre Oberschopfheim“ mich erstmals weit im Vorfeld des großen Jubiläumsfestes 2013 gefragt hatten, ob ich mir vorstellen könne, ein Theaterstück, beruhend auf der Dorfgeschichte, zu schreiben, war diese Leidenschaft auf einmal sehr gefragt. Seither sind lokalhistorische Stücke ein festes Standbein meines künstlerischen Wirkens.

Beinahe in jeder Gemeinde, in die ich seither gekommen bin, um ein Jubiläumstheaterstück zu schreiben und anschließend mit Spielerinnen und Spielern aus den Orten zu inszenieren, begegnete mir anfangs bei den Verantwortlichen sinngemäß der gleiche Satz, mal selbstironisch frei heraus, mal fast schon entschuldigend: „Oh je, ibber waas welle Sie bi uns do ä Theaterstick schriebe? Mir henn doch nix!“ – Und dies geschah jeweils immer trotz der Tatsache, dass mir von den „Heimatsforschern“ der Orte große Mengen an Büchern und Schriften neueren und älteren Datums zur Verfügung gestellt wurden.

Zur selbstironischen Kategorie gehörte man auch beim Verein „Sulzer Heimatgut“, dessen rührige Mitglieder ich 2018 kennenlernen durfte: Man spreche ja schließlich nicht umsonst von „Sulz im Loch“, dieser Umstand habe über die Jahrhunderte bis zur zentralen Wasserversorgung zu einem stetigen Güllegeschmack des Brunnenwas-

sers geführt, den zu überdecken man mit einem Schuss Sulzer Wein anstrebte, der zu früheren Zeiten zwar in rauen Mengen gekeltert worden sei, aber wohl als saurer „Simsegräbster“ nur bedingt einen Genuss darstellte. Wir haben viel gelacht in den ersten Gesprächen, und die ersten Bedenken der Sulzer, wohl nichts zu haben, worüber es sich zu schreiben lohne, konnte ich rasch zerstreuen. Die Sulzer Geschichte wurde von Emil Ell erstmals in den 80er-Jahren gebündelt. Bis zur umfassenden historischen Aufarbeitung und Publikation durch Walter Caroli im Jahr 2020 prägten jedoch über Jahrzehnte Alltagsgeschichten vornehmlich heiterer Art die Wahrnehmung der Sulzer Ortsgeschichte. In keiner anderen Gemeinde war mir dieser Umstand in einer derartigen Fülle an prallen Erzählungen und Anekdoten aus früheren Zeiten so begegnet wie in Sulz; für einen Autor wie mich natürlich ein prächtiger Fundus und Inspiration für das geplante Werk. Auf einen großen Protagonisten vieler dieser Geschichten kamen wir alsbald zu sprechen. Ich erinnere mich genau, wie dieser „Zünderle“ es vermochte, die Herren des Heimatvereins



Die Ursprungskapelle des späteren Sulzer Musikvereins. Eduard Herzog, der „Zünderle“, ist der zweite von rechts. Ansonsten, v.l.: Felix Fleig, Wolfgang Stipich, Franz Trahasch, Franz Anton Fleig und Karl Schwende. Foto: Dieter Fleig

in helle Begeisterung zu versetzen. Ja, der „Zünderle“, das muss ein ganz besonderer Mann gewesen sein, denn beinahe jeder am Tisch wusste auch gleich etwas über ihn zu berichten. Eduard Herzog, so lautete sein richtiger Name, hatte wahrhaftig Spuren hinterlassen und, bei aller Skepsis gegenüber diesem oder jenem skurril geschilderten Detail, ein interessantes Leben geführt, das heute in Vergessenheit zu geraten droht. Ich spürte sofort, dass ich „meine“ Hauptfigur für das Theaterstück gefunden hatte.

Es ist Josef Weber zu verdanken, der mit seinem Buch „Der Zünderle und seine Zeit“ im Jahr 1977 den Eduard Herzog (1861-1918) aus dem Dunkel der Geschichte hervorgehoben und wieder ins Bewusstsein der Sulzer gerückt hat. Weber, in den frühen 1890er-Jahren geboren, schildert in diesem Buch zum einen, was zu seiner Kinder- und Jugendzeit in Sulz über Eduard Herzog erzählt (und wohl auch u. a. von seiner Großmutter phantasiert) wurde, zum anderen berichtet er von den persönlichen Begegnungen seiner Freunde und ihm mit dem damals wohl in Sulz besser unter dem Beinamen „Zünderle“ bekannten Sulzer Bürger. Dem heimatgeschichtlich interessierten Personenkreis und den Mitgliedern des Musikvereins in Sulz dürften diese Geschichten bestens bekannt sein, gleichwohl ist davon auszugehen, dass über 40 Jahre nach der Veröffentlichung des oben genannten Buches viele heutige Bürgerinnen und Bürger noch nicht mit diesem Mann aus der Sulzer Geschichte in Berührung gekommen sind.

Josef Weber schildert das Leben von Eduard Herzog facettenreich, spannend und dadurch kurzweilig: So seien seine Eltern als fahrendes Volk und Tagelöhner aus dem Böhmerwald mit einem „lottrigen Gefährt“ dereinst nach Sulz gekommen. Obwohl zunächst von den Sulzern kritisch beäugt, habe sich der Vater aufgrund seiner Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit mit der Zeit ein großes Ansehen verschafft und schließlich in Sulz ein bescheidenes Haus gebaut, von dessen Dach der kleine Eduard heruntergefallen sei. Von diesem Sturz habe Eduard seinen „Schnitzbuckel“ davongetragen, was ihm zeitlebens große Beschwerden bescheren sollte. Als geschickter Tüftler und Alleskönner sei aber der erwachsene Eduard zu einem in Sulz sehr beliebten Zeitgenossen geworden, seine Liebe zur Musik ließ ihn zu einem Gründungsvater des Sulzer Musikvereins werden, und seine Zugewandtheit zu den Kindern sei außerordentlich gewesen. Irgendwann verliebt er sich unsterblich in „Amalie“ und hei-

ratet sie. Von dieser Hochzeitsfeier überliefert uns Weber in seinem Buch sogar die Festrede des „Kanuneschmieds“. Über das weitere Leben des Zünderle im Allgemeinen schrieb Josef Weber:

Bald kam Nachwuchs, und zwei gesunde, muntere Mädchen brachten viel freudiges Leben in die Hütte. Unsäglich glücklich war die Mutter. [...] Der Vater Eduard half tüchtig mit, trieb dazu seine Späße, und alle hingen an ihm. So verliefen die Tage und Jahre in Frieden und Eintracht, bis das Schicksal wieder eine andere Wende nahm. [...] Die Mutter wurde krank, schleppte sich siechend herum, und der Kummer [...] drückte sie vollends nieder, bis ihr der Tod gütig für immer die Augen zumachte. In tiefer Trauer mussten die Mädchen mit dem Vater nun alleine weiterleben. Die Mädchen wuchsen heran, und als sie flügge waren, suchten sie das Heil, wie ihre Tanten lange zuvor, in der Fremde. Die Luis verschlug es nach Karlsruhe, wo sie späterhin einen „Schausteller“ heiratete. [...] Währenddessen der Vater in Sulz über den Sinn des Lebens nachgrübelte, vergrößerte sich die Nachkommenschaft in Karlsruhe und mithin auch die Schaustellerei. [...] Die Tochter (Luise – Anm. d. Verf.) erkannte die klägliche Lage des Vaters und machte ihm gleich den Vorschlag, mit ihr nach Karlsruhe zu kommen. Lange überlegte er hin und her, zögerte und zögerte, bis ihm endlich das Ja über die Lippen kam. [...] Die Mutter (Luise – Anm. d. Verf.) freute sich über jeden Tag, an dem sie sah, dass es dem Vater bei ihnen immer besser gefalle. Der findige Schausteller dachte aber schon darüber nach, was man mit dem ulkigen Komödiant (Eduard – Anm. d. Verf.) alles fürs Geschäft anstellen könnte.¹

In Karlsruhe sei Eduard dann auf einem Esel durch die Stadt gezogen, als lebendige Werbung für das Schaustellergeschäft seines Schwiegersohnes:

Das junge Volk hopste belustigt hinterdrein, lachte und johlte über diesen romantischen ‚Don Quichotte‘²

Dies habe ihm dann doch recht bald missfallen, und er sei schließlich, unter großem Beifall und Willkommensbekundungen, wieder nach Sulz zurückgekehrt. Hier enden die Schilderungen in Webers Buch.

Da Josef Weber seine Erinnerungen bereits als betagter Mann niederschrieb und sein Hauptaugenmerk natürlich nicht auf einer geschichtlich genauen Einordnung lag, fehlen genaue Zeit- und Namensnennungen in den Texten bzw. sind nur sehr spärlich vorhanden. Teilweise widersprechen sich diese wenigen Angaben auch

mit anderen Überlieferungen: So wurde der „zahme Krabb“ in einer Schilderung von Josef Weber vor der Hochzeit von Eduard Herzog (also 1894) von der „Schmeggeri“ in einem Wutanfall totgeschlagen³, während August Schaaf in seiner Anekdote „Dr g'wisselt Krab“ eben diesen Raben am Karfreitag 1916 mit seinen Brüdern in weißer Kalkbrühe getaucht haben will.⁴ Solche Widersprüche von Erzählungen werden den passionierten Heimatforscher zwar nicht mehr verwundern. Mich als Autor, der das Leben von Eduard Herzog auf der Bühne künstlerisch umsetzen möchte, ließen diese Unstimmigkeiten, verbunden mit den doch sehr „blumigen“, beinahe schon „drehbuchreifen“ Überlieferungen vom Zünderle aufhorchen. Um diese Aspekte hinterfragen zu können, bedurfte es nun „handfester“ Fakten, zum Beispiel der genauen Chronologie des Lebens, wie es in Kirchenbüchern festgehalten wurde.

Doch diese an und für sich doch recht einfachen Auskünfte über die Lebensdaten von Eduard Herzog und seiner Familie waren zunächst schlicht nicht zu bekommen. Die sonst in ortsgeschichtlichen Fragen kompetenten Personen waren darüber selbst überrascht, offenbar hatten diese Fakten über den Zünderle noch nie wirklich eine Rolle gespielt. Doch Klaus Kurz aus Sulz ließ nicht locker und hatte eine zielführende Erinnerung:

Klaus Siefert, der sich als Verfasser vieler Ortssippenbücher der Region verdient gemacht hat, hatte sich im Jahr 2012 mit der Familie Herzog in Sulz beschäftigt und seine Forschungsergebnisse in einer Mail an Klaus Kurz formuliert, diese ließen mich geradezu erschrocken zurück:

Geboren wurde Eduard Herzog als fünftes und jüngstes Kind am 19.11.1861 in Sulz als Sohn der Eheleute Franz Xaver Herzog, Bürger u. Weber in Sulz, u. d. Emerentia geb. Gottscheck. Vater wie Mutter sind auch in Sulz geboren. Ein Bruder starb 1 Jahr alt. Eine Schwester wurde 3 Jahre und 5 Monate alt, Bruder Wilhelm ist nach Amerika ausgewandert. Bruder Landolin zog mit Frau und drei Kindern 1885 nach Lahr. Somit blieb Eduard allein in Sulz zurück. Sein Vater war gestorben als er 11 Jahre alt war. Seine Mutter starb 1884, da war er 23. 10 Jahre später am 29.01.1894 heiratete er Amalia Wiegert, Tochter des Ferdinand W., Bürger, Weber u. Fabrikarbeiter in Sulz, u. d. Ursula geb. Trahasch.

Eduard war wie sein Vater Weber. Als es zum Leben (Überleben) nicht mehr reichte, ging man in die Fabrik und somit war man Fabrikarbeiter, wie das in dieser Zeit war. 4 Kinder wurden geboren: Luise, Elisabetha, Hedwig u. Eugen.

Elisabetha, geb. 1896, wurde nicht ganz 2 Monate alt; Hedwig, geb. 1897, wurde einen Monat alt; Söhnchen Eugen, 1898 geboren, wurde nur 14 Tage alt und zwei Monate später starb auch die Mutter, Eduards Frau Amalia Herzog geb. Wiegert mit nur 29 Jahren.

Die älteste Tochter Luise, geboren 1894, starb mit 21 Jahren 1915. So war Eduard wieder allein, bis er am 08.03.1918 in Sulz starb. [...] Die Herkunft der Familie aus „Böhmen“ kann ich nicht bestätigen. Dafür kenne ich keine schriftlichen Dokumente. Der erste Herzog, damals Hertzog, heiratete 1728 in Sulz und kam vom Langenhard. Auf dem Langenhard lassen sich [...] noch weitere zwei Generationen belegen ohne Hinweis einer Zuwanderung.⁵

Nun war mit einem Male klar, dass 90 % aller Geschichten vom Zünderle nicht der Realität entsprechen können. Weder kam die Familie aus Böhmen, noch lebte Eduard Herzog nach dem Tod seiner Frau mit seinen Kindern einigermaßen glücklich in Sulz, schon gar nicht heiratete seine Tochter Luise einen Schausteller in Karlsruhe und fand dort ihr Glück und holte den Vater zu sich – sie starb bereits mit 21 Jahren unverheiratet im Jahre 1915 in Sulz!

Aus dem fröhlichen Lebenskünstler der Sulzer Geschichte war mit einem Mal ein zutiefst bemitleidenswerter Mensch geworden, dem das Schicksal hart mitgespielt hatte. Was war passiert, dass über Jahrzehnte in Sulz ein anderes Bild von Eduard Herzog tradiert wurde? Ist es jetzt noch legitim, ein Theaterstück über den „Zünderle“ zu schreiben? Denn so wie geplant konnte und wollte ich die Geschichte nicht mehr darstellen – richtete ich damit womöglich etwas Verheerendes an? Einerseits nähme ich den Sulzern eine liebgewonnene Figur, andererseits stellte ich so die für Einblicke in die Alltagswelt der vorletzten Jahrhundertwende wertvolle Arbeit Josef Webers in Teilen als pure Einbildung dar.

Ich nahm eines der wenigen bekannten Fotos zu Hand, auf dem Eduard Herzog zu sehen ist; das Foto der „Zünderle-Musikkapelle“ um 1887. Da steht er mit seinen Musikkameraden, gut zwei bis drei Köpfe kleiner als diese, seine Klarinette in der Hand, das linke Bein seitlich ausgestreckt, um seine Behinderung nicht augenscheinlich werden zu lassen. Er war derjenige, der diese Männer zu einer Blaskapelle formte, sie anspornte, der offenbar über ein derartiges Talent verfügte, dass niemand seine musikalische Leitungskompetenz in Zweifel zog. Ein Mann, dessen Horizont offensichtlich über die Not des täglichen Broterwerbs hinausreichte. Er war einer von ihnen, akzeptiert, geschätzt. Und doch verschwand er nur wenig später quasi von der Bildfläche, war verschwunden aus der öffent-

lichen Wahrnehmung, übernahm insbesondere auch kein offizielles Amt im neugegründeten Musikverein, was ihm eigentlich doch ein Herzensanliegen gewesen sein müsste.

Josef Weber, ich schilderte es bereits, verortet ihn daher viele Jahre nach Karlsruhe und gibt so für diesen Umstand eine zugegebenermaßen phantasievolle, wenn auch unrealistische Erklärung. Es gibt auch andere Deutungsversuche. Anlässlich des 100-jährigen Jubiläums des Musikvereins Sulz mutmaßte der Chronist Gerd Möllmann in der Festschrift:

An Geschick und Talent hat es ihm (Eduard – Anm. d. Verf.) nicht gefehlt, wohl aber an Ehrgeiz und Zielstrebigkeit; originelle Einfälle hatte er viele, aber mehr als der Ruf, ein ‚Original‘ zu sein, ist nicht herausgekommen – er war der geborene Verlierer.⁶

Und im weiteren Verlauf seiner Ausführungen leitet Möllmann aus dieser Sicht auch eine Erklärung für den Übernamen „Zünderle“ ab, es war ihm vorbehalten, eine Sache in Gang zu bringen, den ‚zündenden‘ Funken zu geben; war das geschehen, war seine Arbeit erledigt, sein Werk war getan – er war und blieb eben ‚dr Zünderle‘.⁷

Es verwundert nicht, dass Gerd Möllmann 1987 diesen zwar spekulativen, jedoch durchaus rationalen Erklärungsversuch für das Verschwinden von Eduard Herzog unternahm. Doch angesichts der oben vorgestellten Forschungsergebnisse über die Lebensdaten von Eduard Herzog und seiner Familie bedarf diese Sicht dringend einer Korrektur. Es braucht nicht viel dichterische Phantasie, zu erkennen, dass das große familiäre Leid der Grund war, sich aus dem öffentlichen Leben zurückzuziehen.

Mir war von einem Moment auf den anderen klar, dass ich trotz allem oder gerade deswegen ein Stück über diesen Mann schreiben wollte, ja schreiben musste: Es sollte nur ein ganz anderes werden als zunächst geplant – ein Glücksfall für das Stück und sein späteres Publikum!

Das Theaterstück speist seine darstellende Kraft genau aus dieser harschen Diskrepanz zwischen Überlieferung und Realität. Eduard Herzog war, das steht außer Frage, ein ganz besonderer, ich würde sagen sehr sensibler Mann, der aus der Menge seiner Zeitgenossen hervorstach, die Dinge anders anpackte, in seiner harten, armen und überwiegend wenig erfreulichen Zeit mit Phantasie und einem mu-

tigen, unkonventionellen Lebensstil sein hartes Schicksal zu überwinden suchte. Betrachtet man sein Leben sozusagen „mit nüchterner Brille“, so sehen wir ein zutiefst tragisches, sehr anrührendes Schicksal, welches uns eine kleine Ahnung davon vermittelt, dass von einer „guten, alten Zeit“ zu sprechen der Geschichte und den Menschen von damals nicht gerecht werden kann. Josef Weber, der Zeitzeuge, betont gerade diesen Aspekt in seinen wertvollen Erinnerungen immer wieder. In diesem Lichte erscheint es auch wenig verwunderlich, dass der außergewöhnliche Eduard Herzog in der Erscheinung als „Zünderle“ wohl auch als Projektionsfläche der Menschen für versagte Wünsche und Sehnsüchte nach einem fröhlicheren, freieren Leben benutzt wurde. So blicke ich in meinem Werk mit einem zwar nüchternen, aber durchaus liebevollen Blick auf den Protagonisten und seine Zeitgenossen. Ich versuche in der mir gestatteten dichterischen Freiheit, passende und nachvollziehbare Erklärungen für die Diskrepanz zwischen Überlieferung und Faktenlage herzustellen, um damit einen völlig neuen Blick auf den Zünderle zu ermöglichen, ihm in aller Demut sozusagen ein „Gesicht“ hinter der ihm zugeschriebenen „Rolle“ zu verleihen. Dies widerspiegelt sich auch im Titel „Der arme Eduard – Geschichten vom Zünderle“, der den richtigen Vornamen des Protagonisten vorrangig betont.

Im Stück habe ich Eduard auch viele Figuren zur Seite gestellt, die ich u. a. aus dem Buch „Sulz – ein Rückblick aus der Zeit der Jahrhundertwende“ von J. Weber aus dem Jahr 1974 entnommen habe, da dieses genau die Zeit des letzten Lebensdrittels von Eduard Herzog beschreibt. Es sind Menschen, die am Rande der Dorfgemeinschaft standen und genauso wie Eduard „anders“ waren – und gegenüber denen er sicher keinerlei Berührungspunkte hatte. Hätte Weber sie nicht erwähnt, könnte ich heute ihre Geschichte nicht erzählen. Als Autor bin ich mir meiner großen Verantwortung gegenüber der Würde auch dieser Menschen aus der Vergangenheit bewusst, denn natürlich prägt meine Arbeit das Bild dieser Menschen weiter.

Das Stück „Der arme Eduard – Geschichten vom Zünderle“ kommt nun aufgrund der Corona- Pandemie nicht im Jubiläumsjahr 2020, sondern erst im April 2022 in der Sulzberghalle zur Aufführung. Möge es meinem in diesen Zeilen beschriebenen Anspruch gerecht werden, das Publikum zu bewegen und das Andenken an einen inspirierenden Geist der Sulzer Geschichte noch weit in die Zukunft zu tragen.

Was wird von uns bleiben, wenn dereinst die Zeit auch über uns hinweggefegt ist? Sicher mehr als vergilbte Schriftstücke in Archiven oder ein Karton voller Fotos in der Eckbank der Großeltern, das Internet „vergisst“ nichts! Aber wird es dadurch für unsere Nachkommen leichter, ein realistisches Bild über unser Leben, ein einzelnes Leben zu entwerfen? Was heute „Fake News“ rund um den Globus anrichten, leistete früher der Dorftratsch am Bach beim Wäschewaschen. Es ist ja insbesondere auch eine Folge unseres Lebensstils, dass wir viele Spuren hinterlassen, von der digitalen Spur im Netz bis hin zur Plastikflasche, die zerfallen in kleinste Bestandteile für immer im Ozean schwimmt. Und dennoch werden viele Lebensgeschichten verloren gehen im unendlichen Lauf der Zeit. Wir werden also noch in Jahrhunderten nicht nur Historiker, sondern auch Künstler brauchen, die die Versatzstücke der Spuren mit Phantasie wieder zusammenfügen, um unsere persönlichen Geschichten wieder neu erzählen zu können.

Auszug aus dem Theaterstück
„Der arme Eduard – Geschichten vom Zünderle“

Einige Sulzer Kinder (Paul, Emil, Johanna und Rösle) besuchen Eduard in seinem Haus an einem verregneten Sonntagnachmittag um 1895. Dabei kommen sie auf verschiedene Dinge zu sprechen, die im Laufe der Geschichte eine gewisse „Eigendynamik“ entwickeln werden:

PAUL: *(hat in einem Regal eine kleine Schatulle gefunden und sie geöffnet)*
Boah! Schau emol, was ich do g'funde hab...

EDUARD: *(hebt warnend den Zeigefinger)*
Büble, loss' d'Finger eweg, sunschd zündets!
(nimmt Paul die Schatulle aus der Hand)

(Die Kinder kichern, scheinbar sagt er das, sehr zur Belustigung der Kinder, öfters)

JOHANNA: Was isch des?
(Die Kinder scharen sich um Eduard, von draußen hört man wie es stark regnet)

EDUARD: *(nachdem er die Kinder zunächst unschlüssig, dann lächelnd angesehen hat)*

Bi dem Wedder jaggt m'r jo kei Hund vor d'Dier... Also gued, ich verzell eich die G'schiechd. Unn wenn de Rege uffg'hert hett, dann genner schnell heim, ich will kei Ärger bekomme, so wie s'letschdmol!

(Schnell setzen sich die Kinder in einem Halbkreis um Eduard, eine für sie augenscheinlich nicht unbekannt Situation)

PAUL: Mach d'r kei Sorge, wu du uns doch vorem Gwidder g'reddet hesch...

EMIL: Unn mir in dinnere Stubb do dann zamme beddet henn...

EDUARD: *(winkt ab)*

Des glaubt eich kei Mensch... Dann lieber nix sage...

(besieht sich die Schatulle in seiner Hand, überlegt, holt sich einen Stuhl herbei und setzt sich verkehrt herum darauf, er genießt die gespannte Aufmerksamkeit der Kinder)

Also, jetzt will ich eich des zeige, was in dem Schächdili do drinne isch...

(er öffnet die Schatulle und zeigt einen Kristall in die Runde)

RÖSLE: Eduard, des isch jo ä Edelstein!

EDUARD: Ja, Resli, so kammers sage; genauer gsait isch des ein „Bergkristall“. Denne hab' ich bekomme vor langer Zitt vunnere Frau, die mit ihm Zigienerwage obbe am Biehl ihr Lager uffg'schlage g'hett hett. Des war in sellere Zitt, wu ich noch minnem Sturz vum Dach obbe raa grad emol widder hab laufe kinne, ihr wisse jo, dass ich als kleiner Bue vun unserem Dach g'floge bin... *(die Kinder nicken begierig)* Na, ja. Jedefalls anneme Dag, ich glaub s'war so ä Sunndigmiddag wie hitt, bin ich zu sellere Frau nuff unn hab an ihm Wage g'lopft...

JOHANNA: Hesch kei Angschd g'hett?

EDUARD: Nai, weisch warum? Selli Frau war kei normali Frau,

des hab ich sofort gsähne...

EMIL: Wiä?

EDUARD: Ha obwohl sie genau die selbe Lumbe om Leib g'hett hett wie mir alli, war sie so fein unn zart unn hett irgendwiä so vornehm g'sproche... Dodran hab ich's g'merkt. Jedefalls hett si m'r uffg'macht, unn wie si mich so gsähne hett, so schief unn bucklig wie ich war, hett si schinnbar Beduures mit mir g'han unn hett mich in ihren Wage g'holt. Dann hett si mir so ä gleins Breedli zum Esse genn, des war so siäss unn fein, so wie ich noch nie ebbs in minnem ganze Läbe gesse g'hett habb. Unn dann hett si m'r verzelt, dass sie eigentlich ä Gräfin uss Böhme wär. Dert häb si sogar in ihrem eigene Schloss g'wohnt mit... mit... *(er macht eine ausholende Geste)* mit mindeschdens hundert Zimmer unn Dutzendi vun Dienschdbode unn Knächd... Unn dann isch ä Kriäg kumme unn irgendwelchi Trubbe sinn iber Böhme hergfalle unn henn si uss ihrem Schloss verdriebe... Sie hett usser ihrem Wage, emme alde Ross unn ä baar Habseligkeite gar nix kinne midnemme, so schnell hett si miäße abhaue, sunschd hädde die si dert glatt umbrocht! *(er schaut in die Runde und prüft, ob die Dramatik seiner Geschichte die Kinder in den Bann gezogen hat, was der Fall ist)* Unn dann isch si uff de Fluchd mit ihrem Wage durch ganz Europa g'fahre uff de Suche nochere neie Heimed...

PAUL: Durch ganz Europa? Des hett des alde Ross vunnere noch g'schafft? Also unser alds Ross schaffts als nidde-mol meh noch zu de Dammemiehli!

EDUARD: Do siehst emol, wie zäh die Resser in Böhme sinn! Jedefalls hett si dann erfahre, dass diebe in Fronkriech ä Bäsli vunnere wuhne däd, dert hett si welle hien. Unn will d'Franzose jo so Lumbeseggl sinn, hett si ä wing Angschd g'hett, dass m'r ihre der Krischdall dert glaued. Unn des derf nitt sinn, denn wenn der Krischdall in d'Händ vun beese Mensche kunnt, dann g'schieht ä großes Unglick mit ihrer Familie.

RÖSLE: Noch ä greßers wie des, wu si ihr Schloss verlore hett?
Jessis!

EDUARD: Jawoll! Noch ä greßers. Unn dewege hett si mir ihren
Bergkrischdall anvertraut, ich soll gued uff'en uffbasse,
unn wenn si mol widder uff Sulz kunnt, unn ich gibben
ihr dann z'ruck, dann... dann... *(ihm fällt auf einmal nichts
mehr ein)* bekumm ich „eine große Belohnung“!

PAUL: Was firre „großi Belohnung“? Unn worum hett si den-
ne Krischdall grad dir genn?

EDUARD: *(schnell)*
Sie hett eifach mie reins Herz g'sähne unn g'wisst,
dass'r bi mir in guede Händ isch... Welle n'r'ne au mol
in d'Händ nemme? *(gibt den Kristall in die Runde)*

EMIL: Abber Eduard, die Frau kunnt doch im Läbesdag nimmi
z'ruck uff Sulz, die isch doch wahrschients schu läng-
schd g'storbe! Verkauf'ne doch, unn dann hesch viel
Geld unn du bisch ä richer Mann!

EDUARD: Ouh, nai, des geht nitt! – Gued, ich gib's zu, ich hab' des
au mol welle vorre paar Johr, abber sobald ich denne
Gedanke im Kopf g'hett habb, isch der Krischdall uff
eimol glühend heiß wore unn ich hab 'ne nimme an-
lange kinne...

EMIL: *(hat den Kristall gerade in der Hand, auf einmal panisch)*
Jessis, der wurd heiß, der wurd heiß! Nimm 'ne, nimm
'ne schnell... *(da alle ängstlich zurückweichen, kann er ihn
nur ganz schnell wieder an Eduard übergeben)*

JOHANNA: Emil! Wirklich?

PAUL: *(etwas verunsichert)*
Ah, wa! Der spinnt doch!

EMIL: *(aufgeregt)*
Ich spinn nitt! Ganz g'wiss isch der heiß wore in min-
nere Hand, ich hab's faschd nimmi ussg'halde...

EDUARD: *(schmunzelnd ob der blühenden Einbildungskraft von Emil)* Do hesch wahrschients grad ä beeser Gedanke im Kopf g'hett... Ja, ja. Ich hab's eich jo gsait!

RÖSLE: *(unheilsvoll)* Am End war des gar kei Gräfin uss Böhme, sondern... ä Hex'!

EDUARD: Nai, des glaub' ich nitt... *(steht auf und holt von irgendwoher eine Blechschachtel)* Sunscht hätt' si mir doch nitt au noch des Rezept vun denne siäße Bredli verrode... *(geht durch die Runde)* Abber jeder nur eins...
(Jedes der Kinder holt sich einen Keks aus der Dose, als ob es ein Schatz wäre, bedankt sich artig und probiert diesen dann genüsslich)

EMIL: Gell, du weisch zu jedem Ding do in dinnere Stubb ä Gschiehdli zum Verzelle? *(als Eduard darauf nickt)* Toll...

JOHANNA: Eduard, du heisch jo nitt „Zünderli“ mit Nachname...

EDUARD: Nai, absolut nitt...

JOHANNA: ... sondern „Herzog“!

EDUARD: Stimmt.

JOHANNA: *(sinniert, während sie den Keks genießt)*
Des isch jo so ebbs wie ä Graf... Sinn dinni Urahne dann au mol rich gsinn, henn a Schloss irgendwo g'hett unn verlore unn sinn dann irgendwie in Sulz hänggebliebe?

EDUARD: *(lacht)* Jo, was kannsch wisse... *(sieht durch ein imaginäres Fenster)* De Räge hett uffg'hert, jetzt nix wie heim. Ich sott au noch notwendig zu minnem Bäsli Len ins Underdorf. Derre hab ich ä Brunzhafe g'flickt, unn denne wott ich hitt noch furtbringe... Auf, Kinder!

[...]

¹ Josef Weber, *Der Zünderle und seine Zeit*, Lahr 1977, S. 23 ff.

² Ebenda, S. 28.

³ Ebenda S. 17 f.

⁴ Aus: Stadt Lahr (Hrsg.), *Bei uns in Sulz. Ein Bilder und Heimatbuch*, Lahr 1992, S. 23.

⁵ Stellungnahme von Klaus Siefert in einer E-Mail an Klaus Kurz vom 18.09.2012.

⁶ Gerd Möllmann „Aus der Geschichte des Musikvereins“, in der Festschrift „100 Jahre Musikverein Sulz e.V.“, Sulz 1987, S. 39.

⁷ Ebenda, S. 41.

Zruck zum Landlebe

Uf ere Tour im Schuttertal weiß ich mit em Velo am e Krizweg nit witer un zwei Buebe am Stroßerland erkläre mir mit Händ un Fieß, wu ich s Loch zuem Heimweg find. Will ich lueg wie e Bulldogg un nix kapiir, fahre si eifach mit, e Kilometer bis fascht zuem nägschte Dorf.

Einer drillt am Lenkergriff, wie wenn er ufem Moped Gas gänn dät, un brielt de ganze Weg: „Mämmämmämm!“ Ich muess lache un dät ne gern als Dank firs Wegwiise ebbs zum Schleckke spendiere, awer de Lade isch schun lang dicht. Speeter denk i, was die Burscht in e paar Jährli wohl mache.

Ebbs zum Schleckke un noch anderi Sache hole si sich derno selber. Si iwerhole d Radfahrer mit eme richtige Moped, de erscht groß Freiheit. S „Mämmämmämm“ kunnt dann us em Uspuff un regt selli uf, wu ihri Rueh welle. Si gehn in d Stadt, lehre oder studiere ebbs. Un manchsmol kumme si um einigi Jährli zittiger zruck un sueche uf ihrem Fahrrädli e friedlicher Fleck zuem Entspanne, ganz ohne „Mämmämmämm!“ Un derno treffe si am Krizweg villicht zwei Buebe, will si nit witer wisse...

Ulrike Derndinger

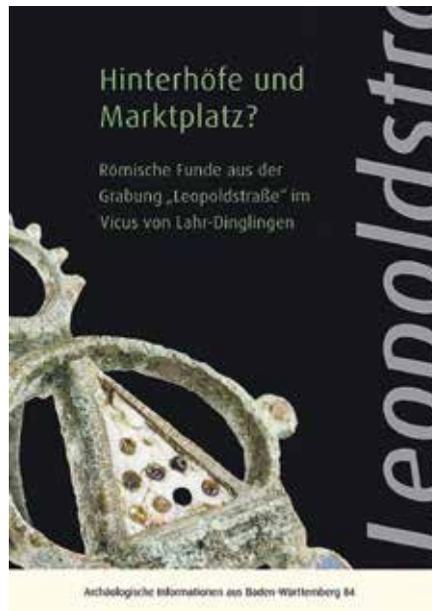
Ankündigungen und Besprechungen

Gertrud Kuhnle (Hg.), *Hinterhöfe und Marktplatz? Römische Funde aus der Grabung „Leopoldstraße“ im Vicus von Lahr-Dinglingen*, Esslingen 2021, ISBN 978-3-942227-49-0, 188 S., 12 Euro (mit Beiträgen von Gertrud Kuhnle, Gabriele Bohnert, Diethard Tschocke, Erika Capelletto, Carina Danner, Peter Knötzele, Richard Vogt, Klaus Kortüm, Martin Luik, Kathrin Lieb, Markus Scholz, Gerhard Gmeinder, Michael Francken, Sabine Deschler-äErb, Alexander Heising und Lena K. Regetz).

Mit Heft 84 der *Archäologischen Informationen* aus Baden-Württemberg wird das große Mosaik des einstigen römischen Lebens in Lahr um ein neues Stück erweitert. 2018 wurde das Gelände in der Leopoldstraße in Lahr sondiert, um die Grundlage für die Grabungsarbeiten 2019/2020 auf insgesamt 964 Quadratmetern zu ermöglichen.

In insgesamt 26 Beiträgen, die hier nicht alle wiedergegeben werden können, werden detailliert die Grabungsergebnisse erläutert, eingeordnet und die römische Geschichte Lahrs fortgeschrieben. Aufsätze zur musealen Aufarbeitung der gallo-römischen Geschichte Lahrs, zu älteren Grabungen und Funden im nördlichen Vicus und zur Vorgeschichte der Grabung leiten den Sammelband ein. Danach folgen Beiträge zur Befundsituation und -interpretation. „Funde en masse“ lautet das nächste Kapitel, das sich mit den Münzen, Fibeln, Glas- und Keramikfunden befasst.

Daneben fanden sich bei der Ausgrabung 2019/2020 auch einige Einzelstücke, die alle ihre eigene Geschichte erzählen. Beispielsweise fand sich bei der Ausgrabung ein Ring,



den Markus Scholz in seinem Beitrag einen *Liebesring aus der Leopoldstraße* näher betrachtet. Er erklärt und kontextualisiert diesen sogenannten Liebesring und beispielsweise den Brauch der nord-westlichen Provinzen des *Imperium Romanum*, die Liebeserklärung mit einem Ring oder einer Fibel zu unterstreichen.

Die Museumspädagogin Kathrin Lieb stellt in dem Buch verschiedene Bereiche aus dem römischen Alltag vor (Medizin, Kosmetik, Spinnen, Lesen, Möbel u.v.m.) und setzt sie in Zusammenhang mit den Funden der Ausgrabung. Zwei Beiträge zu den Knochenfunden erschließen bislang vernachlässigte Aspekte der Lahrer Grabungsgeschichte, während abschließend der Blick auf neue Fragestellungen und die bemerkenswerten Ähnlichkeiten der Streifenhausarchitektur von Riegel und Lahr-Dinglingen gelenkt wird.

Allgemein liefert dieses reichbebilderte Werk auf 188 Seiten einen vielseitigen Blick auf die Ausgrabung in der Leopoldstraße wie auch zu relevanten archäologischen und musealen Themen. Wer im Sommer diesen Jahres die Ausstellung im Stadtmuseum „Ausgegraben und ausgestellt. Römische Funde aus der Grabung Leopoldstraße“ nicht selbst besuchen konnte, erhält hier die Möglichkeit, die Funde der Ausgrabung zu sehen und zugehörige Fachinformationen nachlesen zu können.

Daniel Senger

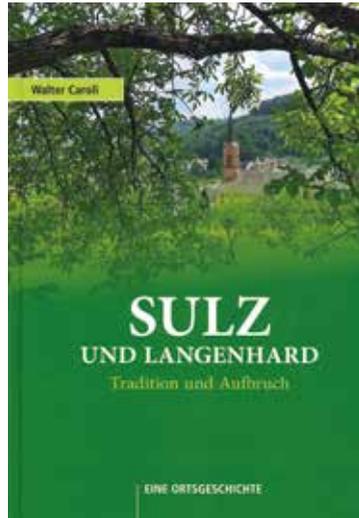
Sulz und Langenhard, Tradition und Aufbruch. Eine Ortsgeschichte, Lahr 2020, ISBN 978-3-7806-8203-1, 631 S., 25 Euro

Wenn man die 2020 erschienene Sulzer Ortsgeschichte in Händen hält, kann man die Informationsdichte beinahe schon allein durch das Gewicht fühlen – die von Walter Caroli geschriebene Ortsgeschichte schreitet auf 631 Seiten die nachweisbare Geschichte von Sulz über einen Zeitraum von fast 800 Jahren ab.

Aus öffentlicher Sicht war die erstmalige Aufarbeitung der Sulzer Ortsgeschichte zur Weimarer Zeit, dem Nationalsozialismus sowie der Historie des Langenhardts und der Sulzer Auswanderungswelle von besonderem Interesse, jedoch gibt es viel Lohnendes, das die Ortsgeschichte an Informationen und Quellen für die interessierte Leserschaft darüber hinaus bereithält.

Im Vorwort schreibt der Autor: Diese Ortsgeschichte stützt sich durchgängig auf Quellenangaben, die in früheren Veröffentlichungen über Sulz nahezu völlig fehlten. Damit macht Walter Caroli aus Erzählungen nun Geschichte.

Neben den Inhalten ist diese Ortsgeschichte durch akribische Recherche und ausführliche Quellenarbeit attraktiv, besonders im Hinblick auf künftige Heimatforschung, da ein umfangreiches Quellenverzeichnis digital als auch in Printform zur Verfügung steht und separat angefordert werden kann.



Die Geschichte und der Werdegang von einem abgeschiedenen Dorf im Mittelalter bis hin zum heutigen Tage als größten Stadtteil Lahrs sind inhaltlich Thema des ersten Teils der Ortsgeschichte und behandeln historische, politische und gesellschaftliche Entwicklungen in Sulz.

Im zweiten Teil ist der „Zinken Langenhard“ Untersuchungsgegenstand und wird aus historischer Perspektive für das 17. und 18. Jahrhundert beleuchtet. Auch wird der Alltag auf dem Langenhard betrachtet, wie beispielsweise das Schulleben, welches vor 1808 durch den sogenannten „Wandertisch“ stattfand, bei dem die Lehrer von Hof zu Hof gingen, die Kinder unterrichteten und von den Langenhardern verköstigt wurden.

Im dritten Abschnitt der Ortsgeschichte finden sich die Elemente des Dorflebens im Fokus der Analyse. Hier sind ausführliche Beiträge zum Sulzer Ortsgericht, Schulwesen, Kindergarten, Kirchenleben, der Rathäuser, Landwirtschaft, Vereine, den Mühlen, Genossenschaften, Sulzer Persönlichkeiten etc. zu finden.

Im vierten, fünften und sechsten Abschnitt der Ortsgeschichte finden sich eine Zeittafel, Transkriptionen und der Anhang wieder und liefert der interessierten Leserschaft an dieser Stelle zusätzliche informative Beiträge.

Zudem enthält das Buch viele Bilder, Darstellungen, Karten und andere Grafiken, die die behandelten Inhalte verdeutlichen und gut zur Schau stellen.

Zusammenfassend ist die Sulzer Ortsgeschichte von Walter Caroli das neue Standardwerk für alle, die etwas über Sulz erfahren oder schreiben wollen. Wie der Autor auch selbst im Vorwort geschrieben hat, ist eine Ortschronik nie zu Ende geschrieben und durch das umfangreiche Quellenverzeichnis soll Interessierten der Ansporn zu weiteren Nachforschungen gegeben werden.

Daniel Senger

Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter

Dr. Walter Caroli

Albert-Schweitzer-Straße 8

77933 Lahr

Geb. 1942, ehemaliger Landtagsabgeordneter, Stadtrat von 1975 bis 2020.

Veröffentlichungen: Geschichte der Lahrer SPD, Lahrer Familiengeschichte Caroli seit 1500, Ortsgeschichten Dinglingen, Hugsweier, Kuhbach, Sulz, Wickertsheimer Weg, Glasfenster im Alten Rathaus, Beiträge zum Geroldsecker Land, Landespreis für Heimatforschung 2011, 2. Preis, Christian-Wilhelm-Jamm-Preis für herausragende ehrenamtliche Leistungen für die Stadt Lahr 2017.

Ulrike Derndinger

Jahrgang 1977, ist auf einem Bauernhof in Kürzell aufgewachsen. Sie ist Redakteurin der Badischen Zeitung in Lahr, hat mehrere Mundartpreise erhalten und wohnt in Lahr.

Martin Frenk

Rheinstraße 6

77963 Schwanau-Ottenheim

Jahrgang 1956, bis 2017 als Justizbeamter beim Staatlichen Grundbuchamt in Lahr tätig. Seit 1983 freier Mitarbeiter erst bei der Lahrer Zeitung, dann bei der Badischen Zeitung. Zahlreiche regionalgeschichtliche Veröffentlichungen sowie die Bücher „Geschichte der Ottenheimer Michaelskirche“, „Riedprofile“ und „Kanzdriewili“. Begeisterter und engagierter Pferdesportler in verschiedenen Vereinen und Fachverbänden.

Sina Fritsche M.A.

sina.fritsche.le@gmail.com

geb. 1996 in Stuttgart

2014 – 2017 Studium der Geschichte (Hauptfach) und Anglistik (Nebenfach) an der Universität Stuttgart

Abschluss: Bachelor of Arts

seit 2017 wissenschaftliche Hilfskraft bei der Stiftung Bundespräsident-Theodor-Heuss-Haus

- 2017 – 2020 Studium der Geschichte, Anglistik, Politik, Text- und Literaturwissenschaft und Philosophie an der Universität Stuttgart. Abschluss: Master of Arts
- seit 2021 Promotionsstudentin im Fach Geschichte an der Universität Stuttgart.

Walter Karl

Walter Karl, Jahrgang 1949, geboren in Lahr, Teil der Kindheit und Schulzeit in Lahr-Dinglingen, verheiratet, ein Sohn, 47-jährige berufliche Tätigkeit als kaufmännischer Angestellter, seit einigen Jahren Rentner, weit gereist.

Christopher Kern

Jahrgang 1976, aufgewachsen in Seelbach, freier Autor und Spielleiter, wohnhaft in Friesenheim-Oberweier. Verfasser und Regisseur u.a. großer Amateurtheaterproduktionen anlässlich von Gemeindejubiläen im Lahrer Raum, Gründer und Künstlerischer Leiter der „Theaterbühne im Keller“ vom Kulturkreis Lahr e.V., dazu wechselnde, vielgestaltige Regietätigkeit an verschiedenen Orten, aktuell beim „Theater im Gewölbe e.V.“ in Offenburg.

Ekkehard Klem

Jasminstraße 28
77948 Friesenheim

Jahrgang 1943, pensionierter Hauptamtsleiter der Gemeinde Friesenheim und langjähriges Vorstandsmitglied im Historischen Verein Mittelbaden, Regionalgruppe Geroldsecker Land, ist der Friesenheimer Bürgerschaft durch zahlreiche Veröffentlichungen zur Lokalgeschichte bestens bekannt. Seit 1987 ist er Mitarbeiter des Geroldsecker Landes.

Kathrin Lieb

Stadtmuseum Lahr
Mauerweg 9
77933 Lahr/Schwarzwald
07821/94083

kathrin.lieb@lahr.de

Von 2010 bis 2016 Studium der Provinzialrömischen Archäologie an der Universität Freiburg. Im Anschluss Volontariat im Archäologischen Museum Colombischlössle und Assistenz im Urgeschichtli-

chen Museum Blaubeuren. Seit 2020 beim Stadtmuseum Lahr für die Römeranlage zuständig.

Brigitte Munding

Geboren 1960, in Lahr; Studium Geographie M.A. in Freiburg, mit den Nebenfächern Soziologie und Ethnologie. Innerhalb der Berufsbiographie jahrelange Koordinationstätigkeit im grenzüberschreitenden, überwiegend deutsch-französischen Hochschulbereich. Interesse und Weiterbildungsseminare in den Bereichen Landschaft, Botanik, Ornithologie und Naturschutz.

Werner Schönleber M. A.,

Jahrgang 1989. Studierte Geschichte, Katholische Theologie, vor- und frühgeschichtliche Archäologie in Freiburg und Frankfurt/Main. Seit September 2018 Aufsichtskraft im Stadtmuseum Lahr. Seit Februar 2021 Doktorand an der Helmut-Schmidt-Universität/Universität der Bundeswehr. Dissertationsthema: Kanadische Militärstandorte in der Bundesrepublik während des Kalten Krieges.

Ines Schwendemann

Geboren 1996, wohnt in Lahr, ist aber eigentlich gebürtige „Sulzerin“. Sie studierte an der Albert-Ludwigs-Universität in Freiburg Geschichte und Deutsche Literatur. Nach ihrem zweijährigen Volontariat bei der Mittelbadischen Presse mit Stationen in Lahr, Offenburg, Kehl und Stuttgart (Stuttgarter Zeitung/Stuttgarter Nachrichten) beginnt sie im Februar 2021 eine Stelle als Redakteurin in der Redaktion des Offenburg Tageblatts.

Daniel Senger

B.A., Jahrgang 1994, aktuell Masterstudium der Interdisziplinären Anthropologie an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg.

Heinz Walter

Geboren 1954. Studium der Rechtswissenschaft in Heidelberg und Freiburg. Bis 2020 Vorsitzender Richter am Landgericht Offenburg. Gemeinderat in Neuried. Mitglied des Historischen Vereins.

)) *Meine Bank* ((
Für die Menschen in der Region



Jeder Mensch hat etwas, das ihn antreibt.

Wir machen den Weg frei.



Volksbank Lahr eG

Schillerstraße 22 · 77933 Lahr · Telefon 07821 272-0

www.volksbank-lahr.de